

Hans Brandenburg

Gott  
begegnete  
mir

Band 2 · Von Lübeck bis Korntal

Brandenburg *Gott begegnete mir* Band 2

**Gott begegnete mir**



Bezzel empfahl den Pfarrern, Biographien zu lesen. Hier haben wir eine, die das Lesen lohnt. Hans Brandenburg, der Rigaer Kaufmannssohn, berichtet aus seinem Leben. Das wichtigste Ereignis ist das im Titel ausgesprochene. Von der bewußten Entscheidung für Christus empfängt alles sein Licht. Hier liegt auch der Angelpunkt aller Kritik an Kirche und Theologie, die daher keine zynische, sondern eine positive Kritik ist. Die anschauliche Darstellungsweise, durch





Hans Brandenburg · Gott begegnete mir

**Aus der Welt der Erweckung**  
**Herausgegeben von Erich Beyreuther**  
**Band V**

Hans Brandenburg

GOTT  
BEGEGNETE MIR

2. Teil

Von Lübeck bis Korntal



R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL

1964

Grafik: Daniel Christoff

Druck: Herm. Weck Sohn · Solingen

### III. DIENSTJAHRE

#### 1. DIE LÜBECKER ZEIT (1922–1930)

*Die Matthäigemeinde – Hauptpastor Haensel – Die Lübecker Pastorenschaft – Der Gemeindebezirk – Hausbesuche und Amtshandlungen – Predigt und Bibelstunde – „Saatkorn“ – Konfirmanden – Kindergottesdienst – Vereine – Opferfreudigkeit – Das Blaue Kreuz – „Klinkenputzer“ und Hochstapler – Begegnung mit dem Sozialismus – Kampf gegen die Prostitution – Das Zufluchtsheim – Wir bauen ein Jugendheim – Theologische Gegensätze – Unser Familienleben – Eine Schwarzwaldwanderung – Krankheitsnöte – „Lebensunwertes Leben“ – Ich werde nach Berlin berufen.*

Als ich im Herbst 1922 nach Lübeck gerufen wurde, war ich der festen Hoffnung, daß ich hier endgültig meine Lebensaufgabe finden würde. Noch heute meine ich, als hätte ich hier den Höhepunkt meiner Lebensarbeit erreicht. Und es scheint mir seltsam, daß es nur acht Jahre gewesen sein sollen, in denen ich dort meinen Dienst hatte. Die Gemeindegarbeit ist die eigentliche Aufgabe des Pastors, der sonst diesen Namen zu Unrecht trägt. Das alte Wort, die erste Gemeinde sei wie eine Braut, die man nicht vergißt, reicht hier gar nicht aus. Aber wahr bleibt, daß ich mich der Gemeinde auch nach meinem Abgang bis in die Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, verbunden wußte und weiß. Vielleicht hängt das auch damit zusammen, daß mich in jenen Jahren schwerste Schicksalsschläge trafen. Gerade deshalb habe ich hier die Größe und Kraft echter Gemeinschaft im Glauben und wahrer Gemeinde Jesu wie noch nie erproben können.

Die Matthäikirche war äußerlich gesehen unbedeutend. Gegenüber den wundervollen mittelalterlichen Bauten der alten Hansestadt mit ihren sieben Türmen wirkte die relativ kleine Kirche der Holstenvorstadt im Osten der Trave sehr bescheiden. Um die Jahrhundertwende baute man Kirchen wie mit dem Ankersteinbaukasten. Meine Kollegen vom ehrwürdigen Dom aus der Zeit Heinrichs des Löwen spotteten: „Deine Kirche ist wie nach dem Katalog gebaut.“ Wenn ich von der Burgtorbrücke im Nebel den so zart wirkenden Turm von St. Matthäi in der Nachbarschaft des massi-

gen Gefrierhauses des Schlachthofes sah, wurde ich oft an das Wort des Paulus erinnert: „Das Fleisch gelüftet wider den Geist.“

Dennoch hätte ich mit keinem Pastor der Stadt getauscht. Und auch jetzt, nachdem ich durch jahrelangen Reisedienst einige hundert Kirchengemeinden kennengelernt habe, wage ich meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß es in Norddeutschland nur wenige oder gar keine Gemeinde gab, die der Matthäigemeinde gleichkam. Ich nehme es auf mich, um dieses Satzes willen belächelt zu werden.

Was war das Besondere der St. Matthäigemeinde in Lübeck?

Als gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts Lübeck einen industriellen Aufschwung erfuhr, wanderten zahllose junge Mecklenburger, die nicht als Tagelöhner auf den großen Gütern bleiben wollten, in die alte Hansestadt. Die Maschinen- und Schiffsbauindustrie brauchte Arbeitskräfte. Hier konnte Geld verdient werden. Auch Pommern, Ostpreußen, ja sogar Sachsen und Süddeutsche lebten in der Holstenvorstadt. Damals wurde die kleine mittelalterliche St. Lorenzkirche vor dem Holstentor zu klein. Meist auf dem Gelände ehemaliger Baumschulen und Gärtnereibetriebe entstand Straßenzeile um Straßenzeile. Auch die große neue St. Lorenzkirche reichte bei weitem nicht aus. Als Tochtergemeinde entstand an der Allee nach Bad Schwartau hin die Matthäikirche. Erst viel später wurde im Süden der Lorenzkirche die Lutherkirche erbaut.

Alfred Haensel, der junge Hilfsprediger der Lorenzkirche, wurde der erste Pastor der neuen Matthäigemeinde. Ehe die Kirche fertig wurde, hielt er seinen Gottesdienst in der Turnhalle nebenan. Der 1. Vorsitzende des neuen Kirchenvorstandes war ein Lübbischer Kapitän, der jahrelang die Dampfer in Richtung Riga führte. Es war Kapitän Steffen. Sein Bild hängt heute noch in der Kirche. Der junge eifrige Pastor Haensel erlebte den Neubau der Kirche gleichzeitig mit den vielen Neubauten der Wohnhäuser. Mit großem Fleiß machte er Hausbesuche. Sein fröhliches Wesen und sein Geschick, mit Kindern umzugehen, erwarben ihm schnell die Liebe und das Vertrauen der Zugezogenen.

Aber das Bedeutsamste war doch etwas anderes. Vor dem Burgtor in der Eschenburgstraße hatte die Witwe des früheren Bürgermeisters Kulenkamp ihre Villa. „Frau Senator“, wie sie bei uns hieß, war so etwas wie die Großmutter aller neueren Erweckung in Lübeck. Der CVJM in der Großen Burgstraße durfte in jedem Sommer in ihrem Park Missionsfeste feiern. Sie hatte auch seinerzeit die Schwester Cäcilie Petersen, die nachmalige Gründerin des Diakonissenhauses Salem in Berlin-Lichtenrade, nach Lübeck gerufen.

Sie sollte seelsorgerliche Besuche in den dunklen und ungesunden Gängewohnungen der Engels- und Fischergrube usw. machen. Im Hause von „Frau Senator“ fand allmonatlich eine Bibelsprechstunde statt, zu der sie mit großer Erfindungsgabe immer neue Redner und Gäste einlud. Hier hörte Pastor Alfred Haensel den Landdrosten der benachbarten mecklenburgischen Stadt Schönberg, Kammerherrn von Engel, die Bibelstunde halten. Engel war damals einer der Führer der in Mecklenburg durch mancherlei Anfechtung gehenden Gemeinschaftsbewegung. Und hier lernte Haensel auch Pastor Walter Michaelis kennen. Während Herr von Engel in einer fast übermütigen, fröhlichen Art von Jesus sprechen konnte, war Michaelis der ruhige und geklärte Theologe. Unter dem Einfluß dieser Stunden fand das Leben und Zeugnis Haensels eine grundlegende Erneuerung. Dieser lutherische Mann der Landeskirche wurde nun zugleich ein Evangelist und Gemeinschaftsmann. Beides fand in ihm eine glückliche Verbindung und Ergänzung. Auch seine Gegner, deren er viele hatte, konnten ihm seine ehrliche und warme Kirchlichkeit nicht absprechen. Später hat man mir gesagt: Haensel hatte zwar viele Gegner, aber keine Feinde. Seine Aufrichtigkeit und Lauterkeit machten ihn unangreifbar. Ein alter Pastor sagte mir von ihm das gute Wort: „Bei allem, was Haensel tat und sagte, hatte man den Eindruck, daß er dabei mit der Frage rang: Kann ich damit vor meinem Herrn bestehen?“

Diese seine Treue zur Kirche und zum lutherischen Bekenntnis bekam nun eine evangelistische Spitze. Seine unermüdlichen Hausbesuche, seine lebendigen Predigten, seine Bibelstunden (die ersten in der ganzen Lübecker Kirche!) hatten das Ziel: Ich möchte Menschen für Jesus werben! Seine strahlende Freundlichkeit und Gefälligkeit kamen ihm sehr zu Hilfe. Aber alle Güte und Freundlichkeit hat ihre Begrenzung im biblischen Evangelium von Jesus Christus. Wer diesem widerstand, bekam es eindeutig zu hören. Der Vorsitzende des Kirchenvorstandes erzählte mir noch nach Jahren voll Entrüstung, daß Haensel ihm eines Tages gesagt habe: „Herr Direktor, uns trennen Abgründe!“

Es ist überraschend, daß Haensel trotz dieser Eindeutigkeit so viel Liebe und Freunde fand. Die Kinder hingen an ihm und die Jugend. In der inneren Stadt war er der Vorsitzende des CVJM, und in der Gemeinde zeigte sich seine besondere Gabe für die Seelsorge an Frauen. Viele begabte und tüchtige Frauen in beruflicher Stellung, auch eine Anzahl Lehrerinnen, gewann er für seinen Herrn und für die Mitarbeit in der Gemeinde. Aber der Höhepunkt war doch sein Kindergottesdienst. Mit einer Helferschar von etwa dreißig jüngeren und älteren Frauen und Mädchen sammelte er allsonn-

täglich neunhundert bis tausend Kinder in der Kirche. Zu Weihnachten mögen es zwölfhundert gewesen sein. Das hieß, daß in diesem Proletarierviertel, wo der alte Marxismus noch theoretisch an seiner Kirchenfeindschaft festhielt, fast alle Kinder sonntags nach dem Mittagessen zur Kirche kamen. Auf den Straßen sah man zu dieser Stunde kaum ein spielendes Kind. Welch begeisterte Berichte habe ich über seinen Kindergottesdienst und dessen Feste und Ausflüge gehört! Seinen Helferkreis pflegte er aber auch besonders. Eines Tages spendierte er ihnen sogar im Konfirmandensaal ein Festessen mit Schweinebraten! Aus diesem Helferkreis entstand dann die Matthäigemeinschaft als bekennende Kerngemeinde und stiller Träger der erwecklichen Arbeit in St. Matthäi. Nur einmal im Monat hatte dieser Kreis seine nur für Mitglieder zugängliche Gebetsgemeinschaft.

Haensel schonte sich nicht. Er ahnte wohl selber nicht, daß er seinem Herzen zuviel zumutete. Nach rund fünfundzwanzigjähriger Arbeit starb er einen schnellen Tod. Er hatte sich buchstäblich zu Tode gearbeitet. Nach der Konfirmation am Palmsonntag vor über zweihundert Konfirmanden suchte er diese in kürzester Zeit in ihren Wohnungen auf, hielt die Passions- und Ostergottesdienste und am Osternachmittag noch einen von ihm besonders eingeführten Gottesdienst auf dem Friedhof. In der Nacht darauf brach er zusammen. „Wir beerdigten ihn wie einen König“, erzählte man mir. Stundenlang zog seine Gemeinde an seinem in der Kirche aufgebahrten offenen Sarge vorbei. Der Weg bis zum Friedhof war umsäumt von Mauern der trauernden Gemeindeglieder. Auf seinem Grabkreuz steht das Wort Eliesers: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben“ (1. Mose 24,56).

Nun sollte ich – ein halbes Jahr nach Haensels Tod – dieses große Erbe antreten. Seine Witwe wurde uns eine treue mütterliche Freundin und Beraterin. Ohne sie wäre der Anfang ungleich schwerer geworden. Wir haben einige Jahre friedlich das Pfarrhaus miteinander geteilt. Später hat sie mich oft an meinen Seufzer aus jenen Herbsttagen 1922 erinnert: „Ich komme mir vor wie einer, der ein Kinderschäufelchen in der Hand hat und vor dem Montblanc steht. Nun soll ich hier unten schaufeln in der Erwartung, daß der Berg ins Rutschen kommt.“

Zu der Größe der Aufgabe in der Gemeinde kam meine damals einsame Stellung in der kleinen Lübeckschen Landeskirche mit ihren rund fünfundzwanzig Pastoren. Auch Lübeck hatte im Anfang des vergangenen Jahrhunderts seine Erweckungszeit gehabt. Ähnlich wie in Erlangen, Stettin und anderswo war diese vom reformierten Pastor ausgegangen. In Lübeck war es Pastor Geibel, der Vater des

Dichters. Aber wie anderswo mündete die Erweckung auch in Lübeck in einen lutherischen Konfessionalismus. Die Vertreter dieses lebendigen Luthertums waren um die Jahrhundertwende von der modernen Theologie Ritschls und der religionsgeschichtlichen Schule verdrängt worden. Als ich in theologische Kämpfe geriet, kam ein alter Emeritus bei heftigem Schneetreiben einen weiten Weg von jenseits der Stadt zu mir, um mir den Rücken zu stärken. Dabei sagte er: „Bleiben Sie ja fest! Wir Alten haben zu schnell nachgegeben.“ Bousset und Greßmann, zwei führende Vertreter der religionsgeschichtlichen Richtung, stammten aus Lübeck. Hinzu kam, daß in Lübeck das Freimaurertum großen Einfluß hatte. Wenigstens drei Pastoren waren Glieder einer Freimaurerloge. Mein unmittelbarer Nachbar war später „Meister vom Stuhl“. Aus seinem Munde hörte ich oft die Empfehlung des einen oder des anderen Gemeindegliedes als „guten Menschen“. Ich merkte bald, daß auch diese Freimaurer waren. Für einen betonten Lutheraner, als den er sich ausgab, war diese Bezeichnung, die aus der Aufklärung stammte, immerhin überraschend.

Aber nicht alle Lübecker Pastoren nannten sich liberal. Es gab zwei Pastorenkränzchen: das eine kleinere, der „Schwarze Kaffee“, vereinigte die sogenannten „Positiven“. Die „Rote Nelke“ der Liberalen war etwas zahlreicher besucht. Ich wurde natürlich in den „Schwarzen Kaffee“ eingeladen. Aber nach ein bis zwei Besuchen streifte meine zart besaitete Frau, ihr Platz sei nicht dort. Die Gespräche waren wenig inhaltsvoll, und unsere Zeit stark in Anspruch genommen. Da auch zwei andere Amtsbrüder sezessionierten, so bildete sich ein dreieckiger Bibelkreis, den wir nach dem ältesten von uns, Pastor Linde, das „Lindenblatt“ nannten. Aber der Kreis war zu klein. Wieder gab meine Frau die Anregung zu einem erweiterten Bruderkreis, zu dem auch der reformierte Pastor, einige Pastoren aus der benachbarten Mecklenburgischen und Eutiner Kirche, dazu einige Emeriti geladen wurden. Das gab dann eine wundervolle Gemeinschaft, zumal seit einige jüngere Pastoren nach Lübeck kamen. Aber damit habe ich der Entwicklung vorausgegriffen.

Auch die Positiven hatten mit dem Neupietismus von St. Matthäi wenig im Sinn. So ergab sich die seltsame Lage: Ich war von der Landeskirche ausdrücklich als Gemeinschaftsmann gerufen, blieb aber in den ersten Jahren fast völlig isoliert. Selbst wenn ich in der Theologischen Gesellschaft, die uns alle vereinte, am langen Tisch Platz nahm, blieben die Plätze links und rechts von mir in der Regel unbesetzt.

Vor meiner Ordination mußte ich mich einem Colloquium unter-

werfen, das allerdings nur formalen Charakter hatte. Dann aber bestand die schöne Sitte, daß neue Mitglieder des „Geistlichen Ministeriums“, wie die Körperschaft der Stadtgeistlichkeit der alten Freien Hansestadt noch hieß, in einer feierlichen Sitzung aufgenommen wurden. Alles erschien im festlichen Ornat, wobei die alten Halskrausen sich besonders malerisch machten. Als Ort wurde dann die große Sakristei der alten Jakobikirche gewählt. Ehe der Neugewählte mit Handschlag durch alle Ministerialen aufgenommen wurde, mußte er seine Lebensgeschichte unter Berücksichtigung seiner theologischen Entwicklung erzählen. Die Gelegenheit zu einem freimütigen Zeugnis meines Glaubens ergriff ich in diesem Kreis gern. Zum Schluß unterschrieb ich das lutherische Konkordienbuch – es war ein Exemplar der ersten Auflage vom Jahre 1580! Meine Bedenken gegen manche Einzelheiten des Konkordienbuches (es behauptet u. a., daß die ungetauften Kinder in die Hölle kommen) konnte ich zurückstellen, weil die Väter dieses Bekenntnisses alle ihre Aussagen unter die Kritik des Bibelwortes stellten. Es heißt im Beschluß des Konkordienbuches: „Denn der wahrhaftige, seligmachende Glaube soll einig und allein auf Gottes Wort gegründet sein, so in den Schriften der heiligen Propheten und Aposteln, als ungezweifelten Zeugen der göttlichen Wahrheit, begriffen ist!“ Im übrigen war mir die Tatsache, daß alle Rationalisten der alten Zeit wie die Liberalen der Gegenwart – übrigens auch später die sogenannten „Deutschen Christen“ – dieses Bekenntnisbuch unterschrieben haben, ein Zeichen dafür, daß der Bestand einer Kirche durch ein juristisch aufgefaßtes Bekenntnis nicht erhalten oder zu neuem Leben gewonnen werden kann. Der Heilige Geist Gottes läßt sich nicht in theologische Formeln fangen, und wären sie noch so exakt. Die Aussage über etwas ist nicht schon dieses Etwas selbst!

Meine Einsamkeit im Kreise der Amtsbrüder habe ich eigentlich nicht so stark empfunden, zumal später viele reichmachende Querverbindungen entstanden. Einsam war ich ja doch nicht, denn in der Gemeinde, vor allem in der Gemeinschaft, fand ich lebendige und beglückende Bruderschaft. Hier war ich nicht der „Herr Pfarrer“ oder „Herr Pastor“, sondern der „Bruder Pastor“. Einen Gegensatz von Kirche und Gemeinschaft kannten wir nicht. Aber wir meinten freilich nicht eine unsichtbare Kirche oder eine Landeskirche, sondern unsere Kirche. Die etwa hundertzwanzig bis hundertvierzig Glieder der Matthäugemeinschaft waren die treuesten Kirchgänger und fehlten nie ohne ernsthaften Grund im Gottesdienst. Sie luden auch unermüdlich ein und brachten Nachbarn mit. Insofern waren sie echte Kinder der Reformation, daß sie die Überzeugung

hatten: „Das Wort“ macht es! Man muß unter das Wort kommen, sonst gedeiht der Glaube nicht. Darum waren sie auch streng mit mir und erwarteten, daß ich ihnen wirklich das Wort Gottes predigte. Ich merkte vom ersten Sonntag an, daß mich die Gemeinde erzieht. Schon nach der ersten Predigt redete mich die prächtige alte Mutter meines Vorgängers an und sagte: „Wahrscheinlich war es eine sehr schöne Predigt, aber ich habe leider nichts verstanden. Sie müssen für uns alte Leute viel langsamer sprechen.“ Ein andermal sagte mir die Direktrice einer Konservenfabrik: „Ich selbst habe heute allerhand mitnehmen können. Aber ich dachte: wenn einer zum erstenmal in der Kirche war, hätte er nicht verstanden, worauf es ankommt. Predigen Sie doch so, daß Sie immer an diesen einen denken!“ Daß dieser „Eine“ wirklich in der Kirche war, dafür sorgten schon meine Leute. Am ernstesten traf mich die Kritik einer Bußtagspredigt von seiten der Frau des Lehrers Ketel, der uns besonders verbunden war. „Heute hat mich Ihre Predigt enttäuscht“, sagte sie offen. Betroffen fragte ich nach dem Grunde. „Sie haben uns nichts von Jesus gesagt.“ Ich suchte mich zu rechtfertigen: In meinem Predigttext, im 130. Psalm, sei Jesus nicht genannt. Sie sagte lächelnd: „Da halte ich's mit Spurgeon, der gesagt hat: Von meinem Jesus lasse ich mich durch meinen Text nicht trennen! Auch wenn es über Hecken und Zäune geht!“ Wie gut tat solche Kritik! Und ich lernte gerne daraus. Ein andermal erschien der alte Bruder Reppin am Montagfrüh im Sonntagsrock bei mir, setzte sich feierlich auf das Sofa und sah mich ernst an, ehe er das Wort nahm. Ich war gespannt, was dieser ehrwürdige Alte, der jahrelang Kohlen getragen hatte und nun als Rentner unter uns lebte, wohl auf dem Herzen habe. „Mein lieber Bruder Pastor! Sie wissen: ich habe Sie lieb wie meinen eigenen Sohn. Aber gestern war ich traurig über Sie.“ Ich hatte nach Schluß des Gottesdienstes noch im Talar ein Gespräch mit Besuchern der Kirche gehabt und war aus irgendeinem Grund in lautes Lachen ausgebrochen. Mit Recht verwies mir dieser treue Bruder mein Verhalten, durch das ich ihm und anderen den Segen der Predigt geraubt hätte. Wußte er auch nichts von einem gesetzlichen „decorum pastorale“, so hatte er doch einen feinen geistgewirkten Takt. Es war eine gute Schule, in die ich getreten war.

Zu meinem Bezirk mit seinen rund fünftausend Einwohnern gehörte noch eine über hundert Glieder zählende sogenannte Personalgemeinde, die in der ganzen Stadt verstreut war. Diese Personalgemeinde trug den Namen zu Unrecht. Nach der neuen Verfassung, an der Haensel verantwortlich mitgearbeitet hatte, war der übliche Parochialzwang ein wenig gelockert. Es hat gewiß seine

große Bedeutung, daß in Deutschland, und darum auch in Lübeck, jedes Wohnhaus einer Kirche zugeordnet ist. Aber der Zwang, sich zu dieser zuständigen Kirche und ihrem Pastor zu halten, führt doch oft zu Härten. Besonders darum, weil unsere Landeskirchen nicht zu verhindern vermögen, daß eine buntscheckige Theologie auch eine reiche Mannigfaltigkeit von Predigern auf unsere Kanzeln schickt. Da gibt es Liberale und Positive, Konfessionelle und Pietistische, Freimaurerische und Politische, Anthroposophische und Pazifistische, Nationalistische und Religiös-Sozialistische – ach, die Liste der Pastoren könnte noch sehr erweitert werden! Kann dem Gemeindeglied zugemutet werden, daß mit einem Umzug immer auch der Inhalt der Predigt wechselt? Nicht nur der Predigt, sondern auch der Konfirmation, der Trauung usw.? Mag sein, daß die Mehrzahl des Kirchenvolkes sich um diese Frage keine grauen Haare wachsen läßt. Aber gerade die aktivsten und bewußtesten Gemeindeglieder geben der Gemeinde erst ihr Gepräge. Darum muß die Möglichkeit der Wahl der Kirchengemeinde – und damit allerdings auch des Pastors – gegeben werden. In Lübeck gab es also außer dem üblichen Dimissoriale, dem Übertragungsschein für eine einzelne Amtshandlung, auch eine einmalige Erklärung bei der Kirchenleitung, daß man sich mit seiner Familie zu Pastor X an der Y-Kirche halte. In meinem Fall war es keine Personalgemeinde, denn mich kannte noch niemand. Aber viele Glieder der Matthäigemeinde waren im Laufe der Zeit vors Burgtor oder in die Domgemeinde verzogen und fühlten sich doch vom Gemeindegliedleben in St. Matthäi angezogen. Dadurch waren meine Besuchswege oft recht ausgedehnt, doch handelte es sich hier um besonders treue Glieder.

Die Bevölkerung in meinem Bezirk bestand zu achtzig bis neunzig Prozent aus Arbeitern: Hafenarbeiter, Werftarbeiter, Fabrikarbeiter, Eisenbahner. Dazu kamen Beamte der Eisenbahn oder vom Zoll, einige Lehrerfamilien und Kaufleute, viele Rentner. Da mit dem Jahre 1922/23 die Inflation ihren Höhepunkt erreichte, war ich viel mit der Not der Rentner beschäftigt. Erschütternde Schicksale mußte ich erleben. Wieviel Witwen lebten ringsum, die sich einst in jahrzehntelanger Arbeit ein kleines Kapital vom Munde abgehungert hatten, um eine bescheidene Rente im Alter zu haben. Sie standen jetzt vor einem Nichts und konnten es nicht verstehen, daß der Staat sie um ihr Weniges betrog. Zwar war die Opferfreudigkeit nicht gering. Aber was half hie und da ein Lebensmittelpaket oder eine Geldgabe – es war ein Faß ohne Boden. Dabei schmolz ja auch unser Gehalt zwischen den Fingern weg. Wir hatten seit Gründung unseres Ehestandes noch kein beständi-

ges Geld in Händen gehabt. So war auch die Übung im Haushalten nicht vorhanden. Wieder merkte ich, daß ich trotz meiner Einbürgerung doch ein Ausländer war, der keinen Grundbesitz oder väterliches Erbe mitbrachte. Da die Eltern ja auch alles verloren hatten, mußten wir Kinder helfen. Dennoch haben wir nie Not gelitten, stellten allerdings auch keine Ansprüche. Auch hier half die Gemeinschaft in brüderlicher Weise. Sie schenkte mir nicht nur ein Fahrrad, sondern stiftete mir sogar den teuren Lübecker Talar. Ich war Proletarier unter Proletariern.

Alles half mit, daß wir uns schnell in der Gemeinde einlebten. Von manchem Arbeiterbruder ließ ich mir erzählen, wie er mit seinem viel geringeren Lohn durchkam. Gewiß, wir hatten die große Wohnung, mußten Haustöchter halten und hatten viele Gäste. Auch die Familie vergrößerte sich. Im April 1923 wurde uns unsere erste Tochter geschenkt, im September 1924 der zweite Junge. Schaut man auf jene Zeit zurück, so kann man nur staunen über Gottes Durchhilfe.

Sehr viel Freude machten mir die Hausbesuche. Obwohl ich darin wirklich fleißig war, bin ich doch nie auf den Grund gekommen. In der Großstadt wird viel umgezogen. Vom zweiten Jahr an hatte ich stets über zweihundert Konfirmanden, die im Jahre zweimal besucht wurden. Die Kranken rechneten mit meinem Besuch. Dazu kam, daß unsere Leute die Amtshandlungen gern im Hause hatten. Das war nicht bürgerliche Bequemlichkeit, die Taufen und Trauungen zu weltlichen Familienfesten macht. Die Arbeiterin konnte sich kein feines Hochzeitskleid leisten. Sie genierte sich, mit ihrem schlichten Gewande in die Kirche zu kommen, wo sich die Neugierigen vor und jenseits der Schwelle drängten. Ich sehe auch keinen echten kirchlichen Grund, der die häusliche Feier verbietet. Wir Evangelischen kennen keine „heiligen Räume“. Kirche ist da, wo Gottes Wort verkündet wird. Ich freute mich, mit dem Wort in die Häuser zu kommen. Es gab wirkliche Hausgottesdienste. Diese schienen mir in meinem Bezirk ein hervorragendes Missionsmittel zu sein.

Gerne machte ich die alte Lübecker Sitte mit, daß der Pastor aus seinem Pastorat in Talar, Halskrause und Barett zur Taufe oder Trauung durch die belebten Straßen geht. Sahen mich die Kinder aus der Ferne, so liefen sie mir schreiend entgegen: „Onkel Pastor! Onkel Pastor!“, und wie ein Rattenfänger von Hameln kam ich bis vor das Haus, wo ich erwartet wurde.

Spannender war es, wenn ich am Sonnabendnachmittag gerade dem Strom der heimkehrenden Werft- und Fabrikarbeiter begegnete. Zwar bin ich nie von meinen Gemeindegliedern angerempelt

worden. In Kommunistenhäusern, die ich natürlich auch besuchte, gab es einen zwar oft frostigen, wenn auch höflichen Empfang. Aber ich merkte doch, daß manch ein Arbeiter unter seinen Genossen befangen war, wenn er dem Pastor im Ornat auf der Straße begegnete. Ein wenig stillos wirkte ich ja auch in meiner Robe aus der Barockzeit zwischen den modernen Maschinenarbeitern. Ich gewöhnte mich, selbst zuerst zu grüßen, und bekam auch meist einen freundlichen Wiedergruß.

In den Häusern verlief die gottesdienstliche Feier sehr verschiedenartig. In vielen Fällen hatte die weibliche Jugend der Gemeinde einen Taftisch oder einen Traualtar würdig geschmückt. Aber die Wohnungen waren ja sehr klein. Ein bis zwei Zimmer und eine winzige Wohnküche. Und die Gäste waren zahlreich. Da gab es oft ein arges Gedränge. Einmal saß das Brautpaar schon auf dem Sofa hinter dem gedeckten Kaffeetisch und erwartete meinen Segen über die Kuchenberge hinweg. Die jungen Leute waren recht erstaunt, als ich sie aus ihrer Burg herausholte. Hinzu kam meine eigene Befangenheit, da ich ja noch nie getauft und getraut hatte und selten Zeuge von Amtshandlungen gewesen war. In meiner Aufregung ließ ich mich von dem jungen Volk, das selber gespannt auf den neuen Pastor war, zu viel stören. So kam es vor, daß während meiner Ansprache im Hintergrunde ein paar junge Dinger das Lachen kriegten, was gewiß kein Zeichen von Zynismus oder besonderer „Weltlichkeit“ zu sein brauchte (wer war nicht selber jung!). Aber mich störte das. Ich klappte dann meine Bibel zu und sagte etwa: „Wir singen einen Vers von ‚So nimm denn meine Hände . . .‘, bis sich die jungen Damen dort hinten beruhigt haben.“ Nach dem Verse sprach ich weiter, als wäre nichts geschehen. Bald hatte ich die beste Disziplin. Es hatte sich rund gesprochen. Ohnehin ließ ich zu Anfang und am Schluß stets singen. Im Sommer wurden die Fenster weit aufgemacht, damit alle Nachbarn das Lob Gottes hörten.

Im Mittelpunkt des Gemeindelebens stand die Predigt. Nachdem ich die vier neutestamentlichen Perikopenreihen durchgepredigt hatte, habe ich fast ein Jahr lang alttestamentliche Texte christozentrisch ausgelegt. Denn daß ich nun auch einen alttestamentlichen Text nicht ohne Jesus verkünden durfte, war mir klar geworden. Später habe ich auch das ganze Markusevangelium durchgepredigt. Welch eine Freude ist ein Predigtendienst in einer Gemeinde, die regelmäßig unter der Kanzel sitzt! Weil jedes seinen gewohnten Platz hatte, merkte ich gleich, wer fehlte. Öfters hatte ich einen fremden „Herrn Amtsbruder“ als Gast in der Kirche. Die legere Haltung eines Mannes, der zeigte, daß ihm der Kirchen-

raum nicht ungewohnt war, verriet das Metier. Wurde eine Predigt schwach und trocken, so pflegte die beste Kritikerin meiner Arbeit, meine liebe Frau, zu sagen: „Du solltest wieder mehr Hausbesuche machen! Die heutige Predigt war kein Gespräch mit der Gemeinde, sondern sichtlich nur am Schreibtisch entstanden!“

Fast noch mehr Freude als die Predigt, vor der ich auch heute immer noch Furcht habe, machte mir die Wochenbibelstunde. Ich begann sie im kleinen Konfirmandensaal zwischen Kirche und Pastorat. Doch der Raum, der nur wenig über hundert Hörer zuließ, wurde bald zu klein. So gingen wir in die Kirche. Diese Bibelstunde war wie ein schlichter Wochengottesdienst. Zuletzt waren bis zu dreihundert Teilnehmer regelmäßig anwesend. Wo in einer Stadt die Gewöhnung des Kirchgangs verloren ging, wird eine Abendversammlung stets besser besucht sein. Darauf machte uns schon Professor Hilbert in Rostock aufmerksam. Der unkirchliche Arbeiter findet am Wochenabend eher zur Kirche als am Sonntagvormittag.

War schon der Predigtgottesdienst fast nur von solchen besucht, die die Jesusbotschaft wirklich hören wollten, so galt das von der Bibelstunde erst recht: hier kamen solche, die ihre Bibel besser kennenlernen wollten! Darum sollte auch in der Bibelstunde stets eine fortlaufende Auslegung ganzer biblischer Bücher gegeben werden. Die meist kurzen Perikopen am Sonntag gleichen den Geschmacksproben, die dem Käufer im Warenhaus angeboten werden. Wir wissen, wie manch ein Anfänger ratlos vor der Bibel sitzt. Die Kirche ist ihren Gliedern einen echten Bibelunterricht schuldig. Sie muß Anleitung zum Bibellesen und Bibelverständnis geben. Ganz gewiß keine „existentiale Interpretation“, sondern eine Antwort auf die einfache Frage: „Was steht denn da?“ Nichts gegen eine Großmütterchenstunde. Sie ist nötig und hat ihre Verheißung. Aber hier ist noch etwas anderes gemeint: Jung und alt, Eltern und Kinder, sollten einmal in der Woche an einer erklärenden Bibelstunde teilnehmen.

Wir hatten alle ein bis zwei Jahre meist gut besuchte Evangelisationen. Wo blieben die vielen Hörer nach Abschluß solch einer Veranstaltung? Bald wurde deutlich: Wer jetzt nicht anfang, regelmäßig die Bibelstunde zu besuchen, bei dem verdunstete das Gehörte schnell. Wo aber der Angeredete oder gar Erweckte sich bei der Hand nehmen ließ und Schritt für Schritt den Weg in die Bibel ging, da war der Befestigungsknoten bald geschlungen. Ich verstand nun, was Lukas im Vorspruch seines Evangeliums meint: „Ich schreibe es dir auf, damit du Gewißheit bekommst im Betreff der Worte, in denen du unterrichtet wurdest.“ Diese Gewißheit

fehlt überall dort, wo wir die Bibel nicht kennen und darum auch keinen Umgang mit Gottes Wort haben.

Ich habe zuerst den 1. Korintherbrief beendet, in dessen Auslegung mein Vorgänger abberufen war. Dann habe ich im ersten Sommer ausgewählte Psalmen besprochen. Die Bibelstunden fielen nur in den vier Wochen meines Sommerurlaubs aus und waren sommers wie winters gleich gut besucht. Es war selbstverständlich, daß an den Bibelabenden alle Sitzungen, Jugendstunden usw. wegfielen. Das galt für den Dienstagabend genauso wie für den Sonntagvormittag.

Ich besprach auch den 25. Psalm und sagte mit Betonung, daß jeder von uns ein „Geheimnis des Herrn“ (Vers 14) kennen müsse. Wenn er nichts davon wisse, solle er sich nicht wundern, daß sein Leben unerfüllt bliebe. Erst nach über einer Woche erhielt ich einen in der Holsteinischen Schweiz mit Bleistift geschriebenen Brief, der in Berlin in den Postkasten geworfen war. Die Schreiberin bekannte, daß sie nach einem Scheidungsprozeß, der ihr viel Bitterkeit gebracht habe, für einige Wochen nach Malente zur Erholung gefahren sei. Zwei Tage waren auch für Lübeck vorgesehen. Als sie abends vor dem Holstentor spazierenging, hörte sie Kirchenglocken läuten und sah viele Menschen in die Abendkirche gehen. „Du kannst ja mal hineinschauen! Warst lange genug nicht in der Kirche“, das waren ihre sehr unverbindlichen Gedanken. Dann traf sie das Wort vom Geheimnis des Herrn. So geht es dir auch! Du hast keine Beziehung zu Gott! „Helfen Sie mir“, stand am Schluß des Briefes. Wir haben dann ein paar Briefe gewechselt, und ich empfahl ihr die Berliner Stadtmission. Als ich acht Jahre später Missionsinspektor von Berlin wurde, wurde sie eine der treuesten Besucherinnen meiner Bibelstunde. Sie wohnte in nächster Nachbarschaft.

Wir haben auch den Römerbrief und andere Bibelteile durchgesprochen. Als Hilfsmittel waren mir die Erläuterungen Schlatters zum Neuen Testament unersetzlich. Wenn ich eine halbe Seite konzentrierten Schlattertext las, hatte ich Stoff für fast eine Stunde. Ich selbst hatte von diesen Stunden reichen Gewinn.

Für vielbeschäftigte Mütter oder Alte, die nicht lange zuhören können, hatte Haensel eine viertelstündige Wochenschlußandacht eingeführt. Am Sonnabend von dreiviertel neun bis neun Uhr abends war der Konfirmandensaal gut besetzt. Die Stunde war so spät angesetzt, damit die Kinder schon gebadet und die Sonntagsvorbereitungen vollendet sein konnten. Jeder durfte, ja sollte in seinem Arbeitszeug kommen. Dieser Wochenschluß war von vielen geliebt. – Etwa ein halb Dutzend Hausbibelkreise bestanden

in den Häusern hin und her. Eine über achtzigjährige Pastorenwitwe, Tochter des einst bekannten Alttestamentlers Professor Keil, sammelte ihre Altersgenossinnen. Meine Frau hatte einen Kreis junger Mütter, die alle gerade ihr erstes oder zweites Kindchen bekommen hatten. Eine Besonderheit war der Kreis des alten Bruders Waschko, eines treuen Ostpreußen. Er versammelte sonntagsnachmittags einige Ehepaare bei sich zur Bibelbesprechung und zum Singen. Im Sommer zogen sie wohl auch hinaus in den Wald und in die Heide. Die Bibeln und Liederbücher wurden mitgenommen und draußen Andacht gehalten. Diese durchaus selbständigen Kreise führten nicht zur Zersplitterung der Gemeinde, sondern aktivierten eine große Zahl von Gemeindegliedern zu selbständigem Handeln. Dieser letztgenannte Bruder hatte es mir besonders angetan. Erst nach seinem Tode erfuhr ich, daß er, der in der Woche seinen schweren Dienst hatte, allsonntäglich die Nachbarin im Nebenhaus besuchte, um der drei Treppen hoch wohnenden Gelähmten eine Predigt vorzulesen oder aus dem Gottesdienst zu erzählen. Es war besonders kennzeichnend, wie schlicht und selbstverständlich die Glaubenden ihre Aufträge von ihrem Herrn selbst empfangen, ohne auf des Pastors Wort zu warten. So traf ich den alten Bruder Reppin einst mit einem Paken alter Sonntags- und Missionsblätter unter dem Arm auf dem Wege zum Bahnhof. Auf meine Frage erzählte er mir, dort säßen so viele Arbeitslose umher und stumpften. Er wollte ihnen etwas Lesestoff bringen.

Eine besondere Bedeutung hatte unser „Saatkorn“, unser vierzehntägig erscheinendes Gemeindeblatt. Zu Haensels Zeiten war es eine Sonderausgabe von „Nimm und lies“, dem Evangelisationsblatt aus Neumünster. Ich wagte ein eigenes vierseitiges Blatt. Dazu erbat ich von Professor Rudolf Schäfer, dem bekannten Bibelillustrator, ein Kopfbild, das ich sehr lieb gewann: Jesus streut als Sämann die Saat in die Furche. Das pünktliche Erscheinen machte viel Arbeit, aber auch Freude. Viele Mitarbeiter mit der Feder fand ich nicht. Je und dann brachte ich eine fortlaufende Geschichte auf der zweiten Seite, die mir von Verlegern unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, weil ich ihre Bücher in der Gemeinde verbreitete. Im übrigen gab es neben einem kurzen biblischen Losungswort viele Berichte aus dem Leben der Gemeinde. Die Austräger waren eine großartig disziplinierte Schar — vom alten Rentner bis zum jungen Mädchen. Sie kannten in ihrem Bezirk jede Familie und erzählten mir, wo jemand krank war. Einmal im Jahr lud ich sie dafür zu Kaffee und Kuchen in den Konfirmandensaal. Die Expeditionsleitung hatten die Zwillingsschwestern Hartwig, einst begüterte Erbinnen von Gartengrundstücken an der Allee. Durch die

Inflation hatten sie ihr Vermögen verloren, lebten aber ganz für die geliebte Matthäigemeinde.

Die größte und anstrengendste Arbeit war der Konfirmandenunterricht. Über zweihundert Knaben und Mädchen unterrichtete ich in vier Gruppen je zweimal wöchentlich. Vier Tage der Woche war ich früh um acht und nachmittags um drei unter den Konfirmanden. Da ich auf den Stundenplan der Schulen Rücksicht nehmen mußte, hatte ich oft über sechzig Kinder in der Gruppe. Die Disziplin war schlecht, ich selbst oft ungeduldig. Erst im Laufe der Jahre wurde es besser. Die Vorkenntnisse, die die Kinder mitbrachten, waren mehr als bescheiden. Darüber seufzten alle Pastoren in der Stadt. Um einen Test zu veranstalten, legten wir in allen Gemeinden zu gleicher Stunde den Konfirmanden gedruckte Fragebogen vor, die gleich schriftlich beantwortet werden mußten. Der Erfolg war erschütternd. Wir hatten sehr einfache Fragen formuliert: Wie hieß Jesu Mutter? Nenne einen Apostel Jesu! Wer hat den Römerbrief geschrieben? Wie fängt der 23. Psalm an? Schreibe den ersten Vers aus „Jesu geh voran“! – Bis auf wenige Kinder aus bewußt christlichen Familien fand sich ein Vacuum. Die höheren Schulen schnitten noch schlimmer ab als die Volksschulen. Abraham sollte ein Apostel gewesen sein – oder auch Jeremia! (Ein etwas kurzsichtiger Nachbar schrieb in seiner Verlegenheit für Jeremia – Yokohama.) Den Höhepunkt leistete sich ein höherer Schüler, der den Römerbrief Karl dem Großen zuschrieb. Die Kinder waren unschuldig. Aus Lehrerkreisen wurden wir gebeten, unser Material doch ja nicht zu veröffentlichen. Aber in einem halbjährigen Unterricht sollte das Kind bei dieser Unkenntnis auf das Abendmahl vorbereitet werden.

Und dennoch ist mir die Wichtigkeit des Konfirmandenunterrichts immer größer erschienen. So ungeschickt ich zu Anfang war, so habe ich doch dem jungen Volk die Botschaft von Jesus gesagt. Wir haben viel gesungen, Bibel- und Liederverse gelernt. Oft kam ich sehr froh aus der Stunde, wenn auch rechtschaffen müde. Ausgerechnet im ersten Jahrgang gab es mehrere Kinder, die für ihr Leben einen bewußten Anschluß an Jesus fanden. Sie waren zum Teil aus ganz unkirchlichen Familien. Allerdings konnte ich aufs Ganze gesehen nicht behaupten, daß die Kinder für den Abendmahlsgang reif wurden. Da das erste Abendmahl nicht schon am Konfirmationssonntag, dem Palmsonntag, sondern erst in der Passionswoche stattfand, riet ich ihnen, mit dem Besuch des Abendmahls noch zu warten. Das war allerdings ein Fehlschuß. Die ernsteren, die ich gerne am Altar gesehen hätte, blieben fort, und die andern hielten es mit Sitte und Tradition.

Von einer ausgesprochenen Konfirmations-„Not“ brauche ich dennoch nicht zu sprechen, denn ich war nicht verpflichtet, von den Kindern ein Gelübde aufs kirchliche Bekenntnis zu verlangen. Das war ein Pluspunkt des Liberalismus. Gewiß entließ ich die Kinder nicht ohne ein Versprechen. Sie sollten den Anspruch Gottes kennen und wissen: Gott will mich haben! Aber damit waren sie nicht überfordert. Die Freiwilligkeit ihrer Konfirmation wurde dadurch demonstriert, daß ich unverbesserliche Faulpelze aus dem Unterricht ausschloß und nicht konfirmierte. Aber die Kinder konnten nun auch versprechen, daß sie sich zu dieser Kirche halten wollten, die ihnen das frohmachende Evangelium verkündete. Den genauen Satz, den ich entworfen hatte, kann ich leider nicht mehr angeben.

Notvoll, geradezu qualvoll waren mir die Massenabendmahle. Seltsam, daß selbst unkirchliche Familien hier an der Tradition festhielten. An einem Gründonnerstag habe ich fast drei Stunden ununterbrochen das heilige Abendmahl gereicht. Dabei kam es vor, daß unreife junge Menschen vor dem Altar lachten! War es bloß Nervosität? Ich habe sie dann still und ernst angesehen und bin mit dem Kelch und dem Brot an ihnen vorübergegangen. Am Tage darauf machte ich in solchen Häusern Besuch, um in Ruhe zu sagen, wie ernst es sei, sich am Tisch Jesu Christi unwürdig zu benehmen. Denn darum geht es Paulus im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes: Nicht um das Unwürdig-Sein (denn wer von uns könnte des Blutes Jesu würdig sein?), sondern um das unwürdige Verhalten! – In späterer Zeit habe ich diese Not dadurch verkleinert, daß wir viel öfter Abendmahlsfeiern hatten und dadurch der Kreis der Teilnehmer geringer war.

Diese Abendmahlsnot habe ich einst auf einer Theologischen Woche in Bethel in Gegenwart Adolf Schlatters ausgesprochen. Es sei für mich der schwerste Tag im Jahr, wenn ich den Neukonfirmierten das Abendmahl geben müsse. Ich sehe noch, wie der alte Professor aufstand und sagte: „Der schwerste Tag im Jahr!! Herr Brandenburg, da stimmt etwas nicht! Sie wollen von den Kindern etwas fordern, aber Sie haben zu geben, zu geben, zu geben!“ Er rief das letzte Wort laut, fast beschwörend in den Saal. Er hat mir dadurch sehr geholfen. Die Größe des Schenkens Gottes wurde mir neu wichtig. Ich weiß wohl, daß damit nicht alle notvollen Fragen beantwortet sind. Aber darin blieb ich ein Schüler meines Lehrers, daß ich das Abendmahl nicht als eine exklusive Feier auffassen konnte, wie es in den meisten Freikirchen und vielen Gemeinschaftskreisen geschieht. Gewiß wird erst der lebendig Glaubende den rechten Segen dieser Gabe erfahren. Aber das gilt von allen Gaben

Gottes. Und wer will behaupten, daß er diese erschöpfend erfährt? Der Apostel aber schreibt: „So oft ihr von diesem Brot eßt und von diesem Kelch trinkt, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.“ Damit macht er das Abendmahl auch zu einer Verkündigung. Es ist „verbum visibile“, sichtbares Wort. Gott hat das Mahl oft dazu benutzt, den Glauben erst entstehen zu lassen.

Ermutigend für mich war, daß mein junges Volk mich weithin verstand. Sie wußten, daß ich ihnen nicht bloß Gedächtnisstoff einpaukte, so sehr ich ihren Fleiß zu wecken suchte. Sie hörten den Ruf Christi und merkten: hier geht es um Glaubensgehorsam, hier geht es um eine Entscheidung. Viele Jahre später hat mir einer, der mir ein Bruder im Glauben wurde, erzählt, wie sie auf dem Heimweg nach dem Unterricht sich darüber unterhalten hätten: Soll man wohl Ernst machen? Was spricht dafür und was dagegen? Ausgerechnet diese beiden stammten aus einer Straße, von der Hauptpastor Haensel sagte, für sie allein wäre ein Stadtmissionar nötig. Der Erzähler hatte Tischlerei gelernt und war als Lehrling auf meinen Ferienwanderungen Quartiermeister und Kassensführer, weil ich seine Zuverlässigkeit und Treue kannte. Als arbeitsloser Tischlergeselle leitete er im Auftrag des städtischen Jugendamtes ein Ferienlager für Fürsorgezöglinge im Walde. Dabei erwies er eine erstaunliche Führergabe und Autorität. Er ging dann auf das Johannesstift nach Spandau und erfüllte alle Erwartungen. Was war es für eine Freude für mich, seine Kinder zu taufen, als er Hausvater eines Burschenheims im Norden Berlins war. Seine Frau stammte aus unserem Matthäi-Mädelkreis. Daß Hans Wilms nicht aus dem Kriege zurückkehrte, war mir fast so schwer wie der Verlust der eigenen Söhne.

Da war jener andere, einer der wenigen höheren Schüler unter meinen Konfirmanden. Seine Mutter war in Brasilien. Er wohnte bei seinen Großeltern, die der Kirche fernstanden. Ich wunderte mich, daß Henry ein halbes Jahr nach der Konfirmation begann, meine Jungenstunden regelmäßig zu besuchen. Eines Tages verriet er mir, er sei aus Neugierde drüben am Hafen in eine Heilsarmeeversammlung gegangen. Die Lieder hatten ihn gelockt. Aber am Schluß der Versammlung kniete er an der Bußbank und schüttete sein Herz aus. Nun war er froh und seines Heils gewiß. „Warum gibt es sowas nicht in der Kirche?“ fragte er mich fast vorwurfsvoll. Er blieb seinem Heiland treu. Wie froh war er, der Kaufmannslehrling, als er eines Tages erzählen konnte, er dürfe jetzt daheim das Tischgebet sprechen. Der Großvater starb. Die alte Großmutter ließ sich bewegen, zur Evangelisation Friedrich Heitmüllers in unsere Kirche zu kommen. Wie hatte sich hernach ihr

Gesichtsausdruck verändert. Auch sie wurde von der Gnade überwunden. Welch treue Beterin wurde die liebe Frau in unserer Matthäigemeinschaft! Henry fühlte den Ruf in die Mission und schrieb nach Breklum. Als er um die Einwilligung der Mutter in Rio bat, bekam er einen unwilligen Brief: wer ihm wohl den Kopf verdreht habe? Er solle Geld verdienen und die Stütze der Mutter im Alter werden. Tränen flossen, als er mir vom Brief erzählte und ich ihn zum Gehorsam gegen die Mutter mahnte. Aber Henry hatte mehr Glauben als sein Pastor. Nach einer Weile schrieb er wieder. Jetzt mag die Mutter den Ernst seines Anliegens verstanden haben. Henry kam aufs Missionsseminar nach Breklum. Im Sommer darauf kehrte die Mutter aus Rio zurück. Sie war etwas überrascht über die Veränderung im Hause. Aber als sie einen fröhlichen Gemeindeausflug miterlebte, merkte sie, daß die Christen ganz normale Leute seien. Im Winter darauf sah ich sie öfters in der Kirche. Während der Passionszeit kniete sie eines Abends weinend am Abendmahlsaltar. Sie war so erschüttert, daß sie zitternd Tränen vergoß. Ich ahnte, was in diesem Herzen vorgehen mochte. Eine Woche später war sie tot. Eine Blutvergiftung hatte ihrem Leben ein schnelles Ende gemacht. Der Sohn war telegrafisch ans Sterbebett gerufen. Am Tage darauf berichtete er mir, wie seine Mutter im Frieden heimgegangen sei. Als Pfarrverweser in der Nähe von Rostock machte er das damals mögliche Begabtenexamen vor dem Ministerium und konnte in Rostock Theologie studieren. Henry Rohde wurde ein gesegneter Pastor. Er blieb in Stalingrad.

Auch der Kindergottesdienst wurde mir nicht leicht. Um zu einer viele Hunderte zählenden Kinderschar zwischen fünf und fünfzehn Jahren zu sprechen, gehört eine besondere Gabe. Ich glaube nicht, daß ich sie hatte. Aber ich hatte den großen treuen Helferkreis, in den jetzt auch einige junge Männer traten. Wie reif und erfahren die meisten in diesem Kreise waren, merkte ich schon in der Vorbereitungsstunde. Es war aber auch äußerlich alles aufs beste organisiert. Ich brauchte nur einzusteigen und mich überraschen zu lassen. Als ich am ersten Sonntag meine kurze Liturgie im Kindergottesdienst beendet hatte und die Gruppenunterweisung beginnen sollte, schrak ich zuerst zusammen. Wie auf ein stilles Kommando hin sprangen alle die vielen Kinder von ihren Plätzen, um sich in ein bis zwei Minuten auf dem Platz ihrer Unterweisung einzufinden. Die Bänke im Kirchenschiff reichten dazu nicht aus. Einige Gruppen rückten hier zusammen. Aber die andern schwärmten in alle Ecken und Nebenräume aus: hinauf zur Orgel, unter die Kanzel, hinter den Altar, in die Sakristei, in den Vorraum, in den Konfirmandensaal – ich glaube, eine Zeitlang sogar in den Koh-

lenkeller. Kaum war diese Platzveränderung vollzogen, so hörte man ein leises Summen wie in einem Bienenkorb: die Helferinnen erzählten die biblische Geschichte. In diesen fünfzehn bis zwanzig Minuten schritt ich langsam durch die Kirche und hörte hier und da in den Gruppen zu, nicht zur reinen Freude der Erzählenden. Aber ich wollte mehr lernen als kritisieren. Eine wichtige Beobachtung machte ich: Ich konnte aus der Ferne sehen, wenn die Geschichte aus war und die Anwendung folgte. Dieser zweite Teil interessierte die Kinder weit weniger. Nun fing Hannchen an, Mariechen am Zopf zu zupfen, und Karl zeigte Kurt seine neuesten Briefmarken. Es ist kein ungesundes Empfinden bei den Kindern, daß sie sich für die „Moral der Geschichte“ nicht so interessierten. Ich lernte daraus für meine eigene Kindererziehung, besprach das Problem aber auch mit den Helfern.

Nach der Gruppenkatechese rückten alle wieder in die Bänke, und meine kurze Gesamtkatechese beschloß den Gottesdienst. Selten gelang es mir, hier die Stunde auf einen Höhepunkt zu führen.

Der Sommerausflug des Kindergottesdienstes leitete eine längere Ferienpause bis zum Herbst ein. Er erschien fast als ein Höhepunkt des Gemeindelebens. Da Eltern und Geschwister mitkamen, waren wir oft über tausend Menschen, für die wir von der Lübeck-Büchener Eisenbahngesellschaft einen Extrazug nach Schwartau gestellt bekamen. Im langen Marsch zogen wir die etwa ein Kilometer lange Strecke bis zum Bahnhof. Einmal begegnete mir am Straßenübergang, den ich überwachte, der Leiter der Jungkommunisten, ein junger Arbeiter, den ich gut kannte. Seine Frage, ob alle diese Leute „von mir“ seien, klang etwas neidisch. Ich machte mir den Spaß, ruhig zu sagen: „Das sind noch lang nicht alle!“ Dann ging es in den Riesebusch in Schwartau zu Spiel, Gesang und Kaffeetrinken. Da war Jubel, Lachen und Freude! Ein rechtes christliches Volksfest, bei dem zuletzt das erweckliche Schlußwort nicht fehlen durfte. Und abends bei der Heimkehr gab es noch ein Lied im Pfarrgarten. Eltern, die nicht mitkommen konnten, erwarteten hier ihre „Goldstücke“. Von solch einem Ereignis sprach man in der ganzen Vorstadt.

Trotz des großen Aufwandes an Kraft und Treue und auch der großen Zahl der Kinder ist mir am Kindergottesdienst doch manches problematisch geblieben. Ich stellte fest, daß von diesen Kindern eigentlich nur solche, die in unsere kirchlichen Jugendvereine hinübergeführt wurden – ein kleiner Prozentsatz! – wirklich für die Beteiligung am kirchlichen Leben gewonnen wurden. Manche Braut sagte mir beim Brautgespräch, wie dankbar sie an den Kindergottesdienst dächte und noch mehr an die schönen Ausflüge –

aber in der Kirche sah ich sie nie. Die Kirche war für viele eine Kinderangelegenheit wie der Kindergarten. Eine Fortsetzung folgte nicht.

Meine bewährte Jugendleiterin, Fräulein Hennings, sammelte einmal in der Woche eine Mädclgruppe. Wer durch diesen Kreis ging, blieb in der Regel treu. Diese Kinder waren meine Stützen im Konfirmandenunterricht. Sie verstanden die Bibel aufzuschlagen. Sie waren interessiert und hoben das ganze Niveau der Klasse.

Der „Christliche Verein für Frauen und Mädchen“ (CVFM) war ein besonderes Lieblingskind Haensels. Wie der CVJM der ganzen Stadt diente, so sollte auch der CVFM keine reine Matthäi-Angelegenheit sein. Obwohl einige Glieder aus anderen Bezirken stammten, wurde dieses Ideal nicht erreicht. In diesem Punkt unterschied ich mich aber auch grundsätzlich von Haensel. So sehr ich mich freute, wenn die evangelistische Wirkung unserer Arbeit über unsern Bezirk hinausgriff, so hatte ich je länger je mehr den Blick bekommen für die Notwendigkeit lebendigen Gemeindeaufbaus. Eine lebendige, Jesus bekennde Gemeinde ist mehr als ein Haufen Bekehrter. Auch mehr als eine Anzahl christlicher Vereine. In einer Gemeinde entfalten sich die geistlichen Gnadengaben. Sie baut sich nicht nur aus einzelnen, sondern aus Familien auf. Der Gemeindegedanke bewegte mich so, daß ich gegen Ende meiner Lübecker Zeit wagte, meine Erfahrungen in einem Büchlein „Vom Dienst der Gemeinde“ niederzulegen, das ich meinem Lehrer Adolf Schlatter widmete. Professor Heinrich Rendtorff und Reichswart Erich Stange gaben es heraus. Letzterer freilich in Opposition gegen meine Grundthese. Ich hatte allerdings einseitig und überspitzt die organische Form der Gemeinde gegen die Organisation der Vereine ausgespielt. Heute würde ich vieles anders und vorsichtiger formulieren, der Grundtendenz aber bleibe ich treu. Der Verein ist eine Notlösung. Die Gemeinde aber ist Gottes im Neuen Testament offenbartes Ziel. Gewiß deckt sich keine empirische Gemeinde mit der Kirche des dritten Artikels. Aber diese muß stets ihr Kriterium bleiben.

Auch wir hatten allerlei Vereine in Matthäi. Aber sie waren nur Gruppen innerhalb der Gemeinde. Neben der Matthäigemeinschaft, die als Verein eingetragen war, um Grundbesitz erwerben zu können, war der CVFM die stärkste und aktivste Gruppe. Aus ihm kamen fast alle Helferinnen des Kindergottesdienstes. Und viele Austrägerinnen des „Saatkorns“. Vorsitzende des Vereins war Frau Professor Vollmer. Ihr Vater, der Hamburger Duncker, war ein naher Freund Wicherns gewesen und mit dem alten Baron Kottwitz in Berlin verbunden. In ihrer Kinderzeit hatte sie noch Justi-

nus Kerner in Weinsberg besucht, mit dem sie verwandt war. Sie wurde über fünfundneunzig Jahre alt und war eine treue Beterin. Die Bibelstunden im Verein wurden meist von Mitgliedern gehalten.

Die Jugend wurde kräftig zum Dienst erzogen. Als ich nach Matthäi kam, fand sich jeden Sonntagmorgen ein Chor junger Mädchen ein. Sie fragten nach den Adressen der Kranken, denen sie Blumengrüße brachten und ein Morgenlied sangen.

Die Knaben und Männer hatten im Anfang meiner Tätigkeit noch keine eigenen Gruppen. Als ich den bekannten Gemeinschaftsprediger August Dallmeyer traf, riet er mir dringend zu einer Männerstunde. Ich würde dann später nie Mangel an Mitarbeitern haben. Zwar hatte ich kaum freie Abende. Aber ich begann doch mit einer vierzehntägigen Stunde. Im ersten Winter waren wir zwei oder drei, aber wir hielten eisern durch. Im zweiten Winter stieg die Zahl auf zirka dreißig. Ein Jahr später übergab ich die Leitung meinem Lehrerbruder Ketel. Das bewährte sich gut. Von da an hielt abwechselnd einer die Einleitung. Das wäre in Anwesenheit des redelustigen Pastors nicht so schnell gegangen. Es ist wichtig zu wissen, wann der Pastor sich zurückziehen muß.

Den konfirmierten Jungen empfahl Haensel den CVJM in der Innenstadt, wo er Vorsitzender war. Bei aller Liebe zum CVJM war ich froh, daß ich dort nicht auch sein Nachfolger werden mußte. Ich erkannte bald, daß verhältnismäßig wenig meiner Konfirmierten den weiten Weg machten. Ich begann also mit der Sammlung der jungen Männer. Aus diesem kleinen Kreise entwickelte sich im Lauf der Jahre die Matthäi-Kreuzjugend. Leider dauerte es recht lange, bis wir einen geeigneten Jugendführer fanden. Erst als Ernst Stracke, der heutige Pastor in Braunschweig, nach Matthäi kam, gelang es diesem musikalisch und frohgemuten Wuppertaler, die Arbeit zu einem erfreulichen Aufschwung zu bringen. Seine feine seelsorgerliche Gabe machte ihn zu einem wichtigen Mitarbeiter.

Eine gewisse Sorge machte mir die Finanzierung dieser Mitarbeiter. Als ich nach Lübeck kam, sagten meine Gemeinschaftsleute: „Außer dem Gehalt für den Pastor und der Instandhaltung der Kirche und des Pfarrhauses wollen wir keinerlei Unterstützung von der allgemeinen Kirchenkasse. Wir wollen von allen goldenen Ketten frei sein.“ Wenn doch alle freien Missionswerke diese großartige Haltung eingenommen hätten! Ich staunte über die große Opferfreudigkeit der meist unbemittelten Gemeindeglieder. Diese wurde dadurch unterstützt, daß sie sahen, was mit ihrem Gelde geschah. Es wurde mir bald deutlich, wie die Opferfreudigkeit der

Gemeinden weithin gehemmt wird durch das zentral geleitete Opferwesen in den Landeskirchen. Von der Kirchensteuer ganz zu schweigen. Nicht nur die Jugendsekretärin wurde voll durch die Beiträge des CVFM besoldet. Auch die bald notwendige Diakonisse für die Blaukreuzarbeit bekam keinen Pfennig von der Landeskirche. Die notwendigen Ausgaben für die Jugendarbeit, schließlich sogar der Bau eines Jugendheimes, geschahen allein aus freiwilligen Gaben – ohne Beteiligung des der Gemeinschaft zeitweise nicht freundlich gesonnenen Kirchenvorstandes. Auch aus den Sonntagskollekten kriegten wir nichts. Aber nach jeder Bibelstunde, nach dem Wochenschluß und in den Vereinsstunden wurde geopfert, ganz abgesehen von außerordentlichen Gaben. Die Amtshandlungen waren selbstverständlich gebührenfrei. In alter Zeit gab man dafür sogenannte „Sporteln“. Ich machte etwas erstaunte Augen, wenn ich nach Trauungen oder Taufen vom Bräutigam oder Vater gefragt wurde: „Was bin ich schuldig, Herr Pastor?“ Ich lernte, daß ich diese Frage nicht übelnehmen durfte. Meist antwortete ich: „Sie sind mir gar nichts schuldig. Doch bezahlen Sie Ihre Kirchensteuer ohne Murren und denken Sie daran, daß Sie dafür jeden Sonntag eine Predigt, in der Woche eine Bibelstunde, den Konfirmandenunterricht Ihrer Kinder und alle Amtshandlungen umsonst bekommen.“ Meist wurden mir dann zur freien Verfügung drei oder fünf oder gar zehn Mark in die Hand gedrückt, die ich dann etwa für die Blaukreuzschwester oder ähnliche Sonderausgaben zurücklegte. Und sehr genau und gewissenhaft darüber Buch führen ließ!! Ja, eine Schreibhilfe konnte ich mir auch noch halten, um nicht zuviel Zeit für den Papierkrieg zu verlieren.

Für die Äußere Mission hatte Haensel seltsamerweise nicht viel Interesse. Ich fand schnell Verbindung mit der lutherischen Mission in Breklum. Bald feierten wir alljährlich Missionsfeste und lasen die Missionsberichte. Trotz der vielen eigenen Aufgaben erreichten wir es, daß wir monatlich durchschnittlich hundert Mark an die Mission schicken konnten. Das war in der damaligen Depressionszeit nicht wenig. Die Liebe zur Mission wuchs. Viel danken wir Missionsdirektor Bracker und seinem Nachfolger, aber ebenso den Missionaren Pohl, dem prachtvollen Pioniermissionar im Jeypurlande in Indien, und Felix Paulsen, der nach China ging. Sie erzählten uns nicht von Politik und Völkerkunde, wie ich es sonst leider auf Missionsfesten höre, sondern von den großen Taten Gottes. Sie ließen uns Jesu Missionsbefehl verstehen und waren echte Verkünder des Evangeliums. Die Missionsfeste waren Evangelisationsfeste. So muß es sein. Und wir wußten: Jede Mark für die Ausbreitung des Evangeliums in Indien und China trägt reiche

Zinsen für die Gemeinde daheim. Wir halfen bei der Ausrüstung Missionar Paulsens nach China, schenkten ihm einen guten Photoapparat und hatten riesige Freude, als die ersten Bilder seiner chinesischen Waisenkinder und seiner Evangelisten kamen. Was bedeutete es für unsere Jugend, daß sie in Briefwechsel traten mit chinesischen Knaben und Mädchen! Als der chinesische Lehrer Tschang von der schweren Erkrankung meiner Frau hörte, schrieb er mir mit dem Tuschpinsel einen altchinesischen Weisheitspruch: „Im Leid sieht er ein hohes Gut und in aller Menschen Nichtigkeit die Quelle des Lebens.“ Ich verstand, daß jener chinesische Bruder dieses Wort im Lichte des Kreuzes auffaßte. Jahrelang schmückte dieser Spruch die Wand meines Arbeitszimmers.

Bei der Finanzierung des Jugendsekretärs durchbrachen wir insofern unser Prinzip, als wir in Arbeitsgemeinschaft mit der benachbarten St. Lorenzgemeinde traten. Aber da wir der federführende Teil waren, so behielten wir den entscheidenden Einfluß auf die Arbeit.

Der CVJM nahm es mir eine ganze Weile übel, daß ich das Parochialprinzip gegen ihn in die Waagschale warf. Ich sagte aber: Entscheidend ist, daß die Summe der Mitglieder des CVJM und der Kreuzjugend größer sein wird, als wenn wir auf die eigene Arbeit in Matthäi verzichteten. Ich behielt recht. Im übrigen wäre es völlig unbegreiflich, wenn eine lebendige Gemeinde Jesu Christi auf die Verantwortung für ihre konfirmierte männliche Jugend verzichtete. Selbstverständlich braucht eine Großstadt die überparochiale Arbeit eines kampf- und bekenntnisfrohen CVJM. Ich habe später selbst in dieser Arbeit gestanden. Denn leider gibt es in den großen Städten wenig lebendig tätige Gemeinden und viel zugezogene Jugend ohne Bindung an die Ortsgemeinde.

Die Blaukreuzarbeit entstand eigentlich gegen meinen Willen. Mein Arbeitsmaß war groß genug. Es dauerte recht lange, bis ich Gottes Befehl verstand. Und wie froh machte mich gerade später diese Arbeit! Lübeck war nicht nur eine Hafenstadt, sondern auch ein wichtiger Weinexporthafen. Die Zöllner mußten den Wein probieren, und die Verordnung, die Weinprobe auszuspeien, war wenig realistisch. Deshalb waren diese Zollbeamten vielen Versuchungen ausgesetzt. Eines Tages kam ein Oberzollsekretär, bei dem die Not offenbar recht hoch gestiegen war, zu mir und bat, bei mir eine Enthaltensamkeitsverpflichtung unterschreiben zu dürfen. Ich war dazu nicht vorbereitet, aber das gab den Anstoß, daß ich mich mit dem Deutschen Verein des Blauen Kreuzes in Barmen in Verbindung setzte. Zuerst wollte ich nur gelegentlich der Alkoholnot entgegenreten. Aber als das erst bekannt wurde, brandete diese Not

förmlich an mich und spülte mich weiter. Ich habe dann jahrelang den fast einzigen freien Abend der Woche dem Blauen Kreuz gewidmet – und es nie bedauert! Jener Oberzollsekretär allerdings, dessen Vormund ich sogar werden mußte, hat mir nur Not und Mühe gemacht. Er war ein leichtsinniger und unwahrer Mensch. Ich erhielt sogar Drohbriefe von ihm und konnte nicht verhindern, daß seine Ehe zerbrach.

Um so mehr Freude hatte ich an andern Zollbeamten, aber auch an Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten. Da ich zu den nachgehenden Besuchen, die in dieser Arbeit ungemein wichtig sind, keine Zeit hatte, beriefen wir eine Diakonisse aus dem Mutterhause Salem in Berlin-Lichtenrade. Unsere Schwester Anna hatte einst im Elternhause die Not des Alkohols, aber auch die Hilfe des Blauen Kreuzes als Werkzeug des Heilandes erfahren. Sie stand in großer Liebe, viel Menschenkenntnis und tiefer Glaubenserfahrung bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand in dieser Arbeit. Ihr goldiger Humor, aber auch ihre Geduld und Gebetsfreudigkeit öffneten ihr viele Türen. Unermüdlich machte sie Besuche, beriet und tröstete die Frauen, hatte aber auch die Vollmacht, manch einen gebundenen Mann mit Kraft und Energie auf den Helfer und Retter hinzuweisen. Einmal in der Woche kam sie zu mir und berichtete. Da gab es dann oft viel Schmerzliches, und wir schämten uns nicht voreinander, wenn wir beide zu weinen anfangen über der Not der Brüder.

Die Blaukreuzstunde wurde bald ein Sammelplatz für solche, die den Weg zur Kirche aus irgendeinem Grunde nicht fanden und doch erkannten, daß sie eine innere Hilfe brauchten. Meinen müden Männern war mit feierlichen Chorälen und langen Ansprachen nicht gedient. So gab es also ein „buntes“ Abendprogramm. Kurze Ansprachen, viel Gesang in frohem Ton, mancherlei Zeugnisse und Berichte. Wer kam da alles zusammen? Da war jener Hafenarbeiter, überzeugter Kommunist, aber leider dem Alkohol verfallen, als Schläger bekannt. Er wurde mein besonderer Freund. Ich hatte ihm einmal gesagt, ich könnte nicht revolutionär denken, weil dann zu viel in Trümmer ginge. Und aus Trümmern ist es schwer, Neues zu bauen. Das hat ihm eingeleuchtet. Seit er zum Blauen Kreuz gehörte, war er am Hafen der Beschützer aller, die wegen des Blauen Kreuzes verhöhnt wurden. Wenn er sich näherte, rissen die Spötter aus, denn er hatte eine ziemlich große Handschuhnummer. Und wie haben wir jahrelang um jenen hochbegabten Tischler gerungen! Wir jubelten, als er das Christuswort zu seiner Befreiung so dankbar aufnahm. Wir wurden Zeugen einer wunderbaren Erneuerung. Als der Arzt ihm eine Medizin ver-

schrieb, die er mit einem Glase Bier trinken sollte, hatte der Löwe wieder Blut geleckt. Er kam in eine solche Verzweiflung, daß er sich erhängte. Wäre er aufrichtig geblieben, wäre auch diese Katastrophe zu vermeiden gewesen. Aber er verheimlichte den ersten Rückfall. Wir mußten ja mit Rückfällen rechnen. Um so mehr Freude machte jener alte Schmiedegeselle. Er lehnte zuerst jede Annäherung ab. Die Kinder blieben ungetraut, die Enkel ungetauft. Seine Frau war in ihrem Leid wie erfroren. Da starb bei ihnen eine kleine verwachsene ostpreußische Arbeiterin, die bei ihnen in Untermiete lebte. Ihr Sterben war trotz aller Qualen ein Triumph des Lebens über den Tod. Als ich an ihr Sterbebett trat, sagte sie: „Ach, Sie sind's, Herr Pastor! Ich dachte, es wäre der Doktor. Der war vorhin da und sagte: Fürchten Sie sich nicht! Zum Sterben geht's noch nicht! Da habe ich ihm gesagt: Den Tod fürchte ich nicht! Oder fürchten Sie ihn etwa? Ich habe ja Ihn – und wer Ihn hat, hat alles.“ Und dann sprach die Sterbende ausführlich mit mir über ihre Begräbnisfeier. Auf ihrem Grabstein sollte stehen: „Ich bin nun dein! Dein will ich ewig sein!“ Der Chor der jungen Mädchen sollte das Lied singen: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist . . .“ Zuletzt legte sie mir die Sorge um den vom Alkohol übel geplagten Wohnungswirt aufs Herz. Über zehn Jahre hatte sie für ihn gebetet. Nun wurde sie abgelöst. Diese Last lag mir schwer auf der Seele. Der Mann kam zur Besprechung der Bererdigung zu mir. Wir sprachen nur über die Feier. Ich unterließ mit Absicht jede Anrede auf seine Not. Aber wenige Tage nach der Trauerfeier kam er zu mir und bat, das Enthaltensamkeitsversprechen unterschreiben zu dürfen. Ich ließ ihn zuerst nur für eine Woche, später für vierzehn Tage und dann erst langfristig unterschreiben. Er ist nie mehr rückfällig geworden. Aber an ihm gingen auch insofern die Gebete der Verstorbenen in Erfüllung, daß er ein wirklicher Zeuge Jesu und ein fleißiger Mitarbeiter im Blauen Kreuz wurde. Am Freitagabend, dem Zahltag, stand er an der Brücke zum Hafen und wartete auf seine Leidensgefährten, um sie ungefährdet an den vielen Wirtshaustüren vorbei nach Hause zu geleiten. Die Ehe seiner Kinder wurde nachträglich eingesegnet, die Enkelkinder getauft. Und wenn ich ihn besuchte, holte er das Reichsliederbuch aus der Tischlade, und wir mußten ein paar Lieder miteinander singen. Einmal saßen wir zu einer Männerstunde in Schwester Annas Zimmer beieinander. Wir sangen das beliebte Blaukreuzlied mit dem Kehrreim: „Jesu Liebe kann erretten, seine Hand ist stark und treu! Er zerbricht der Sünde Ketten und macht alles, alles neu.“ Es klang zwar nicht schön, aber laut. Als das Lied verklungen war, hörte man aus dem Hintergrund die etwas rauhe

Stimme des alten Schmiedes: „Brüder, das ist wahr!“ Weiter sagte er nichts. An der Wasserkante läßt man sich ohnehin jedes Wort bezahlen und ist sparsam mit ihnen. Ich aber hätte den Alten umarmen können für dieses offene Zeugnis. Einige Jahre später wurde die Schwester nachts an sein Bett gerufen. Er hatte einen schweren Herzanfall. Seine letzten Worte waren: „Näher, mein Gott, zu dir! Näher zu dir!“ Wenn dieser Mann die einzige Frucht des Blauen Kreuzes geblieben wäre, so hätte sich alle Mühe gelohnt. Aber auch über den Kreis der Gebundenen hinaus war diese Arbeit ein starkes Zeugnis von der Macht des Evangeliums. Als ein schwerer Periodensäuerer, der nie aus seinen Schulden herauskam, in die Lage kam, in seinem Vorgärtchen frische Rosen pflanzen zu können, weil das Blaue Kreuz ihn zur Nüchternheit erzog, da sagten die Leute: „Am Blauen Krüz möt wat dran sin, Meister H. hat sogar neue Rosen gepflanzt.“

Meine Abende waren freilich jetzt fast alle besetzt. Manchmal war ich sechs Wochen lang Abend für Abend unterwegs. Montags gab es Sitzungen vom Kirchenvorstand oder vom Brüderrat der Gemeinschaft. Dienstag war Bibelstunde. Mittwochs Männerstunde, oder die Jugend rief mich; Donnerstag die Helferstunde vom Kindergottesdienst, Freitag Blaues Kreuz und Sonnabend Wochenschluß. Am Sonntag predigte ich im Wechsel mit Hauptpastor Arndt. Aber es kam vor, daß wir schon in der Frühe eine Gebetsstunde angesetzt hatten, und im Anschluß an die Predigt war öfters Feier des heiligen Abendmahls. Gleich nach dem Mittag Kindergottesdienst und hernach zwei bis vier Haustaufen. Kam dann noch eine Vereinsstunde und abends die Gemeinschaftsstunde hinzu, so hatte ich acht bis zehnmal zu sprechen. Die Trauungen waren leider meist sonnabends, da der Arbeiter dann keine Arbeitsstunden verlor. Einen „Rekord“ gab es am Sonnabend nach Ostern 1923. Ich hatte an einem Nachmittag neun Haustrauungen und drei Taufen. Von zwei bis sechs Uhr war ich jede halbe Stunde in einer anderen Wohnung. Diese Trauungen hatten sich dadurch gehäuft, daß in der Passionswoche keine Hochzeit stattfinden durfte und die steigende Inflation viele in die Illusion versetzt hatte, viel Geld zu besitzen. Die Nacht vorher war für mich etwas unruhig gewesen, weil uns unser zweites Kind, unsere Tochter Gertrud, geschenkt worden war.

Zu diesem inneren Dienst an der Gemeinde kam nun noch manche Aufgabe, die über die reine Gemeindegarbeit hinausgriff und der ich mich doch nicht verweigern durfte. Dazu gehörten die zahllosen Bettler, Ansprecher oder „Klinkenputzer“, wie der technische Ausdruck lautet. Die herrschende Arbeitslosigkeit mehrte die

Zahl der Brüder von der Landstraße. Besonders nach der Ernte zogen zahllose arbeitslos gewordene Erntearbeiter aus Ostholstein durch die Schwartauer Allee nach Lübeck. Das an die Kirche angebaute Pastorat lud förmlich zu einem Besuch von Hilfsbedürftigen ein. Ein großer Vorgarten ließ das Haus noch mehr ins Blickfeld der Vorüberziehenden kommen. Es gab Tage, wo drei- bis viermal die Glocke von den Freunden der Landstraße gezogen wurde. Von Bethel her kannte ich den Grundsatz: Geldgeben ist unbarmherzig! Gib Arbeit! – Diese konnte ich nur in bescheidenem Maße geben. Ein wenig Holz lag zum Kleinmachen bereit. Gewöhnlich mußte ich mir lange Berichte anhören, die leicht als Roman zu erkennen waren. Gemäß einer Verabredung mit dem Hausvater der Herberge zur Heimat pflegte ich dem Erzählenden zu sagen, er dürfe zwei bis drei Tage auf meine Kosten in der Herberge wohnen und dort verpflegt werden. In der Zwischenzeit wollte ich mich erkundigen, ob sein Bericht auf Wahrheit beruhe. Nach diesem Bescheid verschwanden die meisten auf Nimmerwiedersehen. Das war schade, denn ich nahm mir gerne Zeit, mich in ihr Schicksal zu vertiefen. Einer, der sich seiner Stellung als Privatsekretär eines bekannten Mannes in Berlin-Dahlem vorstellte, sagte auf meinen Vorschlag, daß ich mich nach ihm erkundigen wollte, ganz treuherzig: „Ich würde das an Ihrer Stelle nicht tun, Herr Pastor!“ Aber ich ließ mir's nicht ausreden. Nach zwei Tagen hatte ich ein Telegramm: „Festnehmen lassen! Schwindler!“ Fast hätte ich den Mann verhaften lassen. Aber ich bin doch froh, daß ich es nicht tat. Ausgerechnet ein ehemaliger Staatsanwalt – allerdings auch ein warmer Christ – sagte mir, das Vertrauen zum Pastor als einem Zufluchtsort sollte nicht mit Polizeimaßnahmen belastet werden. Das war richtig. Die Grenze zum Beichtgeheimnis war schwer zu ziehen.

Trotz aller Bemühungen habe ich mir selten Dank erworben. Das entmutigte mich aber dennoch nicht. Ich ahnte, wieviel Psychopathen, Trinker, auch Vorbestrafte und allerhand Randfälle, die nicht wieder ins bürgerliche Leben zurückfanden, unter meinen Klienten waren. Ein offenbar dem Trunk verfallener Alter, der sogar eine Bibel in der Tasche trug und eine gewisse Intelligenz zeigte, sagte mir: „Ich weiß, Sie wollen mir helfen, von der Straße zu kommen. Ich danke Ihnen, aber es wird Ihnen nicht gelingen. Wenn Sie mir etwas Gutes tun wollen, dann geben Sie mir Gelegenheit, daß ich einmal baden und meine Wäsche waschen darf.“ Sein Wunsch ging in Erfüllung.

Ein anderer begann zwar, das Holz zu zerkleinern, aber nach einigen Schlägen mit der Axt verlor er die Lust und sagte, er ginge

nun doch. Ich hielt ihn nicht. Er sah verwegen aus mit seiner grau-karierten Hose, ohne Hut auf dem roten Haar. Mein etwa fünf-jähriges Töchterchen schien Gefallen an dem Mann gefunden zu haben. Als er durch den Vorgarten zur Pforte schritt, lief es ihm nach und rief: „Onkel, wart mal, ich komm mit!“ Ich stand schweigend auf der Veranda und wartete gespannt, wie die Szene weitergehen sollte. Da drehte der Mann sich um und sagte mit ernstem Ton: „Nein, Kind, wo ich hingehe, kannst du nicht mitkommen.“ Das Wort enttäuschte die Kleine – mich aber erschütterte es. Ich dachte an Nietzsches Gedicht: „Die Krähen schrein und ziehen schwirren Flugs zur Stadt. Bald wird es schnein – weh dem, der keine Heimat hat!“ Hatte ich gar keine Zeit, mich mit dem Bittsteller einzulassen, so bekam er ein Butterbrot. Nicht alle waren damit zufrieden. Als ich einem verhältnismäßig jungen Mann das von mir dick gestrichene Schmalzbrot in Butterbrotpapier eingewickelt überreichen wollte, sagte er finster und zornig: „Essen Sie den Fraß alleene.“ Damit war unser Gespräch allerdings abgebrochen.

Oft waren mir meine Kinder eine Hilfe. Eines Morgens saßen wir beim Morgenlied, als es läutete und die Haustochter einen etwas zweifelhaft aussehenden Mann anmeldete. Ich ließ ihn in die Stube bitten, rückte einen Stuhl zurecht und gab ihm ein Gesangsbuch in die Hand. Er könne wohl zuerst mit uns singen! Aber es kam nicht dazu. Unser Traugott, damals ein Junge von zirka drei bis vier Jahren mit einem Lockenkopf, kroch dem fremden „Onkel“ auf den Schoß und legte sein Köpfchen vertrauensvoll an seine Brust. Der Alte war fassungslos. Die Tränen rollten ungehemmt über seine braunen Backen und suchten sich einen Weg zwischen den erheblichen Stoppeln. „Herr Pastor, in meinem ganzen Leben ist mir noch kein Kind auf den Schoß geklettert.“

Mein Ziel war, diese Tappelbrüder ansässig zu machen. Das gelang allerdings nur ein einziges Mal. Jener Mann mit dem ungepflegten rötlichen Spitzbart war zuerst sehr unhöflich – um nicht zu sagen frech — als ich ihm eröffnete, er müsse morgen wiederkommen, denn ich müsse jetzt schnell zu einer Beerdigung. Seine freche Antwort reizte mich, aber eine unsichtbare Hand hielt mich zurück, und ich sagte ruhig: „Sie armer Mann, wie muß es in Ihnen aussehen, daß Sie so reden!“ Überrascht schaute er mich an, nahm die Mütze und verschwand schweigend. Am Tage darauf kam er wieder und sagte: „Sie können mir helfen. Sie haben gestern freundlich mit mir geredet!“ Seine Geschichte erwies sich als wahr. Als Sohn eines großen westfälischen Bauernhofes konnte er sich mit seiner Stiefmutter nicht vertragen und lief auf die Straße. Diese

verschluckte ihn. Er war ein Faulpelz, das sah man seinen kleinen gepflegten Händen an, so wenig gepflegt sein Äußeres sonst auch war. Eine gewisse psychopathische Veranlagung mag dabei gewesen sein. Er nahm meinen Vorschlag an, in der Herberge zur Heimat zu bleiben. Ich erreichte, daß sein Vater ihm eine kleine Rente aussetzte. Noch glücklicher war ich, als ich durch eine Fürsorgerin, die auch im Kindergottesdienst half, für diesen Landfremden eine Notstandsarbeit bekam. Ja, schließlich mieteten wir für ihn auch ein Zimmer. So hatte ich mir die Fürsorge für diese gestrandeten Brüder gedacht. Der Mann besuchte mich öfters. Einen Dank erhielt ich von ihm nicht, hatte auch kaum damit gerechnet. Aber ich lachte ihm ins Gesicht, wenn er mir schon wieder mal eine Anklage- rede hielt. Dann sagte er wohl: „Ach, Sie behandeln mich wie ein Kind.“ – „Und Sie betragen sich leider wie ein Kind.“ So entspann sich unser Gefecht. Da kam glücklicherweise mein Jüngster von drei Jahren ins Zimmer. „Hans-Christian“, rief jener ganz glücklich aus, „komm, du bist der einzige, der mich versteht! Komm, wir gehen spazieren!“ Dann durften die beiden im Vorgarten promenieren und waren beide recht zufrieden. Einmal beherbergten wir einen Mann fünf Wochen in unserer Wohnung, bis wir erkannten, daß er ein Hochstapler war. Unsere Enttäuschung war groß. Aber das alles zu erzählen, wäre ein Roman für sich.

Noch von einer andern Aufgabe, die über meinen Seelsorgebezirk hinausgriff, muß ich erzählen. Das war die Auseinandersetzung mit dem damals in Lübeck wie in den meisten deutschen Industriestädten ausgesprochen antikirchlichen Marxismus. Um zu wissen, was meine Gemeindeglieder lesen, abonnierte ich mir den „Lübeker Volksboten“, das Organ der sozialdemokratischen Partei. Bei meinen Hausbesuchen kam ich dauernd mit sozialistischen Arbeitern aller Schattierungen ins Gespräch. Eine Zeitlang war die gesamte kommunistische Fraktion der Lübecker Bürgerschaft in meinem Bezirk wohnhaft. Die Tochter des Fraktionsvorsitzenden besuchte regelmäßig den Kindergottesdienst. Als die Helferin ihr einmal sagte: „Aber Martha, hat denn Vater dir nicht verboten zu kommen?“, antwortete das kleine Fräulein: „Mutter sagt, Vater hat gar nichts zu sagen.“ Wir haben uns dann nicht mehr hineingemischt. Als ein Kommunist in der Nachbarschaft, der der Kirche längst den Rücken gekehrt hatte, starb, kam die bekümmerte Witwe zu mir und bat mich, ob ich nicht doch die Beerdigung übernehmen könnte. Ich erklärte ihr, daß das nicht im Sinne des Verstorbenen sei, aber wenn sie es wolle, so würde ich als Nachbar am Sarge ein paar Worte des Trostes für sie sprechen. So kam ich ohne Talar und betonte vor den Anwesenden, daß der Verstorbene den

Christenglauben nicht geteilt habe. Aber nicht nur der Witwe, sondern auch manchem anderen der Anwesenden sei es gewiß lieb, in dieser ersten Stunde ein Wort des Evangeliums zu hören. – Im übrigen habe ich gerade bei den Haustaufen und Haustrauungen, wo ich meist nachher zu einer Tasse Kaffee geladen wurde, manche Tischgespräche mit den Gästen haben können, die ich im Raum der Kirche nie erreicht hätte. Aber diese unverbindlichen Gespräche genügten mir nicht. Mein Ziel war, wenigstens einmal im Jahr Gelegenheit zu haben, an einem öffentlichen Ort mit den Kirchengegnern eine Begegnung zu haben. An zwei etwas militante Erlebnisse jener Art denke ich zurück.

Als der Evangelist Hölzel, der frühere Berliner Pfarrer, von uns zu einer Evangelisation geladen wurde, bat er, die Evangelisation durch drei öffentliche Ausspracheabende in neutralen Räumen einleiten zu dürfen. Für den ersten Abend war es uns gelungen, den Saal des Gewerkschaftshauses zu mieten. Hölzel sprach recht scharf und angriffig. In die Diskussion griffen vor allem die Kommunisten ein. Leider war der von uns eingesetzte Ausspracheleiter recht unbeholfen. Es kam zu sehr turbulenten Szenen. Während ich auf der Tribüne war, drang eine Gruppe meist älterer Frauen vor das Podium und drohte mit Fäusten. Die Situation wurde so brenzlich, daß ich mich schon nach dem Notausgang umschaute. Aber zuletzt ging alles harmlos aus. Es war mir lieb, daß ein führender Jungsozialist sich hernach bei uns entschuldigte, daß wir so angepöbelt wurden.

Viel wirksamer und vielleicht auch folgenreicher war eine andere Aktion. Der Lokalredakteur des Volksboten hatte einen großen Zorn auf Kirche und Pastoren. Es muß zugegeben werden, daß wir viel Angriffsflächen boten. Die Kirche ging eben mit dem Bürgertum. Als einmal die Bemerkung in der Zeitung stand, es gäbe keine Gemeinheit, zu der sich nicht auch ein Pastor als Helfer fände, da ging mir der Hut hoch. Ich meinte, nicht schweigen zu dürfen, und schrieb einen heftigen Brief. Jener Redakteur schlug kräftig zurück. Seine Zeitung erschien mit dicker Schlagzeile: „Pastoren im Dienste des Kapitals“ – darunter fett gedruckt: „Pastor Brandenburg und der Volksbote.“ Da waren zuerst Schauergeschichten aus der „chronique scandaleuse“ berichtet, die gar nichts mit meinem Fall zu tun hatten. Sie sollten nur die nötige Entrüstung hervorrufen. Dann wurde ich durchgehehelt. Die Sache hat mir eigentlich Spaß gemacht. Ich war jung genug, um das Abenteuer zu schätzen. Ich steckte diese Nummer des Volksboten in meine Tasche und las bei meinen Besuchen daraus vor. Sie sollten doch wissen, was für einen bösen Pastor sie hätten.

Aber da nahm die Angelegenheit eine ernstere Wendung. Eines Tages erhielt ich den Besuch des politischen Redakteurs der Zeitung, Dr. Solmitz. Er fühlte sich zwar nicht verantwortlich für die Ergüsse des Lokalredakteurs, wußte sich aber doch als sein Kollege. In ruhiger, sachlicher Weise erklärte er: „Warum wollen wir uns in der Presse schelten und beschimpfen? Wäre es nicht besser, wir suchten, unsere Meinungsverschiedenheiten in einer öffentlichen Disputation zum Austrag zu bringen?“ Ich horchte auf. Wir wurden uns dann bald einig. Da es bei jener Kontroverse um die „Kriegshetze“ der Kirche ging, schlug Dr. Solmitz vor, wir wollten uns im Rahmen der Friedensgesellschaft begegnen. Der große Theatersaal wurde gemietet. Ich sollte das Referat über „Kirche und Krieg“ übernehmen. Er wollte einen Korreferenten stellen. Eine freie Aussprache sollte folgen. Ich bin gewiß nicht ohne Furcht in die Arena gestiegen, hatte aber die Getreuen in der Gemeinde zu kräftiger Fürbitte aufgerufen. Denn diese Begegnung mit viel Gegnern der Kirche konnte Bedeutung bekommen, wenn es gelang, in Begriffen und Ausdrücken, die den Hörern geläufig waren, Brücken zur Christusbotschaft zu schlagen. Eine kleine Anzahl meiner Freunde kam mit mir und griff in die Debatte ein. Die Mehrheit der Zuhörer gehörte zu denen, die gern erleben wollten, wie ich ins Unrecht gesetzt wurde.

Es ging dann dank Gottes spürbarer Hilfe gut. Ich selbst wußte mich als Kriegsgegner, fühlte mich aber fremd unter denen, die alles von gutwilligen Menschen erwarteten. Ich sagte offen, daß ich meine Kinder vom Kriegsspiel zurückhielt. Sie hätten es aber bei ihren Schulkameraden gelernt. Und das waren fast ausnahmslos Kinder sozialistischer Arbeiter. Es sei eben viel leichter, bei Straßendemonstrationen Schilder zu tragen, auf denen zu lesen sei: „Nie wieder Krieg“ – als im eigenen Hause Frieden zu halten. Ich käme aber in viel, sehr viel Familien und sähe, daß Mann und Frau oder Eltern und Kinder Krieg miteinander führten. Nur Friedensmenschen könnten Frieden halten. Darum sei das Kernproblem die Frage: Wie werde ich ein Friedensmensch? Bei der Antwort auf diese Frage könnten wir aber an Jesus nicht vorübergehen. Das war etwa mein Gedankengang.

Es war gewiß mein Glück, daß die Gegner einen sehr harmlosen Korreferenten gestellt hatten. Es war ein junger Lehrer, der selbst früher Mitglied des Kirchentages (Synode) gewesen war, aber mit seinem milden Liberalismus die Grenzen eines romantisierenden Idealismus nicht überschritten hatte. Er erzählte, wie er an einem Vorfrühlingstag in den Bergen gewesen sei. Überall lag noch Schnee, aber unter den Bäumen sei er weggeschmolzen, und hier und da

wären schon Frühlingsblumen hindurchgekommen. Das sei ihm ein Bild der Menschheit geworden. Es herrsche noch Frost auf der Welt, aber hie und da melde sich schon ein Menschheitsfrühling, der bald zum Siege kommen werde. Dann würden alle Kriege aufhören.

Die Antwort auf diesen kindlichen Erguß wurde mir nicht schwer. Wir hatten ein verschiedenes Menschenbild. Ich wußte von der Macht der Sünde im Menschenleben. Er kannte nur falsche Erziehung. Welches Bild realistischer war, das zu beurteilen, überließ ich meinen Zuhörern.

Nach dieser öffentlichen Diskussion saß ich mit Dr. Solmitz im Café beim Genuß einer entspannenden Tasse Kaffee. Wir hatten uns eigentlich jetzt richtig gefunden. Sein Bedauern über das schwache Korreferat verschwieg er mir nicht. Ich glaube, daß er mir im tiefsten Recht gab. Wir haben uns noch einige Male getroffen, auch mit seiner aufrechten Frau. Er stammte aus einer gläubigen jüdischen Familie. Sein Vater hatte in Berlin tätig in der Wohlfahrtsarbeit gestanden. Die Synagoge bedeutete für ihn nichts mehr, aber die soziale Linie hatte er von seinem Vater geerbt. Er war durch die Jugendbewegung gegangen. Das schuf manche Brücke des Verständnisses. Dr. Solmitz ist einer der unzähligen Opfer der NS-Verirrung geworden. Er fand seinen Tod in Lager Neuenгамme bei Hamburg.

Vor wenigen Jahren lief ein aufsehenerregender Prozeß in Hamburg gegen den, der anscheinend am gewaltsamen Tode von Dr. Solmitz schuldig war. Er mußte wegen Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Mit der Witwe von Dr. Solmitz, die in Amerika lebt, hatte ich daraufhin einen Briefwechsel, der mich sehr bewegte und stärkte. Sie schrieb unter anderem: „Ich sehe unser aller Leben in diesen zwanziger Jahren als etwas sehr Positives an. Und wenn auch die Welle der geistigen Umnachtung alles zu töten schien, so blieben doch Samen in der Erde verborgen, die jetzt wieder zum Licht streben. So wohl auch in Deutschland; man muß den Dingen nur Zeit lassen.“

Eine ganz andere Aufgabe stellte uns die öffentliche Prostitution in Lübeck. Von der Berliner Nachtmissionsarbeit her war mir diese Not, waren mir aber auch die Wege zur Hilfe bekannt. Wie in vielen Hafencities gab es auch in Lübeck eine Straße, in der von der Stadt konzessionierte Häuser der Schande waren. Schon die Tatsache, daß die Regierung solche Institutionen nicht nur duldete, sondern sogar einrichtete, schuf dem christlichen Gewissen ein hartes Ärgernis. Die staatlich konzessionierte Prostitution ist eines der auffallendsten Beispiele dafür, wie es nicht gelungen war, in-

nerhalb einer sich christlich nennenden Kultur dem christlichen Ethos Raum und Recht zu geben. Ich hatte mich genügend mit der Rechtslage und allen Folgerungen beschäftigen müssen, um für unsern Kampf eine sturmreife Position zu bekommen.

Es ist mir wichtig, daß der Kampf mit dieser ganzen häßlichen Sache seine Wurzel in unserer Matthäigemeinschaft hatte. In Gesprächen und Gebeten zeigte es sich wiederholt, daß viele im Gewissen beschwert waren, weil wir zu diesen Zuständen schwiegen. Die sittliche Not unserer Jugend, um die wir rangen, wurde dadurch nur vergrößert, daß selbst Kinder von der Bedeutung jener Straße wußten. Zu meiner Freude hatten aber gerade einige Frauen der Gemeinschaft ein Gefühl für die schwesterliche Verantwortung für die Opfer der Prostitution. Es wurde viel um diese Sache gebetet. In zwei Richtungen gingen unsere Bemühungen.

Zuerst suchten wir mehrere Jahre hindurch, durch einen Vortrag im Laufe des Winters, die Gewissen der Lübecker Bürger zu wecken. Das eine Mal riefen wir einen Arzt aus Sachsen, der mit der Materie vertraut genug war, um ein gutes und gezieltes Wort zu sagen. Er sprach als Christ vom Gewissen her und als Arzt von der Hygiene her. Wir hatten Lehrer, Erzieher, Sozialbeamte, Pastoren eingeladen. Es gab eine gute Aussprache. Das andere Mal hatten wir Lic. Bohn, den Generalsekretär des evangelischen Sittlichkeitsvereins, zum Redner gewonnen. In beiden Fällen stellte sich übrigens schnell heraus, daß auch die Wirte jener Häuser Beobachter in unsere Versammlungen geschickt hatten. Ich hatte einige Mühe, sie zu entlarven und hinaus zu expedieren.

Zweitens aber lief neben dieser Flucht an die Öffentlichkeit, die mit Beschlußfassungen und Protesten gekrönt wurde, eine stille verborgene Arbeit, von der nichts an die Öffentlichkeit kam. Einige unserer älteren Frauen wußten sich gerufen, die Mädchen jener Häuser zu besuchen, um ihnen die Schwesternhand zu geben. Dieser riskante Weg wurde von viel Gebet begleitet. Es gelang bei wiederholten Besuchen persönliche Verbindungen herzustellen. Ja, einige junge Mädchen kamen sogar zu einer Kaffeestunde in die Wohnung einer kinderlosen Frau. Man frage bei solchen Bemühungen nicht nach sichtbaren Erfolgen! Es bedeutet etwas, wenn solchen „Erniedrigten und Beleidigten“, wie Dostojewski sie nennt, einfach die Liebe Christi begegnet – ohne Belastung mit Moralpredigten, aber doch mit der Verheißung: Es gibt einen Weg heraus aus dem Sumpf!

In den letzten Jahren meines Lübecker Aufenthalts hat dann gerade diese Arbeit allerdings eine sehr greifbare Frucht gezeitigt. Die Gewissen wurden wach. Als eine Zeitlang in Lübeck ein

Schmutzblatt, die „Lübecker Nachtpost“, erschien, das offenbar aus dunkelsten Quellen finanziert wurde, entstand eine Arbeitsgemeinschaft unter dem Vorsitz von Herrn Groth, der Mitglied des Oberkirchenrats und Präses des CVJM war, die bei der Polizei Beschwerde einlegte. Der sozialdemokratische Polizeisenator hat uns später seinen Dank ausgesprochen: Erst durch unsere Eingabe sei er in der Lage gewesen, einzugreifen und das Blatt zu verbieten.

Viel weiterreichend war noch etwas anderes. Als ich einmal in Sachen unseres Kampfes einen Regierungsrat im Polizeiamt besuchte, der in der ganzen Angelegenheit Einfluß hatte, kamen wir in ein fruchtbares Gespräch. Zwar gehörte er zu denen, die jene Institutionen als notwendiges Übel für berechtigt hielten. Ich war und blieb überzeugt, daß er unrecht hatte. Der Zusammenhang der Verbrecherwelt mit der Welt der Prostitution, die Illusion, daß hier Infektionen verhindert werden könnten, die verführerische Macht in der Öffentlichkeit – dieses und vieles andere wird von denen unterschätzt, die die Kasernierung empfehlen. Nun, wir haben recht offen miteinander gesprochen. Zuletzt sagte jener Herr: „Wenn Sie etwas in dieser Sache tun wollen, so schaffen Sie doch ein Heim für solche Mädchen, die aus diesem elenden Dasein herauswollen. Erst neulich suchte ich vergeblich nach einer Unterbringungsmöglichkeit!“

Das war ein unüberhörbarer Alarmruf. Ich besprach mich mit meinen Getreuen, und wir baten Gott dringend um seine Wegweisung. Und nun ging es wie damals bei den Leviten, die die Bundeslade durch den Jordan trugen. Der Jordan gab erst dann eine Furt frei, als sie einen Schritt ins Wasser wagten. So galt es auch für uns, einfach loszumarschieren und auf kein Hindernis zu achten.

In jenen Tagen hatte ich mit einem Hypothekenmakler zu tun, da wir eine Hypothek für ein neu zu erbauendes Jugendheim brauchten. Im Laufe des Gespräches fragte ich ihn: „Vermitteln Sie auch Häuser?“ – „Ja, gelegentlich.“ – „Ich brauche ein alleinstehendes Haus, nicht zu weit vom Bahnhof, aber auch nicht zu weit vom Innern der Stadt und den Behörden. Möglichst an einer stillen Straße, wo nicht so viel Laufverkehr ist. Es sollte etwas Garten dabei sein, aber möglichst keine Nachbarn!“ Ich hatte mir also ziemlich genau überlegt, wie solch ein Zufluchtsheim aussehen mußte: freundlich, einladend, nicht kasernenmäßig, wie ein nettes Einfamilienhaus. Die Mädchen sollten sich hier recht zu Hause und gemütlich fühlen. Der Mann lachte: „Halten Sie an! Was denken Sie sich? Ich habe zur Zeit ohnehin nur ein Haus bei der Hand.“ Ich fragte gleich: „Wo?“ Wir fuhren sofort hin und – es war genau das Haus, das wir brauchten! Wieder begegnete mir Gott hand-

greiflich. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Es handelte sich um eine alte Direktorenvilla auf einem ehemaligen Holzplatz an der Obertrave. Zehn Minuten vom Bahnhof und ebensoweit vom Zentrum der Stadt. Der Holzplatz war aufgeteilt. Auf der einen Seite war ein menschenleerer Kohlenplatz, auf der anderen – eine Bootswerft. Ein kleiner Vorgarten, nach hinten ein Gärtchen mit kleiner Gartenlaube und sogar ein Landesteg für ein Boot – also direkt an der Trave. Ein wundervoller Blick auf die Domtürme und die malerischen Häuser an der Obertrave. Gegenüber der Straße – die Wallanlagen. Einfach wundervoll!

Ich ließ mir bei der Besichtigung nicht anmerken, wie praktisch das Haus für meine Zwecke sei, und fragte nach dem Preis. 20 000 Mark! Ich hatte zwar keine einzige, aber ich meinte, doch etwas abhandeln zu müssen. Wir einigten uns dann auf 19 000. Ich sagte: „Ich will Ihnen neuntausend Mark in bar zahlen, wenn der Rest als zweite Hypothek auf dem Hause bleibt.“ Es war ein toller Vorschlag, denn die zweite Hypothek ist kein guter Platz für fünfzig Prozent des Kaufpreises. Aber in jenen Jahren der wirtschaftlichen Depression war das Geld so rar, daß meine 9000 Mark in bar ein verlockendes Angebot waren. Wir wurden einig, und ich versprach, in Kürze wiederzukommen. Hier muß ich hinzufügen, daß ich in dieser so sehr leichtsinnig scheinenden Sache mir die Bundesgenossenschaft von Pastor Bode, dem reformierten Pastor und Vorsitzenden des Evangelischen Verbandes für die weibliche Jugend, gesichert hatte. In seiner Gegenwart wurde ich unternehmungslustig.

Es fehlten mir also „nur“ 9000 Mark – und dann war ich Hausbesitzer! Mein nächster Gang war zur Landesversicherung. Ihr Präsident war mir neulich aufgefallen bei einer Versammlung des Bundes religiöser Sozialisten, zu der ich eingeladen war, ohne Mitglied des Bundes zu sein. Ich wußte, die Landesversicherung hatte Geld, und sie sollte es für das Gesundheitswesen verwenden. Ich hielt nun dem freundlichen Präsidenten eine Rede: Jene tolerierten Häuser würden bald geschlossen werden, da wir mit dem Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu rechnen hätten. Nach dem Entwurf dieses Gesetzes mußten solche Häuser geschlossen werden. Die Gefahr bestehe bei uns in Lübeck, daß die Insassinnen sich über die Stadt verbreiteten. Wir müßten auf jeden Fall Vorsorge schaffen, und ein Heim sei darum dringend nötig. Ich brauchte gar nicht sehr redselig zu sein. Ich verließ das Haus mit einem Scheck über 9000 Mark. Das Geld wurde als erste Hypothek auf das Grundstück eingetragen.

Das Haus war also da. Aber noch hatten wir keinen Tisch, kei-

nen Stuhl, kein Bett. Ich habe es dem damaligen Jugendpastor Jensen, dem heutigen Direktor der Alsterdorfer Anstalten in Hamburg, zu danken, daß wir durch seine Vermittlung vom Zentralausschuß der Inneren Mission in Berlin 5000 Mark für die Einrichtung des Hauses geliehen bekamen. Wir kauften mit dem Gelde gute gebrauchte Möbel, die einst die französische Besatzung im Rheinland aus Direktorenvillen requiriert hatte. Diese wurden nun billig für Wohlfahrtszwecke abgegeben. Wie gut paßten sie in unsere Direktorenvilla!

Aber auch das reichte noch nicht aus. Es mußten ja eine Hausmutter und weitere Mitarbeiterinnen gewonnen werden. Ein Satz von wenigstens 200 Mark monatlich als Betriebskosten war gewiß reichlich bescheiden. Sollte wieder ein Verein gegründet werden? Gerade damals wurde mir wichtig, daß an die Stelle der vielen Vereine die Gemeinde zu treten habe. Durch Dienst und Verantwortung wird eine Gemeinde belebt. Ich wollte die ganze Kirche Lübecks für dieses Heim verantwortlich machen. Aber ich wollte kein Geld aus den Kirchensteuern haben, die durch die Drohung mit dem Gerichtsvollzieher eingezogen werden. Mutter Eva von Tiele-Winckler hat einmal gesagt: „Wir brauchen ein Kapital warmer Herzen.“ Das war auch in diesem Fall wichtiger als das Geld. Hatten wir erst die warmen opfernden Herzen der Gemeindeglieder, so würde das Geld gewiß nicht fehlen. Dazu wollte ich eine öffentliche Versammlung halten. Ich ging zu unserem Senior als dem leitenden Pastor der Lübecker Kirche, legte ihm meinen Plan vor und bat ihn, die Sache in die Hand zu nehmen. Das Gespräch verlief für mich enttäuschend. Bei aller Anerkennung unserer Bemühungen sagte der alte Herr, er wolle mit dieser Angelegenheit nichts zu tun haben, auf jeden Fall wäre es ihm unmöglich, über diese Materie zu sprechen. *Der liebe Mann! Er war der Vertreter jenes moralisch-anständigen Bürgertums, das die Augen zukniff vor den schmutzigen Hinterhöfen unserer Zivilisation.*

Die Versammlung kam dennoch zustande. Auch der Senior war dabei, aber ich mußte der Wortführer sein. Ich hielt einen gründlichen Vortrag, in dem ich alle Probleme dieses heiklen Themas entfaltete und zum Schluß zeigte, wie wir helfen wollten. Auch bat ich um monatliche Beiträge. Ich meinte, es müßte nicht schwer sein, in der Stadt Lübeck mit über hunderttausend evangelischen Einwohnern zweihundert Geber zu finden, die mir monatlich eine Mark geben. Aber es war doch nicht so einfach. Ein Eisenbahndirektor, der doch gewiß kein ganz geringes Gehalt hatte, bot mir jährlich drei Mark an. Eine Witwe und Fabrikarbeiterin aus unserer Gemeinschaft brachte mir zwanzig Mark monatlich. Ich woll-

te sie zuerst nicht annehmen, aber sie wurde energisch. Wie sie taten es eine Reihe anderer Glieder unserer Matthäigemeinde. Als wir im Jahr 1952 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Heims feierten, wies die Hausmutter, Schwester Hanna Barmeier, auf eine Lehrerin, die seit fünfundzwanzig Jahren wegen eines Lungenleidens im Ruhestand war und gewiß keine hohe Rente bezog. Sie hatte durch all die Jahre hindurch monatlich zwanzig Mark gebracht. Wer gut rechnen kann, mag ausrechnen, wie viel diese eine Geberin mit Zins und Zinseszins gebracht hat. Er wird dann erkennen, daß sie einen sehr erheblichen Teil des ganzen Kaufpreises des Hauses bestritten hat. Eine andere treue Frau der Gemeinschaft, Frau Bunke, sammelte freiwillig die monatlichen Gaben ein.

Das Diakonissenmutterhaus Salem, Berlin-Lichtenrade, stellte uns gleich zum Anfang zwei sehr tüchtige Schwestern. Später wurden es mehr. Durch die Arbeit dieser Diakonissen wurden nicht nur im Laufe der Jahre alle Schulden des Hauses abgedeckt, sondern sehr wesentliche Umbauten und Reparaturen ausgeführt. Da das Haus so nahe an der Trave auf feuchtem Boden gebaut ist, steht es auf tief versenkten Holzrosten. Wenn schwere Laster vorbeifahren, schwankt es leise. Aber vielleicht ist es dadurch im Kriege, als ringsum schwere Fliegerbomben fielen und die liebe alte Stadt schreckliche Wunden bekam, ohne Risse geblieben. Gott hat seine gute Hand über das Haus gehalten.

Hat das Zufluchtsheim seine Aufgabe erfüllt? Das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wurde eingeführt, die Häuser wurden geschlossen. Aber wenige Jahre später hat die NS-Diktatur, die weder auf vorhandene Gesetze noch auf das Ethos, das zur Schließung der Häuser führte, Rücksicht nahm, die alte Schande wieder aufgenommen. Man sprach zwar viel von der Ehre als dem höchsten Gut, aber man meinte wohl nur die eigene. Dennoch haben wir in der ersten Zeit einige Mädchen dieser Häuser beherbergt. Später wurde der Aufgabenkreis erweitert. Aus den Gefängniszellen, durch die Bahnhofsmission, aus den Krankenhäusern, vor allem aber durch Vermittlung von Jugend- und Wohlfahrtsämtern der Stadt und der Nachbarkreise kamen jüngere und ältere Mädchen und fanden hier ihre Heimat. Das Haus war nicht geschlossen. Wir ersetzten die Kasernierung nicht durch eine neue Kaserne. Niemand konnte gezwungen werden, im Heim zu bleiben. Aber den Schwestern gelang es, durch einen fröhlichen, frischen Geist im Hause die Mädchen festzuhalten. Im Winter gab es Schneeballschlachten und im Sommer Bootsfahrten. Den meisten Insassinnen konnten Arbeitsplätze vermittelt werden. Sie waren tagsüber in der Arbeit und kamen zur Nacht nach Hause. Diese

sogenannte halboffene Fürsorge scheint mir dem Evangelium besonders zu entsprechen. Sie hat keine andere Nötigung als die Liebe, die eine warme Atmosphäre und ein gemütliches Zuhause schafft, wo man sich wohl fühlt und an Leib und Seele genesen kann. An dieser Stelle möchte ich einer gesegneten Frau gedenken, deren Rat und Erfahrung ich viel zu danken hatte. Das war Gräfin Schlieffen in Mecklenburg. Sie hatte in jenem Lande ein Netz von Heimen geschaffen, auch eine ländliche Arbeitsstätte, um die Mädchen aus der Luft der Großstädte herauszunehmen. Vieles wurde nach ihrem Vorbild eingerichtet.

Wenn ich sonntags nach dem Gottesdienst mit den Kindern spazieren gehen wollte und sie fragte: „Wo wollen wir hingehen?“ so antworteten sie stets: „Ins Fluzuchtsheim!“ Der Name war offenbar schwer auszusprechen. Auch die Einwohnerinnen des Hauses fanden den Namen nicht schön genug. Sie selbst schlugen den Namen „Haus Domblick“ vor, und so heißt es noch heute.

Es scheint mir ein Wunder zu sein, daß die Matthäigemeinschaft fast zur gleichen Zeit, in der sich viele Glieder für das Zufluchtsheim einsetzten, auch noch ein Jugendheim baute. Wie arm waren doch unsere Leute! Eine große Zahl Erwerblose war unter uns und viele Rentner.

Schon zu Haensels Zeiten hatten die beiden Schwestern Hartwig der Gemeinschaft ein Grundstück geschenkt. Durch Tausch wurde ein Bauplatz am Marquardtplatz erworben. Hier sollte ein Vereinshaus für den CVFM entstehen, um von hier aus der ganzen Stadt zu dienen. Dieser Bauplatz lag außerhalb unseres Gemeindebezirks. Ein größerer Saal für die Gemeinde wäre ein dringendes Bedürfnis gewesen. Es ist kein gutes Zeichen, daß bis in die zwanziger Jahre des Jahrhunderts die lutherische Kirche Lübecks neben den Kirchen nur kleine Konfirmandensäle und keinen großen Gemeindesaal besaß. Aber an einen Saalbau durften wir nicht denken. Dagegen fehlten uns dringend Räume für die Jugendarbeit. Unsere Kreuzjugend hauste eine Zeitlang auf dem Boden (anderswo sagt man Speicher oder Bühne) über dem Konfirmandensaal. Nach vielen Beratungen beschloß der Brüderrat, daß ein Jugendheim gebaut werden sollte, dem in besseren Zeiten ein größerer Saal angebaut werden konnte. Nun gab es wieder einen umfangreichen Papierkrieg und viel Verhandlungen. Wir konnten durch einen neuen Tausch ein Grundstück innerhalb der Matthäigemeinde bekommen. Ein Architekt, Glied der Gemeinde, fertigte nach unsern Wünschen den Bauplan und war bereit, den Bau zu überwachen.

Nun fehlte nur noch der „nervus rerum“, das Geld. Wieder kann

ich über diese Monate des Hausbaus nur schreiben: Gott begegnete mir! Wiederholt haben wir bedauert, daß wir die vielfältigen Glaubenserfahrungen und Gebetserhörungen nicht tagebuchartig aufgeschrieben haben. Es fehlte einfach die Zeit. Aber es gab eine Kette der erstaunlichsten Erlebnisse. Außer dem schuldenfreien Grundstück besaßen wir nichts. Man wird mich auslachen, wenn ich zu erzählen anfangen, was wir taten. Am Tage nach unserem Baubeschluß ging ich in den Laden drüben und kaufte eine erhebliche Menge Meter schmalen buntfarbigen Seidenbandes. Diese brachte ich zu dem mir väterlich zugetanen Druckereibesitzer Groth und bat ihn, in Abständen kurze von mir gewählte Bibelworte darauf zu drucken: „Betet ohne Unterlaß“, „Sorget nichts!“, „Glaube nur“, „Seid allezeit fröhlich“ usw. Als kurze Bänder eigneten sie sich als Buchzeichen in der Bibel. Die Konfirmanden vertrieben diese Bausteine zu fünfzig Pfennig das Stück in der Gemeinde. Wiederholt druckten wir Postkarten als Bausteine für zwanzig und dreißig Pfennige. Der bekannte Lübecker Maler Alfred Mahlau schenkte uns eine nette Federskizze, die wir benutzten. Daneben gingen manche Gaben und wirkliche Opfer ein. Es ist ja bekannt, daß konkrete Aufgaben immer den Opfersinn wecken. Wir verachteten auch nicht das geringste Scherflein. Dann kam mir eines Tages ein weiterer Gedanke. Um auch kleinste Darlehen annehmen zu können, wollte ich eine Sparkasse gründen. Ich entwarf sogar ein Statut und ging damit zu Rechtsanwalt D. Neumann, dem früheren Bürgermeister der Stadt, der uns wohl gewogen war. Er prüfte meine Paragraphen und gab mir seine juristische Zustimmung. Kleine Sparbücher waren schnell gedruckt. Vor jeder Bibelstunde, wo im Konfirmandensaal ohnehin die Bücherausgabe unserer neu entstandenen Bücherei stattfand, wurden Sparbeträge angenommen und in den Sparbüchern quittiert. Die Verzinsung sollte zum üblichen Zinsfuß der Sparkassen stattfinden, falls nicht ausdrücklich darauf verzichtet wurde. Die Rückzahlung sollte erst nach einer Frist von etwa zehn Jahren beginnen (den Termin weiß ich nicht mehr genau), falls nicht besondere Notstände vorlagen. Alljährlich sollten dann die einzelnen Sparer ausgelost werden. Unsere Matthäileute hatten richtig Freude an dieser Einrichtung. Es kam nun so viel bares Geld zusammen, daß wir zu bauen anfangen konnten. Genaue Zahlen kann ich nicht mehr nennen, zumal ich auch nicht selbst die Kassenführung hatte. Nun gab es einen Wettlauf zwischen dem Bau und der Kasse. Diese war natürlich meist leer. Es gab Tage, wo der Baumeister, der leider nicht aus unserer Gemeinde war, am Telefon recht ungemütlich wurde, wenn ich ihn in sanftesten Tönen zu vertrösten suchte. Es ging

durch mancherlei Gedränge und Ängste. Wir hatten oft Grund, sehr stürmisch zu beten. Aber Gott gab das Gelingen.

Wir haben bei allerhand Gelegenheiten ein Fest gefeiert: bei der Grundsteinlegung, beim Richtfest, bei der Einweihung. Täglich sah man alte Mütterchen und Jugend zu dem Bau pilgern, um nachzusehen, wie weit „unser Haus“ sei. Daß der junge Zimmermann, der beim Richtfest den selbstgedichteten Spruch sagte, in dem auch der Name Jesus vorkam, ein Konfirmand von mir war, machte mich froh und dankbar. Zur Einweihung luden wir den Senior der Lübecker Kirche ein. Es lag uns sehr daran, daß er die Arbeit unserer Gemeinschaft näher kennenlernte.

Einst war ich ja gerufen worden, mich im besonderen der von Haensel gegründeten Gemeinschaft anzunehmen. Da in Lübeck bereits eine separatistische Gemeinschaft bestand, so war man in Sorge, daß auch in Matthäi sich ein Bruch mit der mehrheitlich liberalen Landeskirche vollziehen könnte. Diese Sorge war unberechtigt. Niemand dachte an Kirchenaustritt. An Reibflächen und Wurzeln für Konflikte zwischen Kirche und Gemeinschaft fehlte es allerdings nicht. So erwartete der Senior von den Pastoren, daß sie Mitglied in der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ würden. Diese Gesellschaft war in der Aufklärungszeit entstanden — ähnlich wie in anderen Hansestädten — und faßte eine Anzahl humanitärer Einrichtungen, eine Sparkasse und eine Anzahl Stiftungen zusammen. Sie besaß ein gemütliches Clublokal mit Vereinsräumen und einem guten Restaurant. Ich konnte mich der Tradition hier nicht fügen und antwortete auf ein Schreiben des Seniors höflich, daß ich die hohen Verdienste jener Gesellschaft nicht schmälern wolle, aber als Prediger des Evangeliums gehörte ich den Werken der Inneren Mission an, die eine andere Zielsetzung hätten als die der bloßen Gemeinnützigkeit und Humanität.

Einen etwas stürmischeren Verlauf nahm ein anderer Konflikt. Etwa alle zwei Jahre lud die Matthäigemeinschaft zu einer Evangelisation oder Bibelwoche ein. Zu solchem Dienst kamen zum Beispiel der Evangelist Hölzel, Pastor Erich Schnepel, sein Mitarbeiter Max Walther, Prediger Nagel (vom Evangelischen Allianzblatt), so auch *Friedrich Heitmüller aus Hamburg*. Sein Dienst zeitigte in besonderer Weise sichtbare Frucht. Durch eine seltsame Fügung war ich fast während der ganzen Woche bettlägerig. Ein Abszeß im Halse erschwerte mir das Atmen und Essen. So konnte ich nur zwei Abende miterleben. Wer Heitmüller kennt, weiß, daß er eine deutliche Sprache führt und die Polemik nicht fürchtet. So sagte er auf der Kanzel auch ein angreifendes Wort gegen die liberale Theologie. Ein anwesender Pastor nahm das nicht nur zum

Anlaß zu einem Presseartikel, sondern reichte auch beim Oberkirchenrat eine Klage ein, daß der kirchliche Friede gefährdet sei!

Es hat mich oft überrascht, daß die vielgepriesene Toleranz des Liberalismus oft eine empfindliche Grenze hat, wenn er selbst angegriffen wird. Da ich für die Evangelisation verantwortlich war, hatte ich selbst gegenüber den Vorwürfen gerade zu stehen. Die Situation wurde dadurch verschärft, daß das „Geistliche Ministerium“ gegen meine Stimme in der gleichen Woche Vorträge durch den bekannten liberalen Professor Niebergall aus Marburg veranstaltete. Zu diesen Vorträgen sollte ich durch Kanzelabkündigung einladen. Ich tat es in der Form, daß ich den Redner und seine Themen mitteilte und hinzufügte, daß ich mich persönlich mit der Botschaft des Redners nicht identifizieren könnte und daher die Verantwortung für diese Vorträge ablehnte. Zudem hätten wir ja auch gleichzeitig die Evangelisation durch Direktor Heitmüller.

Bei der nächsten Sitzung des Geistlichen Ministeriums erklärte ich dem Plenum offen, daß ich die Vorträge nicht empfohlen, sondern vor ihnen gewarnt hätte. Vielleicht war dieser Ausdruck nicht ganz dem entsprechend, was ich abgekündigt hatte, aber es lag mir daran, meinen Gegensatz offen zu betonen. Es gab einen ungeheuren Sturm unter den Herren Amtsbrüdern. Da ich mich mit niemand vorher verabredet hatte, erwartete ich auch nicht eine Unterstützung von meinen Freunden. Vielleicht wäre meine Abkündigungsform gar nicht zu den Ohren des Seniors gekommen, wenn ich mich nicht auf diese Weise selbst angezeigt hätte. Ich hoffte, daß das Ministerium als Körperschaft zu solchen Vorträgen nicht mehr einläde. Denn dazu fehlte eben die innere Einhelligkeit. Ich bestreite einer Kirche, die nicht lebendig das Bekenntnis der Väter schützt, die Vollmacht, im Namen aller zu sprechen. Das gilt auch für die Gegenwart mit ihrer theologischen Verwirrung. Dieses Ziel habe ich damals auch erreicht. Späterhin wurden freilich auch Vorträge der einzelnen Gemeinden allgemein abgekündigt. Aber wir hatten das Recht, die Abkündigung abzulehnen. In solchen Fällen erwartete der Senior eine Begründung der ablehnenden Haltung. Dafür war ich dankbar. Denn jede Gelegenheit eines Zeugnisses ist ein Geschenk.

Nach jener stürmischen Sitzung sagte mir beim Abschied der Senior ein ungnädiges, aber auch sehr unvorsichtiges Wort: „Wenn Sie so stehen, Herr Kollege, müssen Sie aus der Kirche austreten.“ Ich machte eine schweigende Verbeugung, dachte aber im stillen: Wer ist wohl jetzt die Kirche? Die das biblische Evangelium bekennende Gemeinde – oder die rationalistischen Kritiker des Glaubens der Väter?

Ein andermal aber ist der Senior doch auf meine Seite getreten, was ich ihm, der in mir persönlich manche Sympathie erweckte, hoch anrechnete. Es war in der Theologischen Gesellschaft. Ich hatte ein Referat zu halten und dazu absichtlich ein „heißes Eisen“, den biblischen Gemeindebegriff, gewählt. Es ging mir um die Konkretisierung der Gemeinde gegen die platonisierende Idee einer unsichtbaren Kirche. In der Aussprache fragte ich daher: „Wenn Paulus heute einen Brief an die auserwählten Heiligen in Lübeck schriebe – was würde die Post wohl tun? Würde sie den Brief wohl abliefern oder ihn mit dem Vermerk zurücksenden: Adressat unbekannt verzogen?“ Ein humorvoller „Kollege“ sagte: „Dann geht der Brief an Prediger Clasen!“ Das war der Leiter jener separatistischen Gemeinschaft. Ich protestierte: „Nein, der Brief ginge an mich!“ Es läßt sich denken, daß viele Köpfe entrüstet geschüttelt wurden ob dieses hochmütigen Brandenburg. Nur der Senior lächelte und sagte überlegen: „Meine Herren Kollegen, ich glaube, in diesem Fall hat Kollege Brandenburg völlig recht.“ Ich schlug kräftig in die Kerbe und sagte: „Ja, wenn Sie, meine Herren, sich durch die Anschrift des Apostels nicht getroffen fühlen, so beweisen Sie Ihren Unglauben!“

Nun darf es durchaus nicht so aussehen, als wenn ich in diesem notwendig gewordenen Kampf allein gestanden hätte. Der schon früher genannte „Bruderkreis“, der allmonatlich zusammentrat, wuchs in den letzten Jahren erfreulich. Ich selbst habe von diesen meinen Brüdern viel gelernt und bleibe ihnen daher von Herzen dankbar für manche „Schützenhilfe“.

In diesen acht Jahren in Lübeck ging es in meinem Familienleben durch unvergeßlich glückliche Zeiten, aber auch durch Tiefen, die alles irdische Glück für mich in Frage stellten. Zu unserem in Bethel geborenen Traugott wurden uns noch drei Kinder, Gertrud, Eberhard und Hans-Christian, geschenkt. Konnten wir uns im ersten Sommer auch keinen Ferientaufenthalt leisten, so war in den folgenden Jahren das nahe Niendorf an der Ostsee mit dem Kinderheim Nazareth unser aller Ferienparadies. Für kleine Kinder ist der Strand ein idealer Ferienort. Dazu hatten wir keine lange Anreise.

Mit den Salemsschwestern entstand damals die so folgenreiche herzliche Freundschaft. Es lebte in Nazareth noch die Gründerin des Werkes, die Altoberin Cäcilie Petersen. Diese originelle Frau, eine Seelsorgerin von Gottes Gnaden, hat uns beiden mit ihrer Freundschaft großen Reichtum geschenkt. Meine Frau und ich radelten gerne und haben an manchem Sommertag die herrliche Umgebung Lübecks zwischen dem Meer und den Lauenburgischen

Wäldern und Seen kennen und lieben gelernt. An unseren Kindern hatten wir einen großen Reichtum anvertraut bekommen. Gewiß gab es sorgenvolle Zeiten durch die üblichen Kinderkrankheiten. Aber unser prachtvoller Hausarzt wußte die Sorgen meiner Frau zu zerstreuen: „Frau Pastor, wenn Gott nicht den Kindern seine Engel schickte, so würde keines von uns groß geworden sein.“ Bei dem engen Zusammenleben mit der Gemeinde verloren die Kinder — wie meist Pastorenkinder — alle Scheu vor den Fremden. Als sie mit der Kinderpflegerin einst im benachbarten Blumenladen waren, ging es etwas lebhaft zu. Beim Abschied macht der Älteste seine Verbeugung und sagt entschuldigend: „Wir sind nämlich die kleinen Brandenburgs!“ Das sollte alles erklären.

Als unser Jüngster von der Großmutter als etwa dreijähriger mit in die Kirche genommen wird, sieht er voll Überraschung alsbald seinen Vater im Talar auf der Kanzel. In seiner Freude kann er sich nicht enthalten, mit der Hand zu winken und laut zu rufen: „Huhu, Vati!“ Was sollte ich anders tun, als zu lächeln und zurückzuwinken. In der Gemeinde nahm es niemand übel.

Auch außerhalb der Gemeinde hatten wir manche Freunde. Lic. Strasser in Marli jenseits der Wakenitz — also am andern Ende der Stadt — wurde Patenonkel unseres Dritten und meine Frau die Patin einer der Strassertöchter. Es gab eine herzliche Freundschaft! Als die Landeskirche einen Landesjugendpfarrer berufen wollte, machte ich von meinen schwerwiegenden Bedenken kein Hehl. Bei der theologischen Haltung der Mehrheit mußte ich befürchten, daß dieser für unsere Jugendarbeit in Matthäi keine Hilfe sein würde. Die Gleichmacherei der kirchlichen Arbeiten ist ohnehin eine Gefahr für jede Originalität der Gemeinde. Erst recht aber da, wo die Einhelligkeit der Botschaft fehlt. Ich war nicht überrascht, daß der Senior den neuen Jugendpastor Jensen vor dem bösen Pastor Brandenburg in St. Matthäi warnte. Er solle sich aber durch diesen nicht in der Arbeit stören lassen! Man kann verstehen, in welcher Eiseskälte das Ehepaar Jensen bei uns seinen Antrittsbesuch machte! Um so beglückender aber war, als wir in kurzer Zeit die beiderseitige Entdeckung machten, wie sehr wir in unserem Bekenntnis und in der Zielsetzung der Arbeit einig gingen. Pastor Jensen und seine Frau wurden in der Folgezeit unsere nahen Freunde, denen ich auch in der kommenden für mich schweren Zeit zu besonderem Dank verpflichtet bin. Jetzt erst merkte ich auch, wie die große Aufgabe in St. Matthäi mich ein großes Opfer gekostet hatte: Ich hatte den ganzen großen Briefwechsel mit meinen alten Freunden aus der DCSV einstellen müssen! Ich hatte einfach keine Zeit, auch noch Briefe

zu schreiben, und verlor die Verbindung mit vielen wertvollen Freunden. Daß ich darüber in eine gewisse Verengung kam, ist nicht zu verwundern. Ich merkte es erst, als sich unsere Freundschaft mit Jensens vertiefte. Sie kamen aus der Jugend- und Singebewegung. Uns beiden öffneten sie aufs neue die Freude an der Natur. Für das Frühjahr 1926 ließen wir uns durch sie zu einer „großen Fahrt“ zu Fuß durch den Schwarzwald anregen. Das waren wundervolle Wochen, obwohl es uns zuerst etwas sauer wurde, die vollgepackten Rucksäcke mit Wäsche und Kochtopf und allen bescheidenen Kulturartikeln auf dem Rücken über die Berge zu schleppen. Aber wir hatten allzu lange unser Fernweh unterdrücken müssen. Waren wir im Anfang unserer Ehe durch die Inflation kurz gehalten worden, so war auch nach der Einführung der Festmark unsere wirtschaftliche Stellung nicht viel besser geworden. Die Anfangspfarrgehälter waren bescheiden. Das große Pfarrhaus, dazu die Kinder, nötigten uns bald, zwei Haustöchter zu halten. Die Not der Arbeitslosigkeit in der Gemeinde und die vielen Gäste in einem Pfarrhaus waren auch keine geringe wirtschaftliche Belastung. Wir hätten die Reise durch den Schwarzwald gar nicht machen können, wenn wir nicht in manchem befreundeten Pfarrhaus und anderen bekannten Familien zur Nacht Aufnahme gefunden hätten.

Der Schwarzwald ist wohl das schönste deutsche Mittelgebirge. Ich kannte es kaum, meine Frau gar nicht. Wir waren beide noch jung genug, um die Romantik solch einer Reise zu Fuß zu genießen. Wir besuchten zuerst das alte Heidelberger Schloß, fuhren bis Pforzheim und wanderten dann vierzehn Tage über den gut bezeichneten Höhenweg. Zuerst ging es in Richtung Freudenstadt und Alpirsbach. Dann schlugen wir einen Bogen über Königsfeld, wo wir in der Jugendherberge übernachteten, wanderten zum Triberger Wasserfall und dann über Furtwangen und den Turner nach Hinterzarten. Hier gönnten wir uns zum erstenmal ein Hotelzimmer. Den nächsten Tag ging es längs dem Titisee auf den Silberberg, wo wir in einem alten Schwarzwälder Bauernhof Quartier fanden. Auf dem Feldberg gerieten wir in kalten Hagelschauer und Sturmwind hinein, der meiner Frau die Tränen ins Gesicht und mir die Galle in die Leber trieb. Wir waren froh, im Feldbergturm Wärme zu finden, durften uns aber nicht so lange aufhalten, weil wir im Höllental den Bahnanschluß nach Freiburg bekommen wollten, wo uns der frühere Generalsekretär der DCSV, der leider früh verstorbene Pfarrer Hermann Weber, als Gäste erwartete. Als wir am folgenden Tage einen Mitwanderer vom Feldberg trafen, erzählte er, sie hätten zwanzig Minuten nach un-

serem Abmarsch die herrlichste Alpenfernsicht bis ins Berner Oberland – Eiger, Mönch und Jungfrau – gehabt! So geht's.

Nach zwei Tagen in freundschaftlichem Austausch mit Webers in der schönen alten Universitätsstadt im Breisgau fuhren wir per Bahn nach Tübingen, wo meine alte Studentemutter, Frau Stadtpfarrer Schweitzer, uns beide für vierzehn Tage aufnahm. Das waren köstliche Wochen. Ich zeigte meiner Frau alle Gassen und Winkel der schönen Stadt zwischen Neckar und Ammer. Wir hörten Kollegs bei Karl Heim und Adolf Schlatter. Den alten Herrn besuchten wir in seiner Wohnung in der Olgastraße und freuten uns, wie interessiert er sich über die Lübecker Arbeit berichten ließ. Er sagte: „In Lübeck war ich auch einmal und besuchte einen Pfarrer. Ich hatte den Eindruck, zwischen dem Pfarrhaus und der Gemeinde lag ein Ozean! Sorgen Sie dafür, daß es bei Ihnen nicht so ist!“ Wir wanderten von Reutlingen über Pfullingen auf den Lichtenstein und waren eines Abends auf der Wurmlinger Kapelle, um nachts heimzukehren, wenn die Brunnen so laut rauschen. Sogar an einem christlichen Studententreffen in Waldenbuch nahmen wir teil, wo die DCSV-Kreise von Stuttgart, Hohenheim und Tübingen sich trafen. Daß ich noch einmal diese studentische Gemeinschaft und Alt-Tübingen mit meiner Frau erleben durfte, war uns beiden ein großes Geschenk.

In Zwerenberg im Schwarzwald hatten wir bei unserer Wanderung im Pfarrhaus von Pfarrer Kieser ein gastfreies Quartier gefunden. Als er uns seine Kirche zeigte, sagte Kieser in Gegenwart seines alten Kirchpflegers: „Zu meiner Gemeinde gehören sieben Dörfer. Ich kenne in den sieben Dörfern kein Haus, aus dem nicht sonntags wenigstens ein Glied der Familie zum Gottesdienst kommt. Und ich weiß in den sieben Dörfern kein Haus, in dem nicht täglich nach dem Mittagessen die Bibel auf den Tisch kommt und der Vater ein Kapitel aus der Heiligen Schrift vorliest.“ Wir waren vom Gehörten sehr bewegt und nahmen uns vor, in unserem Hause ebenso zu verfahren. Ich habe das nie bedauert. Wer aus der Quelle trinken kann, soll nicht Leitungswasser benutzen. Persönlich kannte ich zwei Andachtsbücher, die mir wert geworden waren: Goßners Schatzkästlein mit seinen kernigen kurzen Betrachtungen und Adolf Schlatters Andachtsbuch, das mich stets in ein lebhaftes Gespräch mit meinem Lehrer versetzte. Aber für kinderreiche Familien sind die Bibellesungen viel wichtiger. Wir erreichten dadurch, daß die Kinder nie gelangweilt waren. Gewiß lasen wir die Bibel in Auswahl, vor allem viel das Alte Testament. Die Kinder durften selbst wählen: Joseph? Mose? Samuel? David? oder Daniel? Beim Vorlesen gab ich fast nie ein Wort der Erklä-

nung. Wohl aber durften die Kinder Fragen stellen oder ihre Bemerkungen machen. Da ging es oft lebhaft her. Vor allem erreichten wir auf diese Weise bei unsern Kindern bald eine gute Bibelkenntnis und eine große Liebe zur Bibel. Das ist für den werdenden Glauben viel wichtiger als noch so gut gemeinte Ermahnungen. Die biblische Geschichte selbst hat großen erziehenden Wert. Wir dürfen das nur nicht vom rein moralischen Standpunkt verstehen.

Wie viel Erinnerungen haften an diesen gemeinsamen kurzen täglichen Lesungen! Waren die Kinder ungezogen, so hieß es: „Heute wird keine Bibel gelesen!“ Zwar gab es dann Tränen, aber heimlich freute sich ein Vaterherz, daß die Kinder um der Bibel willen Tränen vergossen. Als wir einst das schreckliche Blutbad durch Elia auf dem Karmel erlebten und viele hundert Baalspriester ihr Leben lassen mußten, sah ich die Kinder nur erschrocken an. Unsere Fünfjährige sagte mir beruhigend: „Ja, weißt du, Vater, die wußten damals ja auch noch nichts vom Heiland.“ Das leuchtete mir ein. Als die kluge Abigail dem furchtbar erzürnten David für seine hungrigen Leute jene große Liebesgabensendung zusammenpackte – unter anderen viele hundert Rosinenkuchen und Feigenkuchen – da hörten wir, wie unserem Eberhard, der eine erhebliche Erdschwere hatte, das Wasser im Munde zusammenlief. Auch das war mir recht: Die Kinder erkannten die Lebensnähe der Bibel.

Die Erinnerung an die reiche Frühjahrsreise wirft ein letztes helles Licht auf meine damals noch nicht sechs Jahre währende Ehe. Nicht nur als Mutter meiner Kinder, sondern auch als geistliche Mitarbeiterin in der Gemeinde schien mir meine Frau unersetzlich. Sie sammelte einen Bibelkreis junger Frauen. Sie öffnete unser Pfarrhaus zu offenen Abenden für die Gemeindeglieder. Sie war mein lebendiges Gewissen. Und nicht das Geringste war, daß sie meine Predigten einer zwar liebevollen, aber strengen Kritik unterwarf. Ohne diesen Rückhalt wäre mein Dienst in Matthäi mir gar nicht denkbar erschienen.

Einen Monat nach der glücklichen Geburt unseres Jüngsten stellte sich eine leichte Nierenbeckenentzündung ein, und wenige Tage später verdunkelte sich das Gemüt meiner Frau. Die große Unruhe, die über sie kam, brachte die Nötigung ihrer Überführung in die Landesheilanstalt. Sie ist nie mehr zu mir und den Kindern zurückgekehrt.

Ich kann mit Worten nicht schildern, was die nächsten Wochen und Monate, in denen wir – meine Schwiegermutter und ich – zwischen Hoffnung und Enttäuschung schwankten, mir an innerer Erschütterung brachten. Zwischen all den vielen Diensten in der

Gemeinde, die ja nicht vernachlässigt werden durfte, radelte ich allwöchentlich hinaus in die Anstalt und erkannte die Schwere der Erkrankung je länger je mehr, die alle geistigen Brücken abbrach. Ich habe der alten Mutter meiner Frau zu danken, daß sie den Haushalt und die Miterziehung meiner Kinder übernahm. Ich habe der treuen Matthäigemeinde zu danken, die mich mit einer Mauer des Gebets umgab. Ich habe auch meinen Kindern zu danken, die mir in ihrer kindlichen Harmlosigkeit und Fröhlichkeit bewiesen, daß das Leben weitergeht, auch wenn Todesschatten auf unsern Weg fallen. Ich habe vor allem der Treue Gottes zu danken, die mir auch im schwersten Leid und in Tiefen, von denen ich bisher keine Ahnung hatte, nie fraglich wurde. An meiner eigenen Frömmigkeit ging in diesen Jahren viel zu Bruch. Es war eine Gerichtszeit, die mir viel eigene Untreue, Glaubensarmut und Unnüchternheit offenbarte. Aber ich bezeuge es voll Dank und Lob Gottes: Ich brauchte an meinem Herrn und Heiland nie irre zu werden!

Auch über dieser schwersten Notzeit meines Lebens, in der es durch Stunden tiefster Niedergeschlagenheit und völligen Verzagens ging, darf ich dennoch schreiben: Gott begegnete mir.

Noch drei Jahre versuchte ich, meinen Dienst weiter zu tun. Dann erkannte ich, daß die Kraft nicht mehr ausreichte und der Widerstand der eigenen Nerven nachließ. Dennoch hätte ich meinen Posten nicht verlassen, wenn nicht der Ruf von außen gekommen wäre.

Die erste Anfrage kam aus Bonn, wo mein Tübinger Studienfreund Hermann Schlingensiepen Professor war. Nach einer Gastpredigt wurde ich vom Wahlausschuß einstimmig gewählt. Die endgültige Berufung zerschlug sich aber, weil mir überraschenderweise eine schriftliche Verpflichtung auferlegt werden sollte, daß ich keine Verbindung mit der dortigen Gemeinschaft pflegen würde. Ich erwiderte: Ich wüßte mich als Pfarrer der Landeskirche an die Bekenntnisse und an die Kirchenordnung gebunden und ihnen verpflichtet. Jede andere Verpflichtung lehnte ich als unberechtigt ab. Ich glaubte, daß damit alle Wegzugspläne begraben seien und richtete mich aufs Bleiben ein.

Im Frühjahr 1930 folgte Pastor Fritz von Bodelschwingh meiner Bitte, in einem öffentlichen Vortrag in Lübeck über das Thema: „Lebensunwertes Leben“ zu sprechen. Der größte Vortragssaal Lübecks war besetzt von Ärzten, Sozialbeamten, Erziehern, Lehrern und Pfarrern. Schon damals spukte in der Öffentlichkeit das Gespenst der sogenannten „Euthanasie“, d. h. die Frage nach der Berechtigung der Tötung der Geistesschwachen. Welch ein Grauen ist später über unser Volk unter dieser Überschrift gekommen!

Bodelschwingh betonte in seinem Vortrag zuerst, daß wir das Vertrauen des Patienten zum Arzt, dem er als Hüter und Helfer zum Leben begegnet, nicht hoch genug anschlagen können. Sollte der Kranke nicht mehr der Überzeugung sein dürfen, daß der Arzt nur dem Leben diene, sondern befürchten müssen, daß unter Umständen der Arzt auch das Leben nehme, so wäre ein Kapital des Vertrauens ein für allemal verloren. Dann aber erzählte Bodelschwingh schlicht und plastisch seine Erlebnisse und Erfahrungen mit seinen Kranken. Er schilderte Beispiele ihrer Dankbarkeit, ihrer Treue, ihrer echten Frömmigkeit. Und nach jedem dieser aus dem Leben geschöpften Beispiele fragte er in die Versammlung: Ist das etwa lebensunwertes Leben? Ist denn nur der Brutale, der Herrschsüchtige, der Rücksichtslose lebenswert? Und dann zeigte er, wie sich gerade bei der Pflege der Schwächsten in den Pflegenden Kräfte und Fähigkeiten entfalteten, die sonst nie offenbar geworden wären. Gott hat planmäßig das Starke und das Schwache nebeneinander gestellt. Nicht nur der Gesunde und Starke dient dem Kranken und Schwachen, sondern auch umgekehrt dienen die Schwachen uns, indem sie uns zur Liebe, zur Rücksicht, zur Hilfeleistung wecken. Wir hatten einen Debattenstenographen bestellt, der den genauen Wortlaut der Ausführungen Bodelschwinghs festhielt. Es war für den Redner bezeichnend, daß er mir meine Bitte strikt ablehnte, den Vortrag drucken zu lassen. Es könnten zufällig Kranke, von denen er erzählt habe, das Gedruckte zu Gesicht bekommen. Das wäre nicht gut für sie. So diakonisch dachte Fritz von Bodelschwingh. Nach seinem Tode habe ich ein Exemplar des Stenogramms dem Archiv der Anstalt Bethel überlassen.

Im Sommer 1930 kam eine Anfrage meines Berliner Freundes Erich Schnepel, ob ich bereit sei, als Missionsinspektor der Stadtmission nach Berlin-Neukölln zu kommen. Ich sagte zuerst ab. Erst nach mehrfachem Zureden von seiten Schnepels und ernster innerer Prüfung glaubte ich, hier einen Ruf Gottes zu hören, und erklärte mich bereit. In den Sommerferien fuhr ich zu meinen Eltern, die seit 1924 wieder in der alten Heimat lebten, nach Riga und stellte mich auf der Rückreise in Berlin dem Vorsitzenden der Stadtmission, Pastor D. Wilhelm Philipps, vor. Zu meiner Überraschung begrüßte er mich mit den Worten: „Sind Sie nicht zu nervös für Berlin?“ Es wäre mir lieber gewesen, er hätte diese Frage vor meiner Berufung gestellt. Jetzt hatte ich die Brücken nach rückwärts bereits abgebrochen. Es war mir wohl bewußt, daß von klein auf die Nerven bei mir die empfindliche Seite waren. Nach dem, was die vergangenen drei Jahre mir gebracht hatten, war es auch nicht überraschend, daß ich recht sensibel geworden war. Den-

noch bestätigten sich die Sorgen des Vorsitzenden nicht. Berlin war mir von Kind auf bekannt und schien mir wie eine Brücke zur alten Heimat. Ich kam gern nach Berlin und bin bis heute mit Berlin verbunden geblieben.

Noch ein letztes Mal hatte ich im Spätsommer 1930 in Lübeck den Besuch meiner Eltern aus Riga. Mein fünfundsiebzigjähriger Vater liebte die alte Hansestadt und fühlte manche Ähnlichkeit mit der Heimatstadt an der Düna. Welche Freude war es für mich, ihm alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Er interessierte sich für alles.

Wenige Wochen später bin ich in Bethel zur Theologischen Woche. Während eines Vortrags wird an den Tisch von Pastor Fritz von Bodelschwingh ein Telegramm gebracht. Ich flüstere meinem Nachbarn zu: „Das ist für mich!“ Gleich darauf ruft Bodelschwingh meinen Namen. Mein Vater ist plötzlich schwer erkrankt, ich werde in Riga erwartet. Ich fahre von Bielefeld über Berlin direkt nach Riga und bleibe einige Wochen am Krankenlager, dessen Länge die Ärzte nicht bestimmen können. In Lübeck wartet man dringend auf meinen Umzug. Ich muß Abschied nehmen. Es ist, als ob in mir ein weiterer Lebensfaden zu reißen droht. Als ich in Lübeck alles im Möbelwagen verstaut habe – die Kinder waren mit der Großmutter in Neustrelitz – trinke ich bei Frau Pastor Haensel eine letzte Tasse Kaffee. Da kommt wieder ein Telegramm: „Zustand hoffnungslos.“ In Berlin gerate ich im Hause der Freien Jugend in eine übermütige Geburtstagsfeier der Hausmutter des Hospizes. Während ich versuche, die Stimmung nicht zu stören, kommt ein drittes Telegramm: „Vater soeben eingeschlafen.“ Zur Beerdigung konnte ich nicht mehr in Riga sein. Der Anfang in Berlin in den trüben Novembertagen des Herbstes 1930 war sehr schwer.

## 2. IN DER BERLINER STADTMISSION (1930–1934)

*Die neue Umgebung – Meine Kinder in der Großstadt – Die „Freie Jugend“ – Erwerbslosigkeit – Diskussionsabende – Ein Gottlosenführer findet zu Jesus – Eine Weihnachtsfeier der Nachtmission – Im Zuchthaus – Ich reise durch Italien – Eine Generalkirchenvisitation in Schlesien – Ich suche ein Pfarramt – Nach Lichtenrade*

Auf Berlin hatte ich mich gefreut. Seit meiner Kindheit wußte ich mich dieser Stadt verbunden. Schon die Eltern liebten sie. Im Sommer 1915 hatte ich hier den Anker für mein stürmisches Le-

ben gefunden. Die Stadtmission war meine geistliche Heimat. Einige Missionsinspektoren und Stadtmissionare kannte ich noch aus der Zeit von vor fünfzehn Jahren. Mit Erich Schnepel und sehr bald auch mit Hans Dannenbaum und Kurt Raeder, den benachbarten Missionsinspektoren, verband mich eine herzliche Freundschaft. Den Berliner, besonders den Kleinbürger und den Proletarier, liebte ich wegen seiner Schlagfertigkeit, seinem trockenen Humor, der eigentlich nie weh tat, und seiner Kinder- und Naturliebe.

Dennoch scheinen mir die knapp dreieinhalb Jahre meines Dienstes in der Stadtmission unfruchtbarer zu sein als die Zeit in Lübeck. Wie weit ich darin richtig urteile, weiß ich nicht. All unser Dienst vor Gott steht in seinem Gericht. Für meine Kinder und für mich war es eine Übergangszeit. Jetzt erst merkte ich, wie sehr mich die Umgebung in Lübeck getragen hatte. Die Gemeinde hatte meine Frau geliebt, unsere Familie in ihrem Wachsen gekannt, sie hatte mit mir getrauert und gebetet, gelitten und gehofft. Jetzt kamen wir unter Fremde. Man erzählt nicht leicht, was alles an Leid über einen gekommen ist. Dazu kam, daß die Umgebung für die Kinder sehr schwierig war. Wir wohnten vier Treppen hoch über dem Kottbusser Damm, der verkehrsreichsten Straße im Süden der Stadt. U-Bahn, Straßenbahn, Busse in nicht gezählten Linien fuhren an uns vorbei, erschütterten die Luft und lärmten. Der nahe Flughafen von Tempelhof sorgte dafür, daß auch der Himmel dröhnte. Wollte ich nachmittags ruhen und nicht vom Kinderlärm gestört werden, so machte ich das Fenster auf. Der Lärm von der Straße übertönte alles Geräusch drinnen. Man sagt, der Müller wache auf, wenn der Bach nicht mehr rauscht und das Mühlrad nicht mehr klappert. Vielleicht trug ich ein Erbe des Großvaters, des Müllers, in mir. Nur einige wenige Stunden – etwa zwischen zwei und vier Uhr nachts – ruhte der Verkehr. Aber nun gab es andern Lärm: das Gejohle von Betrunknen, üble Prügeleien mit Zuhältern usw. Ich bin oft mit Schrecken erwacht und sah aus dem Fenster, wie draußen Leute liegen blieben. Was sollte ich aus der Vogelperspektive des vierten Stockes tun? Wehmütig dachte ich oft an meine alte Zeit in der Nachtmission, wo ich noch Samariterdienst hatte tun können.

Der nahe Hermannplatz, der große Verkehrsknotenpunkt des Berliner Südens mit dem Wolkenkratzer des großen Karstadt-Warenhauses, erstrahlte abends von Lichtreklame. „Berlin raucht Juno“ – „Trinkt Marke Teekanne“ usw. schrie es in allen Farben, die kamen und gingen. Die Kinder meinten zuerst, in ein Märchenland versetzt zu sein. Ich sorgte mich, daß ihre Nerven und ihre Phantasie überfordert würden. Aber bald machte ich eine erfreu-

liche Entdeckung. Die Gewöhnung des Kindes ist wie eine geistige Mimikry. Es paßt sich der neuen Umgebung an, die bald nichts Auffälliges mehr hat. Uns Erwachsenen setzte die Großstadt mit ihrer Unruhe mehr zu als den Kindern.

Dennoch war es schwer, daß die Kinder kaum in die Natur oder auch nur in Gartenanlagen hinauskamen. Das einzige grüne Plätzchen waren die alten Schießplätze in der nahen Hasenheide. Dahin ging unsere Kindergärtnerin, die die Kinder nun betreute. Aber erstens war dort der Raum im Blick auf den Andrang beschränkt, und zweitens lag das Gelände am Flughafen mit seinem Lärm. Nahm ich mir mal einen Nachmittag frei, so kamen wir im Winterhalbjahr vor dem Dunkelwerden mit der Straßenbahn höchstens bis zum Tiergarten, jenen schönen Anlagen zwischen dem Brandenburger Tor und Charlottenburg. Sie haben ihren inhaltvollen Namen nicht etwa von einem Tierpark, sondern in Erinnerung daran, daß hier einst die Markgrafen und Kurfürsten ihre Jagdgründe hatten. Jetzt gab es hier nur wilde Kaninchen und viele braune Feldmäuse, die gerne das fortgeworfene Butterbrotpapier auf etwaige Fettreste untersuchten. In den hohen Kronen der Bäume aber lärmten die Wellensittiche, die sich aus dem benachbarten Zoo selbständig gemacht hatten. Es war die Gefahr, daß sie die Singvögel vertrieben. Im Sommer langte es einige Male bis zum Treptower Stadtpark oder gar bis Grünau und Schmöckwitz an der Oberspree. Aber das waren Ausnahmen. Die Kinder verloren fast jede Verbindung mit der Natur. Ich kaufte ihnen ein paar weiße Mäuse, damit sie wenigstens in der Wohnung etwas Lebendiges beobachten konnten. Später schenkte mir ein langjähriger Gefangener in der Strafanstalt für die Kinder seinen Kanarienvogel, den er in der Zelle haben durfte. Weil er ihn immer in der Hand gefüttert hatte, war das Tierchen völlig zahm und flog frei in der Wohnung umher. Es setzte sich den Kindern auf die Schulter und zupfte sie am Ohrläppchen, schaukelte auf dem Telefonkabel, wenn ich telefonierte, oder saß gar auf meinem Füllrich, während ich schrieb. Durch einen etwas unvorsichtigen Gast wurde das allzu sichere Vöglein eines Tages tot gedrückt. Die Kinder waren so untröstlich, daß ich ernsthaft vor die biblisch-theologische Frage gestellt war, wie weit die Tierwelt von Gott über diesen Äon hinaus noch eine Verheißung habe.

Eines Tages kam die Kindergärtnerin blaß und erschrocken heim mit der Mitteilung, der fünfjährige Hans-Christian sei ihr auf der Straße verloren gegangen. Vergeblich hätte sie schon eine halbe Stunde nach ihm gesucht. Nun wußte ich von der großen Kinderliebe der Berliner und der Findigkeit der Polizei. Ich nahm

aber den achtjährigen Eberhard mit im Gedanken, daß Kinder einander schneller finden. Unser Polizeirevier wußte davon nichts, aber das Nachbarrevier meldete bald den Fund. Der Kleine hatte sich mutwillig in einem Hausflur versteckt und sich zu spät wieder auf die Straße begeben. Diesen Fehler machte er dadurch wett, daß er – allerdings vergeblich – nach einem Schutzmann suchte. Das war für solche Fälle den Kindern eingebläut. Als eine Frau auf der Straße nach dem Woher und Wohin dieses einsamen Erdenpilgers fragte, antwortete er sicher und bestimmt: „Ich suche einen Schutzmann! Ein fünfjähriger Junge kann doch nicht allein über die Straße gehen.“ Sie lieferte ihn dann bei der Polizei ab, wo wir ihn abholten. Wir waren erschrockener als er und dankten Gott für alle Bewahrung.

Die Grundschule besuchten alle vier Kinder zuerst in Neukölln. Der älteste – beim Umzug acht Jahre – hatte von früh an eine überraschende Gabe der Beobachtung. Ihm war alles interessant. So kam er an einem der ersten Schultage sehr angetan heim. Er hätte etwas sehr Interessantes gehört. Ein Schulkamerad hätte zu ihm gesagt: „Traujott, du bist die dümmste Jans, die auf Jottes Erdboden herumwackelt.“ Er fand diesen Ausdruck originell. Als Traugott erst den weiten Schulweg ins Gymnasium zum „Grauen Kloster“ in der Nähe des Alexanderplatzes hatte, ging er die dreiviertel Stunde gern zu Fuß. Ich hatte es ihm geraten, weil ihm die Bewegung in der Luft gut tat. Einmal bat er mich um meine Begleitung. Er wollte gern die Beobachtungen unterwegs mit mir teilen. Am Engelufer sollte ich einen verschneiten Baum bewundern, der ihm so gefiel. „Nur bei Regenwetter gehe ich durch die Dresdener Straße. Da ist ein Spielwarenladen, den ich mir so gerne ansehe.“ Nun, heute, war der beschneite Baum an der Reihe. Ich mußte einen Augenblick still stehn, um ihn recht zu bewundern. In der Nähe der Klosterstraße kannte Traugott eine Abkürzung durch zwei Höfe. Auch diese wollte er mir zeigen. Im zweiten Hof sagte er plötzlich: „Jetzt müssen wir laufen! Hier kommt gewöhnlich der Hausmeister und schimpft fürchterlich.“ So war das Erleben der Großstadt in jeder Hinsicht abwechslungsreich.

Ich freute mich, den Kindern das „klassische“ Berlin zu zeigen – die Linden und den Lustgarten, das Schloß und die Museen. In die Bildergalerien ging ich gern mit ihnen. Die Kinder sollten sehen lernen. Das war ihnen später eine große Hilfe zum Verständnis der Bibel. Sie ist ein Buch zum Sehen und nicht in erster Linie zum Denken. Manch ein Künstler findet den Eingang ins Wort Gottes schneller als der abstrakte Denker.

Bei aller Verbundenheit, die ich von klein auf für Berlin emp-

fand, habe ich in den Neuköllner Jahren doch viel stärker unter der Einsamkeit gelitten. Und doch durften es die Meinen nicht merken. Zwar konnte ich mehrere Male im Jahre unsere Kranke in Bethel besuchen, wo sie inzwischen ihre Pflege gefunden hatte. Aber ihre Verdunkelung nahm zu, und das neue Erleben in der Stadtmission konnte ich mit ihr nicht teilen.

Auch der Anfang der neuen Arbeit und ihr Verlauf war schwerer, als ich erwartet hatte. Woher manch ein Widerstand kam, zeigten einige persönliche Katastrophen aus dem Bereich der Freien Jugend. Es dauerte eine längere Zeit, bis ich geeignete Mitarbeiter fand, um der wachsenden Arbeit eine einheitliche Linie zu geben. Als ich den CVJM übernahm, fand ich nicht weniger als fünf besoldete Mitarbeiter, die meist ziemlich unabhängig voneinander ihren Dienst taten. Dabei war die Zahl der Mitglieder keineswegs besonders groß. Fast alle Mitarbeiter schieden nach kurzer Zeit aus. Eine besondere Stütze blieb mir unser Sportsekretär, stud. theol. Erwin Meißner, der eines der ersten Opfer war, die der Krieg aus unserer Mitte forderte. Er hatte kurz vorher zum Lizentiaten der Theologie promoviert.

Von Anfang an strebte ich danach, aus der einseitigen Jungmännerarbeit zu einer Stadtmissionsgemeinde im Hause zu kommen. Ein größerer Familienkreis war schon vorhanden. Um auch die Arbeit unter jungen Mädchen aufzubauen, berief ich eine Stadtmissionarin. Ich fand sie in Fräulein Hanna Sterzel durch die Bibelschule der Mädchen-Bibel-Kreise in Leipzig. Es gelang ihr, in kurzer Zeit eine blühende Mädchenarbeit aufzubauen. Neben diesem weiblichen Zweig war die Wochenbibelstunde für jedermann und Evangelisationsvorträge der bewährte Weg zum Aufbau einer Gemeinde. Die Bibelstunde wurde bald gut besucht. Ein Kreis von Frauen übernahm den regelmäßigen Besuchsdienst nach Straßen. Zu meiner Freude schlossen die Zusammenkünfte des Besuchsgebietes mit einer lebendigen Gebetsvereinigung, wie sie den meisten Teilnehmerinnen bisher noch fremd war.

Wie beglückend sind in solchen Zeiten die ersten Zeichen der Wirkung des Geistes! Es geht ja nicht ohne intensiven Kampf ab, in dem der Mut so leicht sinkt. „Seit ich Ihre Bibelstunden besuche, kann ich nicht mehr schlafen“, so begann ein Gespräch mit einer unserer Alten, die zwei Jahre später im tiefen Frieden Gottes heimging. „Ich bin nun mit Christus in Ordnung gekommen“, sagte mir ein junger Proletarier aus schwierigem Hause. „Ich gehöre nicht zur Kirche, bin weder getauft noch konfirmiert“, sagte jene Kommunistin, die ich besuchte, weil ich sie fast regelmäßig in unserer Bibelstunde sah. „Warum besuchen Sie dann unsere Stunden?“

fragte ich sie. „Ja, es ist seltsam! Aus der Richtung, aus der Sie und die andern sprechen, kommt irgendwie Licht in mein Leben. Folge ich ihm, so wird es heller, gehe ich zurück, so wird es dunkler“, lautete ihre Antwort.

Eines Tages rief mich jemand telefonisch an: Ob und wann er mich sprechen könne. Wir verabredeten den folgenden Morgen neun Uhr. Pünktlich um neun Uhr läutet es. Ich öffne die Tür. „Ach, da sind Sie ja. Wir sprachen wohl gestern miteinander. Bitte, treten Sie näher, Herr Müller.“ Aber der Eintretende winkt ab: „Ach, ich heiße ja gar nicht so! Hören Sie bitte!“ Wir setzten uns hin, und ich hörte mir seine Tragödie an. Als Besitzer eines kleinen Gasthofes in Norddeutschland war er auf die Reisenden, Vertreter und Kaufleute als Gäste angewiesen. Diese aber blieben in den Jahren der wirtschaftlichen Depression aus. Und doch sollten Hypothekenzinsen und Steuern weiter bezahlt werden. Der Mann wurde unruhig, und schließlich verließen ihn die Nerven. Eines Nachts war er auf und davon. Er verließ seine Frau und das Geschäft und fuhr nach Hamburg in der Hoffnung, unter falschem Namen über das große Wasser zu kommen. „Aber wissen Sie, ich war zu dumm! Ich wußte gar nicht, wie man das macht.“ – „Seien Sie dankbar für diese Dummheit“, sagte ich ihm. Als ihm der Boden in Hamburg zu heiß wurde, fuhr er nach Berlin und arbeitete hier unter falschem Namen in seinem alten Handwerk als Tischler. „Aber ich denke manchmal, die Leute sehen mich schon schief an. Sie merken gewiß, daß bei mir etwas nicht stimmt. Und ich fürchte, die Polizei ist mir auf den Hacken. Ach bitte, helfen Sie mir, daß ich wieder meinen richtigen Namen kriege!“ Seine Erzählung bewegte mich. Unter falschem Namen! Ist das nicht unser aller Gefahr? Wollen wir nicht alle etwas anderes scheinen, als wir sind? Er hatte im Telefonbuch nach der Stadtmission gesucht und meinen Namen gefunden. Das weitere ist kurz erzählt. Ich schrieb mir die nötigen Daten auf, bat um Geduld und lud ihn zu unserer Männerbibelstunde ein. Er kam, hatte nur die Bitte, nicht angedet zu werden. Dann blieb er weg, ehe meine Hilfsaktion zum Erfolg geführt hatte. Ich meinte schon, wieder von einer der vielen unglaublichen Gestalten genarrt worden zu sein. Aber ich irrte mich. Eines Tages kam ein Brief aus Mecklenburg mit einigen Dankeszeilen. Er war wieder daheim. Alles hatte sich eingerenkt. „Grüßen Sie die Männer aus der Bibelstunde. Es ging von ihnen ein gewisses Etwas aus, was mir das Vertrauen zu Gott und den Menschen wiedergab.“

Die Zahl der um Hilfe Bittenden war groß, hie und da gelang es zu helfen. Wir richteten sogar einen freiwilligen Arbeitsdienst

ein und öffneten den Erwerbslosen unser schönes CVJM-Haus, wo ihnen allerlei Kurse und Unterhaltung geboten wurde. Jeden Hungrigen konnten wir aus unserer Privatküche nicht sättigen. Ein Teller guter Erbsensuppe war von einem „Hungernden“ in meinen Briefkasten entleert worden. Nun hatte ich eine Verabredung mit meinem Bäcker: Ich gab gestempelte Zettel aus, für die jeder eine „Schrippe“ (Brötchen) haben konnte. Diese Zettel wurden dann von mir eingelöst. Aber nicht alle wurden in Anspruch genommen. Bei der großen Zahl der Bittenden waren genauere Recherchen nicht möglich. Eines Tages nahm einer, dem die Schrippe zu wenig war, ein großes Stück Teppichläufer vom Treppenhause mit. Und auf das Fensterbrett hatte er mit großer Schrift gemalt: „Pastor Brandenburg ist ein Halunke!“ Das gab bei meinen aus der Schule heimkehrenden Kindern ein großes Hallo. – Es gab aber auch andere Erfahrungen. Je und dann gelang es, solch einen „Klinkenputzer“ ins Sprechzimmer zu holen und sein Vertrauen zu gewinnen. Unter meinem Zuspruch verwandelten sich dann die erzählten Romane in Alltäglichkeiten. Dann war meist Hilfe möglich. Aber Zeit und Geduld kostete auch dieser Dienst.

Mit der Jugend im CVJM hatte ich unmittelbar nicht allzu viel zu tun, da sie ihre Jugendsekretäre hatte. Eine Jungmannschaft – etwa Siebzehn- bis Neunzehnjährige – erklärte zu Anfang geschlossen, mit mir überhaupt nicht arbeiten zu können – da ich ein zu hohes Gehalt bezöge! Ich wußte, daß unsere Bemühung, auch „klassenbewußte Proletarier“ in unsere Kreise zu ziehen, nicht erfolglos war. Darum hatte ich schon damit gerechnet, daß ich es nicht mit einer frommen Lämmerherde zu tun haben würde. Aber über diesen Vorwurf mußte ich zuerst laut lachen. Ich hatte alle Mühe, meine Schulden los zu werden, und kämpfte damit, wie ich mit meinem bescheidenen Gehalt meinen großen Haushalt von acht Personen bestreiten sollte. Doch der Konflikt mit der Jungmannschaft war schnell behoben. Ich lud sie alle zu einer Besprechung ein, legte ihnen meine Gehaltsverhältnisse und meine Ausgaben vor und fand ihr ganzes Vertrauen. „Ja, soviel müssen Sie haben! Aber wir hätten es auch gern“, war das Resümee. „Na, dann strengt euch mal an!“ sagte ich. Wir hatten seitdem eine gute Kameradschaft. Ich lernte diese Neuköllner Jungen in ihrer Aufrichtigkeit und ihrer im Grunde sauberen Gesinnung neu lieben. Einige Male machte ich mit ihnen längere Wanderungen. Wie gerne denke ich an die feine Pfingstwanderung durch den Spreewald mit Bootfahrten durch die Kanäle, den Kirchgang mit den bunten schönen Wendentrachten, Baden in etwas trüben Gewässern und viel Gesang und Spiel. Ein ander Mal waren wir mit

den jungen Männern in Wendisch-Buchholz, wo wir Faustball- und Kriegsspiele veranstalteten.

Nach außen hielten wir die Tür weit auf. Wir luden zu Aus-sprachen ein – sozialistische Kinderfreunde, Fichtejugend, kommunistische Jugend. Sie kamen, verhielten sich diszipliniert und fochten tapfer mit geistigen Waffen. Gewiß, bei diesen Diskussionen gab es selten positive Resultate. Aber ich lernte die Mentalität dieser Jugend kennen, die auf dem Arbeitsplatz das kleine Häufchen christlicher Jugend bedrängte. Es war schon wichtig, daß wir als Partner im Kampf anerkannt wurden. Und daß wir uns übten, sauber, gerecht und klug miteinander zu reden. Je und dann gab es ein echtes Christuszeugnis. Aber meist waren es Gefechte im Vorfeld. Wer weiß, wie meilenweit unsere marxistische Großstadtjugend von der Erkenntnis Gottes und Christi ist, wird die Notwendigkeit solcher Begegnungen verstehen. Nach Schluß begleiteten wir einander auf dem Heimweg. Da konnte noch manch gutes Wort unter vier Augen gesagt werden. „Na, ihr habt eure Sache heute recht gut vertreten. Aber weißt du, eines Tages werdet ihr merken, daß da etwas doch nicht stimmt. Dann denk doch an diesen Abend, wo du junge Genossen hörtest, denen Jesus einen neuen Weg auftat! Gute Nacht!“ Erst das Rowdytum der Nazi machte solche Begegnungen unmöglich. Manch ein Drohbrieff erreichte uns, weil wir nicht in die braune Bewegung eintraten.

Daß dieser Dienst nicht ohne Frucht war, soll an einem Beispiel gezeigt werden. Mein schärfster Gegner war damals der Fritz. Seinen Familiennamen lasse ich fort, weil er noch viele Verwandte hat. Er war der Führer der Proletarischen Freidenker-Jugend. Ein junger begabter Arbeiter, erst Anfang zwanzig. Er kam auch in unser Vereinshaus und suchte Gespräche mit einzelnen. Führte er die Debatte, so zeigte er, daß er in der Propaganda geschult war. Die marxistische Literatur, einschließlich Lenin, war ihm bekannt. Er hatte die Sowjetunion besucht. Es war nicht einfach, ihm beizukommen. Er wußte, wie man den Christen antworten muß. Seltsam war, daß ich von Anfang an eine Sympathie für diesen sauberen und begeisterten Jungen hatte. Und doch standen wir uns oft wie die indischen Kampfahne gegenüber. Denn auch wir besuchten seine Versammlungen. Eines Nachts trafen wir uns auf dem Hochbahnhof am Kottbusser Tor – er mit seinem Freunde und ich. Wir setzten uns auf eine Bank. Bald gab es wieder ein eifriges Wortgefecht. Es ging heiß her. Schließlich brach er mit dem Ruf ab: „Du bist der gefährlichste Demagoge, dem ich begegnet bin!“ War das ein verborgenes Lob?

Es kam das böse Jahr 1933. Eines Tages läutet es an meiner Tür. Ich öffne. Ein junges Mädchen fragt, ob ich sie kenne. Sie sei doch die Braut vom Fritz, und sie möchte mich sprechen. Fritz war im „Bunker“, einem gefährlichen Arrestlokal. Aber er konnte ihr Nachricht zukommen lassen. Seine größte Sorge war die alte Mutter! Daß ihr doch ja nichts geschehen möge! Ach, ich hatte Fritz nicht falsch eintaxiert. Es ging ihm nicht zuerst um seine persönliche Freiheit. Es ging ihm um die Mutter. Und nun bat er die Braut: „Geh zu Hans Brandenburg! Er wird sich um unsere Mutter kümmern!“ Das war der Anfang einer echten Männerfreundschaft. Nein, zur Gestapo hätte ich keine Beziehungen, mußte ich dem darob etwas enttäuschten jungen Mädchen antworten. Was sollten wir tun? Eines könnten wir tun – wenn sie es wollte! – wir könnten beten! Zuerst ein erstaunter Blick, dann ein Kopfnicken. Ich betete, aber auch sie faltete die Hände.

Wochen vergingen. Ich war in den Ferien bei meiner Mutter in Riga. Da kam eine Postkarte, von Fritz und Braut unterschrieben. Sie wanderten zu zweit durch die märkische Heide. Gott erhört Gebete. – Kaum war ich daheim, besuchte mich Fritz. Nicht nur einmal – jede Woche ein-, zweimal. Wir sprachen uns unter vier Augen. Fritz war an seinem Atheismus längst unsicher geworden. Nicht erst durch mich. Er hatte aus Gesprächen älterer Gesinnungsgenossen gehört, daß auch ihnen die letzte Gewißheit fehlte, die ein junger Mensch sucht und will. Wenn sie auch nicht hundertprozentig sicher sind – vielleicht haben die Christen doch recht? Das nagte an ihm. Wie weit war seine bisherige Sicherheit nur krampfhaft festgehalten worden? Wie weit hatte der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, ihn gehalten? Ich mußte zart und vorsichtig vorgehen, aber die Wahrheit von der Vergebung der Sünde durch Jesus durfte ich nicht verschweigen. Oft war es meinem Gegenüber zu viel. Dann lief er fort. Aber spätestens in vierzehn Tagen war er wieder da. „Eines will ich gleich sagen: in die Kirche trete ich nie ein!“ – „Darum geht es ja hier gar nicht! Das ist mir auch gleichgültig. Hier geht es um Jesus und um nichts anderes.“ – Eines Tages zog Fritz ein kleines Neues Testament aus der Tasche. Fast hätte ich aufgeschrien vor Freude. Aber ich hielt an mich. Doch heimlich jubelte ich: Ist es so weit, daß Fritz sich selbst ein Neues Testament besorgt, dann ist der Sieg nicht weit. Zu meiner Überraschung trat Fritz doch in die Kirche ein. Ich habe dann ihn und seine Braut getraut. Was war das für eine Stunde, als ich ihm am Karfreitag 1934 am Altar der Stadtmissionskirche das heilige Abendmahl gab! Es gibt Höhepunkte im Leben, zu denen die Gedanken gerne zurückkehren.

Wir beide wurden Brüder. Als es einen Massenprozeß gegen Kommunisten gab, war Fritz auf der Anklagebank. Ich trat als Zeuge auf. „Woher wissen Sie denn, daß der Angeklagte nicht heuchelt“, schnarrte mich der Staatsanwalt an. Ich sagte: „Herr Staatsanwalt, für meinen Freund lege ich meine Hand ins Feuer.“ Fritz wurde freigesprochen. Aus Übermut und Freude ließ er in seinem Schlußwort seiner Berliner Zunge so sehr den freien Lauf, daß er wegen Frechheit vor Gericht vierzehn Tage aufgebremmt bekam. Ich lachte ihn aus und sagte: „Das geschieht dir recht.“ Aber er kam unter die Amnestie, die Lappalien straflos ließ. Er erlebte Tag für Tag, wie sein Herr ihn führte. Durch seine Schuld war sein Schwager belastet und kam in das gefürchtete Kolumbia-Haus, ein städtisches KZ. Fritz kam und bat, ich sollte für den Schwager zur Gestapo gehen. Inzwischen hatte der Terror eingesetzt, und ich fürchtete mich. Ja, ich fürchtete mich sehr – nicht ohne daß ich mich dessen schämte. Ich ging dann doch hin, wurde aber gar nicht hineingelassen. Nun war ich froh – in meiner Feigheit. Hatte ich nicht getan, was ich tun konnte? Einige Tage später kam eine Karte von Fritz: morgen sei seines Schwagers Geburtstag, ich sollte doch noch einen Versuch machen. Wie lag diese Postkarte als Last auf mir! Ich machte es buchstäblich wie der König Hiskia mit jenem Brief, der ihn aufregte. Man lese 2. Kön. 19,14 und 15! Gottes Antwort war peinlich eindeutig: „Geh!“ Und ich ging mit viel Herzklopfen. Diesmal kam ich in die Höhle des Löwen. Ach, es ist erstaunlich, was Gott auf das Gebet der Seinen tut! Obwohl ich ein paar Stunden in dem gefürchteten Hause war, wurde ich nicht mal nach meinem Ausweis gefragt. Lange saß ich dabei, während Verhöre stattfanden. Die armen Kerle sollen später behauptet haben, meine Gegenwart hätte sie vor Mißhandlungen geschützt. Man holte den Schwager, und ich durfte mit ihm sprechen. Er wurde ganz überraschend frei gelassen. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus und weiß heute noch nicht, wie das alles zusammenhing. Am Tage darauf war er mit seiner Frau bei mir. Ich habe später ihre Kinder getauft. Wir blieben in freundschaftlicher Verbindung.

Eines Tages kam Fritz zu mir: „Weißt du, mich quält noch etwas.“ – „Mensch, was kann dich denn noch quälen?“ – „Ich habe seit Jahren meine alte Mutter und meine Geschwister mit ihren Ehegatten jeden Sonnabendabend in Gottlosigkeit geschult. Aber ich weiß wohl, was ich jetzt tun müßte.“ – „Was denn?“ – „Ich müßte ihnen jetzt von Jesus sagen! Aber ich weiß nicht, wie man's macht. Kannst du nicht mitkommen?“ Und ob ich gerne mitkam! Freilich: wie es gemacht wird, wußte ich auch nicht gleich. Aber

dann gab es ein unvergeßliches Treffen in einer kleinen Arbeiterwohnung nahe dem Görlitzer Bahnhof, wo Fritzens verheiratete Schwester im Hinterhaus wohnte. Sie hatte Kakao gekocht, und die blitzsaubere Wohnstube hatte genügend Sitzgelegenheiten, um zehn bis fünfzehn Personen aufzunehmen. Einen Augenblick dachte ich: Wenn jetzt die Gestapo erschiene, würde sie uns als heimliche Kommunistenversammlung ausheben. Der älteste Bruder wurde der Wortführer der Gegenpartei: „Mir scheint, Sie sind bloß hergekommen, um Menschen zu fangen!“ Das war sein erstes Wort. Ich dachte: das fängt gut an! Aber ich wollte ganz offen sein: „Jawohl, nur darum! So gut mir der Kakao schmeckt, so könnte ich den auch zu Hause trinken!“ – „Ja, wie denken Sie sich det eijentlich: Ik kann doch nich in de Luft beten!“ – „Gewiß nicht! Sie haben schon lange genug in die Luft gedacht. Lassen Sie jetzt Gott zu Worte kommen.“ Aber das war schon fast zuviel gesagt. Fritz kam mir zu Hilfe: „Du mußt doch merken, daß an dir gehandelt wird.“ Das war das rechte Wort. Es gab dann gute Gespräche. Und es gab einen sichtbaren Einbruch des Evangeliums in die Welt der Gottesleugnung. Alle Einzelheiten lassen sich gar nicht erzählen. Als nach einigen Jahren die liebe alte Mutter starb, stand der große Kinderkreis fast ohne Ausnahme betend an ihrem Grabe. Taufen wurden nachvollzogen. Der älteste Bruder bat als erwachsener Mann um die nachträgliche Konfirmation. Das Wort „rumorte“. Hier an der äußersten Peripherie der Missionsfront erfuhr ich aufs neue, wie Gott mir begegnete – und nicht mir allein!

Fritz besuchte kurze Zeit die Apologetische Zentrale in Spandau und wurde später ein gesegneter evangelischer Jugendführer in einer Gemeinde des Berliner Westens. Er hat auch meinen eigenen Kindern manch guten Dienst getan. Jener Direktor der Luft Hansa, der aus Dankbarkeit für das, was Fritz seinem Jungen innerlich vermittelt hatte, ihm einen Freiflug nach Königsberg und zurück schenkte, ahnte nicht, daß er den ehemaligen Führer der kommunistischen Gottlosen-Jugend beschenkte. Fritz wurde ein Opfer der Kämpfe um Berlin im Jahre 1945.

Im übrigen wurde ich als Missionsinspektor innerhalb und außerhalb der Stadtmission oft zu Evangelisationen und Bibelkursen eingeladen. Von Kirchengemeinden, von Gemeinschaften und Jugendvereinigungen. Im Laufe der Jahre mögen es etwa dreißig Stellen gewesen sein, wo ich in der Großstadt, in der ich einst selbst den Ruf Jesu entscheidend gehört hatte, diesen Ruf meines Herrn weitergab. Das war der bescheidene Dank, den ich Berlin darbrachte. Vielen ist diese Stadt zur Versuchung und zum Ver-

derben geworden, mir war sie die geistliche Heimat – kein „Babel“, sondern eher ein „Zion auf Erden“ – gewesen. Wie sollte ich nicht „der Stadt Bestes suchen“, wie einst der Prophet Jeremia den nach Babel Verschleppten riet!

Noch einmal hatte ich eine für mich unerwartete Berührung mit der einst von mir mit viel Liebe betriebenen Nachtmission. Es war kurz vor Weihnachten. Ich hatte in der Berliner Philharmonie, nahe dem Anhalter Bahnhof, zum ersten Male Bachs Weihnachtsoratorium unter der Leitung Furtwänglers gehört. Noch ganz erfüllt von Bachs Verkündigung beschloß ich, auf Straßenbahn oder Bus zu verzichten und den weiten Weg nach Neukölln zu Fuß zu gehen. Ich wollte die verkehrsreichen Hauptstraßen vermeiden, um alles noch einmal nachklingen zu lassen. Schon in einer der nächsten Querstraßen hörte ich aus einer geöffneten Haustür, die offenbar in ein kleines Lokal führte, ein geistliches Lied erklingen. Gerade suchte ein aufgeputztes Straßenmädchen den Eintritt. Ein wenig gespannt, wie das zusammenhing, ging ich über die Straße und öffnete die Tür. Wahrscheinlich wäre ich von einem korpulenten Türhüter fortgewiesen worden, wenn ich nicht im Hintergrund einige mir bekannte Gesichter gesehen hätte: Frau Missionsinspektor Raeder und eine Stadtmissionsschwester. Diese hatten mich auch erkannt und kamen mir lebhaft entgegen: „Wie gut, daß Sie kommen! Gewiß hat Sie Pastor Thieme gesandt. Er wollte uns hier die Ansprache halten und ist plötzlich verhindert.“ Ich verstand zuerst kein Wort und erfuhr auf Rückfragen, daß die Nachtmission hier heute für die Straßenmädchen um den Potsdamer Platz eine Weihnachtsfeier hielt. Das war für mich eine überraschende Situation. Ich bat, mir zehn Minuten Zeit zur stillen Besinnung zu geben, setzte mich in eine Ecke und schaute mich in meiner Umgebung um. An kleinen Tischen saßen die armen Dinger bei Kaffee und Gebäck. Schwester Frieda, die prachtvolle Nachtmissionsschwester, war wie eine Mutter unter ihnen. Weihnachtslieder wurden gesungen. Je und dann stand ein Mädchen auf und sagte ein Weihnachtsgedicht auf, das wohl noch aus der Kinderzeit im Gedächtnis geblieben war. Dann rollten die Tränen über die gepuderten und geschminkten Wangen. Es sind viele Minderbegabte unter diesen Opfern der Geißel der Prostitution. Es gehört eine unendliche Geduld und mütterliche Liebe dazu, ihr Vertrauen zu gewinnen. Wenige lassen sich wirklich helfen. Aber um dieser wenigen willen lohnt sich die Arbeit. Sie kamen über das Zufluchtsheim der Stadtmission gewöhnlich in ein Landheim, und wenn sie dort an Leib und Seele genasen, so wurden ihnen Stellen in kleinen Orten in der Mark vermittelt, wo sie oft von Ver-

trauensfrauen gesammelt und betreut wurden. Aber auch die andern, an denen die äußere Hilfe vergeblich schien, dürfen wir nicht aufgeben. Ihnen gilt das erbarmende Wort Jesu nicht weniger. Wir, die wir bewahrt blieben, sind zum Gericht nicht berufen. Und Jesus sagte: „Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen als ihr Pharisäer.“ – Ich habe dann gern und freudig das Jesuswort an jenem Abend verkündet. So endete mein Besuch des Weihnachtsoratoriums.

Eine der reichsten Arbeiten, die mich über meine Stadtmissionszeit hinaus beschäftigen und bewegen sollte, danke ich Erich Schnepel, der meine Berufung nach Berlin betrieben hatte. Ich wußte, daß er schon seit einigen Jahren im großen Zuchthaus bei Brandenburg/Havel eine offene Tür für die Botschaft Jesu Christi hatte. Eines Tages bat er mich, ihn dorthin zu begleiten. Ich lernte viel von seiner freundlichen, fast kameradschaftlichen Art, mit den Strafgefangenen umzugehen. Und es wurde mir leicht, ja zu sagen, als er mich auf dem Heimweg fragte, ob ich wohl bereit wäre, ihm diesen Dienst abzunehmen, da seine Arbeitslast im Berliner Osten im Wachsen war.

Seit der Nachtmissionsarbeit im Jahre 1915 und dem Dienst an den Alkoholikern in Lübeck hatte Gott in mein Leben einen Zug zum Elend gelegt. Nun tat ich hinter den Gefängnis- und Zuchthausmauern einen neuen Blick in die Tiefen menschlicher Schuld und schwerer Schicksale.

Mein Dienst war sehr viel leichter als der eines beamteten Strafanstaltspfarrers. Ich kam nicht als Amtsperson, sondern als Freund und Berater. Ich brauchte keine Akten zu studieren und mich durch keinerlei Papierkrieg beschweren zu lassen. Ohne die Zustimmung des Anstaltspfarrers und der sehr freundlichen Unterstützung des Oberdirektors wäre der Dienst gar nicht möglich gewesen. Die Strafentlassenenpflege der Stadtmission aber machte es dringend notwendig, die Fühlung mit den Gefangenen schon vor ihrer Entlassung zu suchen. Mein Dienst war rein missionarisch: den Männern sollten in ihrer Einsamkeit das Ohr und das Auge für Jesus und seine entscheidende Lebenshilfe aufgehen.

Schon am Sonnabendnachmittag traf ich in Brandenburg ein. Hier hatte ich rund zehn Jahre hindurch ein sehr freundliches Quartier beim Sohn jenes Mannes, der mir damals am ersten Mobilmachungstag 1914 so einsatzbereit geholfen hatte, den Ausweisungsbefehl der Berliner Polizei rückgängig zu machen. Gegen Abend machte ich dann eine Anzahl Zellenbesuche und sammelte einen freiwilligen Bibelkreis der Strafgefangenen. Viel lag mir daran, daß die Wachbeamten mir geneigt waren. Denn sie hatten

eine nicht geringe Mehrarbeit, wenn sie 30, 40, später bis 80 Gefangene herausließen, um sie nach anderthalb Stunden wieder einzuschließen. Mit wenigen Ausnahmen fand ich eine großartige Hilfsbereitschaft. Meist kamen die Hauptwachtmeister aus dem Unteroffiziersstand und hatten bis in die Zeit des NS-Regimes noch viel von der konservativ-kirchlichen Haltung des preußischen Heeres. Gerne kamen sie zum Anstaltsgottesdienst und brachten zu meinen Predigten auch ihre Frauen mit. Vor allem aber hatte ich in ihrer Mitte meinen stärksten Bundesgenossen. Das war der Hauptwachtmeister Max Zacher, von dem ich im Scherz sagte: „Wenn es zehn Christen in Deutschland gäbe, dann ist Max Zacher einer von den zehn.“ Ausgerechnet dieser Hauptwachtmeister hatte meist den Dienst an der Pforte, wenn ich eintraf. Es war mir ein fast feierlicher Akt, wenn er mir „meinen“ Schlüsselbund überreichte, mit dem ich alle Türen im Hause öffnen konnte. Wenn ich bedenke, daß ich dieses Vertrauen zehn Jahre lang bis zum Jahre 1941 – also weit in die NS-Zeit hinein – besaß, so komme ich aus dem Staunen über diese Führung Gottes nicht heraus.

Später hat ein politischer Häftling der NS-Zeit im Wochenblatt „Christ und Welt“ von seinen Erfahrungen im Zuchthaus berichtet. Er erwähnte auch meine Besuche und nannte mich als den geeigneten Leiter einer von ihm entworfenen Reformstrafanstalt. Doch endet sein Artikel mit der pessimistischen Vermutung, ich sei gewiß selbst längst das Opfer des NS-Justizmordes geworden, da ich aus meiner Haltung nie ein Geheimnis gemacht hätte! Dieses Urteil überrascht mich, da ich selbstverständlich alle politischen Gespräche vermied. Es ist mir aber zugleich eine Genugtuung, daß die Gefangenen mich nicht als Vertreter des damaligen Regierungssystems ansahen. Meine Besuche fanden nicht durch ein Verbot ihr Ende, sondern durch die Sorge der neuen Anstaltspfarrer, sie könnten durch meine Besuche Unannehmlichkeiten haben. Ich hätte weiter auf der Kanzel predigen dürfen, mir lag aber an erster Stelle an den Einzelbesuchen in den Zellen. Diese aber wurden mir von da ab verwehrt.

Über den Verlauf und die Erlebnisse in dieser Arbeit habe ich nach ihrem Abschluß eine Niederschrift gemacht, die meinem Buch „Christus auch im Zuchthaus“ zugrunde liegt. Auf dieses muß ich hier verweisen, da ich nicht den Raum habe, die vielen bunten Schicksale meiner Brüder im Zuchthausrock zu wiederholen. Nur einige grundsätzliche Erkenntnisse möchte ich unterstreichen.

Die Zeit der Haft, die zu meiner Zeit übrigens sehr human geübt wurde, bringt viel Einsamkeit und damit Gelegenheit zu ungewohnter Stille. Wird diese Zeit zur Einkehr und Sammlung be-

nutzt, so kann sie von großem Segen sein. Aber in diese Stille hinein sollte Gottes Wort sprechen. Ich brachte fast zu jedem Besuch einen Handkoffer voll Bibeln mit.

Weiter: Der Häftling – schuldig oder unschuldig – sollte in der Haftzeit eine echte Begegnung mit dem Glauben der Gemeinde Jesu haben. Meine Aufgabe war, daß ich wie ein Bruder zu Brüdern kam. Offenheit, Verständnis für die Lage des anderen, Kameradschaft, ja Liebe Christi – das mußten sie an mir finden. Der Dienst war viel, viel leichter, als ich gefürchtet hatte, da die meisten für solch eine Begegnung offen waren. Gewiß zeigte sich die trennende Macht der Lüge auch hier. Um so wahrer mußte ich sein. Nicht zu jedem drang ich vor, aber meist war ich überrascht, wie schnell wir uns menschlich verstanden.

Gerne stand ich sonntags auf der Kanzel und sprach dann so schlicht und praktisch wie möglich von Jesus. Noch lieber hatte ich die zwei großen Bibelkreise, wo wir im Schulzimmer im großen Kreise miteinander saßen und nach Gesang und Gebet ein Bibelwort miteinander besprachen. Aber das Schönste waren doch die Zellenbesuche. Saß der von mir Gesuchte in einer Mehrmannzelle, so rief ich ihn auf den stillen Korridor heraus. Oft räumten mir auch die Wachtmeister ihre Dienststube zur Aussprache ein.

Bei diesen Gesprächen, bei denen ich nicht viel meiner kostbaren Zeit für Nebendinge verlieren wollte, hörte ich einige Male – aber nicht oft – eine ausführliche Beichte. Meist ging es um Bitten, die Angehörigen betreffend. Zwar hatte ich auf der Kanzel ausdrücklich betont, ich sei nur zu seelsorgerlichen Gesprächen bereit, aber ich konnte mich selbstverständlich solchen sozialen Anliegen nicht entziehen. Meist gelang es, das Gespräch auf das eine, was not ist, zu führen. Dann schloß der kurze Besuch mit einem Gebet.

Wollte ich Bruder sein, so mußte ich es auch außerhalb der Strafanstalt bleiben. Alle kannten meine Adresse. Ich erhielt von vielen Besuch und blieb mit ihnen in Verbindung. Auch meine Kinder nahmen an diesem meinem Dienst sehr bewußt teil. Sie schlossen meine Arbeit treu in ihr Abendgebet ein. Darum war es auch gar kein Geheimnis, daß dieser oder jener Gast, der uns besuchte, aus dem Zuchthaus kam.

Mich selbst machte dieser Dienst sehr dankbar und reich. Ich hatte zwar längst verlernt, die Menschen in gute und böse zu teilen, aber die wunderbare Gewalt des Evangeliums, die Liebe Jesu zum Einsamen, zum Verirrten, zum Ratlosen wurde mir nach jedem Besuch größer. Ich denke heute noch in wirklicher Liebe an manchen, der einst ein „schwerer Junge“ war. Hier und da bekomme ich noch einen Brief oder einen Besuch von einem solchen.

Nach 1933 mehrte sich im Zuchthaus die Zahl derer, die durch die Terrorjustiz der neuen Regierung unschuldig ins Zuchthaus gekommen waren. Daß ich diesen durch meine Besuche eine kleine Hilfe bieten konnte, war mir eine besondere Genugtuung.

Im Jahre 1961 habe ich auf einer Tagung der Gefängnispfarrer Deutschlands in Bad Boll über meine Erfahrungen berichten dürfen; das hat mich beschämt und beglückt zugleich. Je und dann habe ich in anderen Strafanstalten, in Luckau, in Gollnow, in Hameln, in Butzbach, in Ludwigsburg kürzere oder längere Besuche machen können. Mir ist dabei immer deutlicher geworden, wie groß die Aufgabe der Gemeinde Jesu an den Gefangenen ist und bleibt. Darum liebe ich die Arbeit der christlichen Gefangenenhilfe, des „Schwarzen Kreuzes“ und verwandter Arbeiten.

Das Jahr 1932 brachte mir ein Erlebnis, von dessen Reichtum ich lange zehrte. Durch ein kleines Geldgeschenk, das mir persönlich gemacht wurde, faßte ich den Mut zu einer vierwöchigen Italienreise. Die Valutaverhältnisse lagen damals für deutsche Reisende in Italien sehr günstig. Dazu kam das Angebot, bei einer Frühjahrsreise bis Sizilien die Rückreise nicht berechnet zu bekommen, die sogenannte „Primavera-siciliana“-Reise. Außer der Fahrkarte verbrauchte ich durchschnittlich nur zehn Mark täglich, mußte dabei allerdings sehr anspruchslos sein. Als Reisebegleiter hatte ich einen meiner ehemaligen Konfirmanden aus Lübeck, der eben sein Abitur gemacht hatte und sich auf das Theologiestudium rüstete. Sein Vater hatte ihm eine Reise versprochen, wenn er bis zum Abitur nicht rauchte. Wir hatten uns auf unsere Reise, die eine Studienfahrt durch die Kunst und Geschichte Italiens sein sollte, tüchtig vorbereitet. Da mein Begleiter das humanistische Gymnasium beendet hatte, war er in der antiken Geschichte Roms wohl bewandert. Ich aber trieb gründlich Kunstgeschichte, wozu die reichen Museen Berlins viel Anregung gaben. Auch wollte ich etwas Italienisch treiben. Dazu ergab sich ungesucht eine gute Gelegenheit.

In ernster materieller Not besuchte mich auf Rat des Missionsbundes „Licht im Osten“ in Wernigerode eines Tages eine türkische Prinzessin. Sie war die Tochter eines deutschen Offiziers aus bekannter Familie, der im vergangenen Jahrhundert nach Konstantinopel ausgewandert war und dort die Tochter eines armenischen Leibarztes des Sultans Abdul Hamid geheiratet hatte. Später zog er nach Persien, wo er Postminister des Landes wurde und vom Schah den Khan-Titel erhielt. Er starb als persischer Generalkonsul in Tiflis im Kaukasus. Hier erhielt seine älteste Tochter Maria ihre Erziehung in einem französischen Internat und wurde —

wohl zu jung — mit einem Engländer verheiratet. Diese Ehe zerbrach. Viele Jahre lebte sie dann mit ihrer Mutter in Rom bis zu deren Tode. Unbesonnenerweise gab sie der Werbung eines türkischen Prinzen nach und zog nach der Heirat nach Konstantinopel. Zu spät erkannte sie die Fehlentscheidung. Schon nach einigen Wochen merkte sie, daß sie als eine bewußte Protestantin nicht in das Haus eines mohammedanischen Prinzen gehörte. Sie floh nach Berlin, wo sie in große materielle Not geriet. Ihre Sprachkenntnisse waren erstaunlich. Deutsch, Russisch, Französisch, Englisch, Italienisch sprach sie fließend und, soweit ich das beurteilen konnte, fehlerfrei. Am Orientalischen Institut der Berliner Universität hatte sie sich dazu im Persischen, Arabischen und Türkischen vervollkommen. In allen diesen sieben Sprachen war sie während der Olympiade in Berlin als Dolmetscherin tätig. Tatarisch und Georgisch konnte sie radebrechen. Für den, der das Völkergemisch des Kaukasus und des vorderen Orients kennt, waren ihre Sprachkenntnisse begreiflich. Dazu aber kam bei ihr eine überdurchschnittliche Begabung. Dennoch blieb mein Versuch, ihre Sprachkenntnisse für sie wirtschaftlich auszunutzen, ohne Erfolg. Sprachstunden wollte jeder bei den Vertretern der betreffenden Völker selbst haben. Und als ich eine Beziehung zum Auswärtigen Amt ausnutzen wollte, um sie dort zu empfehlen, warnte man mich vor ihr, weil aus den Kreisen solcher Kosmopoliten viele Spione kämen. So konnte ich Ihrer Durchlaucht nur bescheiden helfen, indem ich selbst jetzt italienischen und später auch etwas englischen Unterricht bei ihr nahm. An interessantem Gesprächsstoff mangelte es nicht, zumal sie viel in der römischen Aristokratie verkehrt hatte. Die Prinzessin nahm an einem meiner Hausbibelkreise rege teil, und wir hatten bis zum Untergang Berlins Fühlung miteinander. Seitdem verlor ich ihre Spur. In Rom lernte ich ihren Bruder mit seiner Familie kennen und schätzen.

Für unsere Reise hatten wir uns nur wenig Aufenthaltsorte vorgenommen, um diese um so gründlicher kennenzulernen: Florenz, Rom, Neapel und Sizilien. Da unsere Reisekasse bescheiden war, sparten wir erfolgreich bei unsern Unterkünften und in der Ernährung. Nach Hotelverzeichnissen aus dem Reisebüro bestellten wir uns Zimmer in den billigsten „alberghi“ und fuhren gut damit. Es war überall sehr sauber (meine Bettwäsche hätte ich nicht mitzunehmen brauchen) und an jeder Zimmertür standen die Preise mit Bedienungsgeld, Steuern oder anderen Aufschlägen. Nicht ein Soldo mehr wurde von uns verlangt.

Florenz brachte das Erleben der Renaissance. Michelangelo und die Præraffaeliten in den Uffizien waren die stärksten Eindrücke.

Sie bewegten uns mehr als die Hochrenaissance. Die damenhaften Madonnen Raffaels, Fra Bartolomeos und Bronzinos sprachen uns weniger an als die Gehaltenheit Giottos, die Einfalt Fra Angelicos und Kindlichkeit Filippo Lippis. San Marco war der Höhepunkt und noch eindrucksvoller als der überwältigende Reichtum der Museen. Ein Tag in Fiesole, wo wir nach einem Fußmarsch durch Oliven- und Weingärten das Kloster besuchten, ließ auch die Landschaft Toskanas auf uns wirken.

Über Ostern waren wir in Rom. Für den Romantiker, der das ewige Rom mit den Augen Goethes oder Gregorovius' sucht, bedeutet es eine arge Enttäuschung, wenn er das moderne Rom mit seinen tausenden Autos kennenlernt. Und doch setzt Rom dadurch nur fort, was ihm im Laufe der Jahrtausende seine unversieglige Lebenskraft erhalten hat. Rom hatte nie bloß ein Gestern, wie Rothenburg oder Dinkelsbühl, sondern stets auch ein Heute. Darum wurde es nie zu einem bloßen Museum.

Wir hatten unser Albergho di sole gegenüber dem Pantheon. Hier waren wir inmitten des mittelalterlichen Rom mit seinen engen Gassen. Aber zuerst lockte uns das antike Rom. Wir hatten Phantasie genug, um vom Capitol kommend das Forum der Republik und die Denkmäler der Kaiserzeit recht zu genießen: das gewaltige Colosseum, die Porta Constantini, die Via Appia, die kaiserlichen Thermen. Ein Tagesausflug in die Albanerberge mit dem Besuch des Nemisees und von Rocca di Papa ließ uns durch die Steineichenwälder wandern. Unvergeßlich war auch der Besuch der Villa d'Este in Tivoli. Aber das eigentliche Rom war das Rom des Hochbarock.

Kein Stil der vielen Jahrhunderte römischer Geschichte grub seine Linien so tief in das Gesicht der ewigen Stadt wie der Stil der Gegenreformation des ausgehenden sechzehnten und beginnenden siebzehnten Jahrhunderts. Paläste und Denkmäler, Brunnen und vor allem Kirchen mit ihren geschwungenen Fassaden und gefälligen Linien haben dem Stadtbild jenes Gepräge gegeben, das auch die neueste Geschichte seit 1870 nicht hat verwischen können. Jakob Burckhardt hat gesagt: Der Barockbau spricht dieselbe Sprache wie die Renaissance, aber einen verwilderten Dialekt davon. Der protestantisch empfindende Mensch wird ähnlich urteilen. Das Barock entspricht einer geistigen Haltung, die mir fremd ist, obgleich auch ich mich seiner ästhetischen Schönheit nicht entziehen konnte. Man muß auf der Piazza di Spagna gestanden haben, vor dem Barkenbrunnen des Barockmeisters Bernini, und die genial sich hinaufschwingende Freitreppe zur Kirche del Trinita in monti bewundert haben oder in der Kirche der Jesuiten Il Gesu die sich in

den Äther verlierenden Engel und Heiligengruppen des großen Deckengemäldes über sich schweben sehen, um das Können der Künstler des Barock zu würdigen. Das Barock ist Ausdruck gesteigerten Gefühls, höchsten Affekts – bis zum Rausch. Darum ist es in seinen Maßen ohne Grenze. Die Fassaden runden sich, die geraden Linien der Renaissance beginnen zu schwingen. Die Architektur wird zum Drama. Die Grenze der Wirklichkeit wird mit der Kraft der Ekstase überstiegen. Die Kunst dient der Illusion. Es öffnen sich scheinbar die Schranken zwischen Erde und Himmel: der Blick schaut in der Kirche aufwärts in die jenseitige Welt. Aber die Leidenschaft des Gefühls ist dennoch nicht ohne Bändigung. Anscheinend regellos sehen wir eine Schar Engelputzen über eine Wolke herniederstürzen — und doch wird alles durch eine harmonische Linie zusammengehalten, die den regellosen Haufen auffängt und zusammenfügt.

Als wir am Karfreitag der Predigt eines Ordensgeistlichen in einer der achtzig Marienkirchen Roms lauschten, fanden wir das Gestaltungsgesetz des Barock angewandt auf die Predigt und erkannten, wie es auch heute noch Ausdruck römischen Gottesdienstes ist. Der Prediger sprach über das Wort am Kreuz: „Mich dürstet“: Gott, der den Sohn der Hagar in der Wüste nicht verdursten lassen konnte –, Gott, der einst Mose den Stab in die Hand gab, um dem durstenden Volk Wasser aus dem Felsen zu spenden –, derselbe Gott konnte doch seinen Sohn am Kreuz dürsten lassen. Mit großen rhetorischen Mitteln, leidenschaftlichen Rufen und sanftem Säuseln, mit lebhafter Mimik war die Predigt vorgetragen. Bei den letzten Worten steigerte sich die Stimme des Predigers bis an die Grenzen der Tränen. Es war mir, als wäre eine der bekannten Nepomukgestalten von alten Brücken lebendig geworden. „Was willst du mit deiner Predigt?“ fragte ich im Geist. Die Antwort war schnell gefunden: Steigerung des Gefühls soll zur Andacht führen, zur Rührung und Schmerz um den Gekreuzigten.

An Luthers Bericht von seiner Romreise wurden wir erinnert, als wir am Karfreitagabend zur Scala Santa kamen. Kreuzfahrer haben diese Treppe aus dem Palast des Pilatus nach Rom gebracht. Die Stufen sind mit Holz umkleidet, aber dort, wo ein Tropfen des heiligen Blutes auf den Stein fiel, ist eine Glasplatte eingefügt. Zu Hunderten drängte sich die Menge, um auf den Knien den Weg Jesu zu wiederholen. Und doch weiß die katholische Kirche, daß es nicht die Treppe ist, die Jesus beschritten hat! Und läßt die Andächtigen im Glauben, auch wenn sie die Glasplatten küssen. Hier hat der Gedanke an *das Heilige den Heiligen* verdrängt.

Am Ostermorgen waren wir zum Gottesdienst in der deutschen evangelischen Kirche, wo der aus Pommern stammende Pfarrer, dem wir schon unsern Besuch gemacht hatten, eine wohldurchdachte Predigt für seine meist aus Gebildeten bestehende Gemeinde über das Thema hielt: Was haben wir an der Auferstehung Jesu? Ein gutes, aber sich nur an den Intellekt wendendes Wort. Nachmittags folgten wir einer Einladung zum Gottesdienst der Waldenser, jener alten Märtyrerkirche der italienischen Protestanten. Der Text des kriegsbeschädigten Pfarrers war das kurze Wort Jesu: „Du, Petrus, folge mir!“ Petrus hatte gemeint, Nachfolge Jesu bedeute Erfolg, Sieg, Triumph. Aber er mußte es im Laufe seines Lebens lernen: Jesus nachfolgen, das heißt sich selbst verleugnen, heißt Spott und Hohn ertragen, heißt bereit sein zu leiden. Und schließlich hat er es gelernt: Nachfolge Jesu heißt, für ihn zu sterben. Auch uns heute gilt der Ruf Jesu. Auch heute gibt es keine wahre Nachfolge Jesu ohne Leidensbereitschaft, ohne Selbstverleugnung. – Das war etwa der Gedankengang der Predigt.

Diese Waldenserkirche steht in der nächsten Nähe des Vatikans, in dem der Nachfolger des Petrus seine Tiara mit der dreifachen Krone trägt. Meine Gedanken glitten unwillkürlich zurück zu den beiden anderen Predigten. Alle drei Prediger waren Meister der Predigt. Aber jener erste wandte sich an das Gefühl, der deutsche Pfarrer an den Verstand, der evangelistisch begabte Waldenserprediger – an unser Gewissen. Jener wollte uns rühren, der zweite aufklären, dieser – zum Gehorsam helfen. Es war eine wirkliche Dankesfeier, eine Eucharistie, als wir nach Schluß der Predigt beim heiligen Abendmahl als Brüder um den Tisch des Herrn standen.

Erst als wir in Neapel waren, fanden wir jenes Italien, das ich mir aus der Ferne gedacht hatte. Von der Höhe von Camaldoli hatten wir einen herrlichen Blick auf den Golf von Neapel. Ich dachte an das Sprichwort der Neapolitaner: „Napoli veder e poi morir“ – Neapel sehen und dann sterben! Gewiß bewunderten wir die Antike auch in den hiesigen Museen, aber war nicht die ganze Stadt ein Museum, malerisch an jeder Ecke? Wir wagten sogar einen Besuch in der Oper San Carlo. Vom höchsten Olymp, dem fünften Rang, hörten wir eine Prachtauführung von Verdis Aida in Gegenwart des italienischen Kronprinzen und der schönen Kronprinzessin, die mit Jubelruf begrüßt wurden. Ich saß neben einem Dorfpfarrer aus der Campagna, mit dem ich in den Pausen ein lebhaftes interkonfessionelles Gespräch hatte – halb italienisch, halb lateinisch. –

Bei stürmischem Wetter fuhren wir nach Capri. Bei der Einfahrt

in die Blaue Grotte hob uns eine Welle so hoch, daß wir uns auf den Boden legen mußten und durch das über Bord strömende Wasser völlig durchnäßt wurden – zu lebhafter Freude unseres Bootsführers, der gleich meinte, dafür einen Anspruch auf ein besonderes Trinkgeld zu haben. Wir vertrugen uns übrigens mit den Italianis prächtig und machten ihre bubenhafte Kindlichkeit fröhlich mit. Die Farbenpracht der Insel übertraf alle unsere Erwartung.

Und dann Pompeji – die tote Stadt, deren Steine doch so laut reden. Lauter als die Stadt der Toten, die wir in Roms Katakomben besucht hatten.

Auf der Fahrt nach Sizilien besichtigten wir Paestum mit seinem dorischen Tempel. Hier merkten wir, welch ein Unterschied zwischen griechischer Klassik und dem Forum Romanum ist. Gegenüber der klassischen Hochkultur Griechenlands hat Rom nur die Kunst der Epigonen, wenn nicht gar der Parvenüs.

Die wenigen Tage, die uns für Sizilien übrig blieben, waren viel zu kurz. Aber ihr Eindruck nachhaltig.

Von Taormina aus sahen wir den Ätna mit seinem beschneiten Gipfel. Abends besuchten wir ein sizilianisches Puppenspiel, eine tolle Räubergeschichte mit Rittern, Drachen und schönen Prinzessinnen. Die Fahrt nach Syracus führte an Catania vorbei, wo die erkaltete Lava vom letzten Ätnaausbruch wie schwarze Riesenfinger in den früheren Obstplantagen lag. Traurig sahen die verbrannten Stümpfe der Obstbäume aus. In Syracus waren wir auf den Spuren des Tyrannen Dionys in seinen gewaltigen Latomien (Steinbrüchen) und des Apostels Paulus am Hafen (Apg. 28,12). Der Dom, einst ein dorischer Minervatempel – verbindet Altertum und Neuzeit: zwischen den streng kanelierten Säulen flattern die Gewänder barocker Heiliger. Die prachtvolle Bahnfahrt auf dem steilen Nordufer von Messina aus, dem Monte Pelegrino entgegen, zu dessen Füßen Palermo liegt, werde ich nie vergessen. Herrlicher als das stille St. Giovanni degli Eremiti mit seinem malerischen Klostergarten war doch der Dom von Monreale. Er vereinigt in sich alle Elemente des hohen Mittelalters Europas: von normannischen Fürsten gestiftet, durch arabisch geschulte Architekten erbaut und mit byzantinischer Mosaikkunst geschmückt zeigt er den germanischen, griechisch-römischen und maurischen Geist. Als wir eintraten, spielte leise die Orgel. Wir waren fast allein in der Kirche und überwältigt von all der Schönheit. Der „Christos Pantokrato“ oben in der Tribuna (Halbkugel) über dem Hochaltar hat mich mit seiner königlichen Machtbekundung nie mehr losgelassen.

Einen Nachmittag waren wir bei Selinunt an der Südküste der

Insel und bestaunten die gewaltigen Ausmaße der griechischen Tempelruine, die erst im frühen Mittelalter durch ein Erdbeben wie ein Riesenspielzeug durcheinander geworfen war. Die weite Fläche des Meeresufers war bedeckt mit kurzen Fächerpalmen, die hier wild wuchsen wie das Heidekraut bei Lüneburg.

Unser Geld war restlos zu Ende. Auch hatten wir richtiges Heimweh. In Rom verfehlten wir unsere Freunde, die uns noch etwas Geld von unserem Konto bringen sollten. So fuhren wir reichlich hungrig in sechzigstündiger Eisenbahnfahrt heimwärts. Es reichte nur noch für eine Apfelsine alle sechs Stunden für uns beide zusammen! In München verließ mich mein Reisekumpan. Ich erwachte auf meiner Holzbank, als der Zug über die Elbbrücke bei Wittenberg rumpelte. Im Nebel sah ich die Schloß- und die Stadtkirche Wittenebergs. An der Tür der ersteren hatte Luther die Thesen angeschlagen, auf der Kanzel der zweiten hatte er oft gepredigt. War wirklich aus diesem von Sumpf und Sand umgebenen Städtlein jene große Bewegung gekommen, die das „ewige Rom“, das uns so imponiert hatte, zum Zittern gebracht hat?

Mein Herz wurde mit heller Glaubensfreude erfüllt, die zum Bekenntnis drängte. Mit dem einzigen Mitreisenden im Abteil, einem Komponisten des Berliner Rundfunks, gab es einen lebhaften Disput, weil ich auf zähen Widerstand stieß. Trotzdem – oder darum? – trafen wir uns in Berlin noch einige Mal, bis ich wegzog. Anfang der fünfziger Jahre las ich im Programm des Münchener Rundfunks die Anzeige einer Osterkantate „Jesus lebt“, die jenen Nachbarn aus dem D-Zug zum Verfasser hatte. Ein neuer Briefwechsel zeigte, daß er nach jahrelangen inneren Kämpfen den Weg zu Christus und in die Kirche der Glaubenden gefunden hatte. So endete die unvergeßliche Italienreise mit einem Missionsdienst im Eisenbahnwagen. Mit neuer Freude begann ich nun wieder die Missionsarbeit in der Großstadt.

Es lag in der Stellung eines Missionsinspektors der Stadtmission begründet, daß das Arbeitsfeld fast unbegrenzt war. Im Aufbau der Gemeinde der Freien Jugend kam ich – besonders durch den politischen Umbruch – nicht zum gewünschten Ziel. Wohl hatte sich eine größere Anzahl Familien zusammengefunden, die nicht nur in der Bibelstunde beieinander waren, sondern auch einige Male bei Sonntagsausflügen einander näher rückten. In Wilmersdorf hatte ich wöchentlich eine Bibelstunde bei der Witwe des früheren Paläontologen der Berliner Universität, Professor Dames, deren Tochter mir bei den Recherchen in den Familien der Strafgefangenen half. Sehr dankbar war ich auch für eine theologische Arbeitsgemeinschaft, die Dr. Gerhard Krause im Rahmen der Kirch-

lich-Sozialen Konferenz in Gemeinschaft mit einer Reihe bekannter junger Theologen hielt. Zu dieser Arbeitsgemeinschaft gehörten unter anderen Pastor Johannes Kühne, damals Direktor der Anstalt Hermannswerder bei Potsdam, Pfarrer Dr. Sasse, später Professor in Erlangen, jetzt in Australien, Lic. Dr. Künneth von der Apologetischen Zentrale in Spandau, jetzt Professor in Erlangen, und auch Lic. Dietrich Bonhoeffer, der durch seinen tapferen Kampf gegen den Nationalsozialismus bekannt wurde und der noch zuletzt sein Leben lassen mußte. Eine andere Arbeitsgemeinschaft hatten wir mit dem bekannten Psychologen Dr. Fritz Künkel. Hier war unser Thema der Marxismus. So war die Zeit in Berlin reich im Nehmen und Geben.

Ohne mein Zutun und für mich völlig unerwartet wurde ich im Frühjahr 1933 vom Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) zu einer Generalkirchenvisitation des schlesischen evangelischen Bischofs Zänker nach Oberschlesien beordert. Die Generalsuperintendenten, später Bischöfe, der Kirchenprovinzen der preußischen Landeskirche veranstalteten in einem gewissen Turnus Generalkirchenvisitationen, die mit großem Aufwand geschahen. Dem Bischof wurde in solchen Fällen ein größeres Gefolge beigeordnet. Dieses bestand nicht nur aus Superintendenten und Synodalen der betreffenden Provinz, sondern auch aus einigen Pfarrern der anderen Provinzen. In der Regel bestand die Absicht, diese dabei näher kennenzulernen, ob sie sich etwa für freiwerdende Posten als Superintendenten (Dekane) eigneten.

Daß der EOK ein Interesse an mir hatte, war für mich völlig überraschend. Ich ahnte auch nicht, daß damit irgendeine kirchliche Beförderung zusammenhängen könnte. Ich war vielmehr gespannt und ein wenig neugierig auf den Verlauf dieser mehrwöchigen Visitation und alles damit verbundene neue Erleben. Ich hatte einige Predigten, deren Texte mir vorgeschrieben waren, vorzubereiten. Das Bilderbuch meines Lebens sollte ein paar bunte Blätter mehr bekommen.

Schon die äußere Organisation einer solchen Generalkirchenvisitation war interessant. Sie sollte den ganze Kreis Kreuzburg im nördlichen Teil Oberschlesiens umfassen, dazu einige evangelische Gemeinden in der katholischen Umgebung der Nachbarkreise. In der Provinz Oberschlesien war der Kreis Kreuzburg als einziger fast rein evangelisch. Die Mitarbeiter dieser Visitation waren, soweit sie nicht in Kreuzburg beheimatet waren, im Diakonissenhaus dieser Stadt untergebracht. Jeden Morgen fuhr eine Autokarawane uns an ein neues Ziel, und allabendlich kehrten wir zurück. Bischof Zänker hatte sich vorgenommen, an jeder evangelischen Predigtstätte,

ob Kirche oder Friedhofskapelle oder Gemeinschaftssaal, eine gottesdienstliche Feier zu halten. An manchem Tage hatten wir mehrere Festgottesdienste zu veranstalten, dazu in den wenigen Städten des Kreises abends Gemeindeabende. Es gehört ein großes Maß von Aufnahmefähigkeit dazu, durch Wochen hindurch so viel festliche Predigten und Ansprachen zu hören oder auch zu halten. Anfangs wollte ich fast verzagen, aber auch hier half die Einübung.

Es waren wunderschöne Maiwochen, und wir waren vom Wetter täglich begünstigt. Die Kirchen prangten im Schmuck der duftenden Frühlingsblumen, viel Flieder und Faulbaum. Der Visitationsgottesdienst hatte ein umfangreiches Programm. Ehrenpforten waren vor der Kirche aufgerichtet, und oft gingen wir durch ein Spalier festlich gekleideter Kinder mit Fähnchen. Oder es war gar die städtische Feuerwehr aufmarschiert. In einem Fall wurden wir von motorisierter SA eingeholt, die damals noch nicht zur Kirchenfeindschaft kommandiert war. Vor der Kirchentür gab es eine Begrüßungsansprache des Vorsitzenden des Gemeindegemeinderates, des Patrons oder des Landrates. Auf diese Ansprache antwortete gleich der Bischof. Dann zogen wir unter Orgelgebraus in die Kirche. In der Regel hielt der Ortspfarrer die Predigt. Wo aber Filialkirchen waren, mußten wir eintreten. Die Schlußliturgie hielt meist der Bischof, auch noch mit einer Ansprache. Außerdem mußten wir im Festgottesdienst eine Jugendlehre für die Konfirmierten in Form einer Katechese halten. Und schließlich gab es hernach noch einen Kindergottesdienst und eine festliche Sitzung des Gemeindegemeinderates unter dem Vorsitz des Bischofs. Waren an einem Tage zwei solche Gottesdienste, so war ich abends recht erschöpft. Und doch mußte ich allen Feiern aufmerksam folgen, denn Bischof Zänker hatte mir gleich zu Anfang den Auftrag gegeben, die täglichen Berichte für die Presse zu schreiben. Da saß ich dann spät abends todmüde auf meinem Bettrand und kaute meinen Federhalter, verzweifelt darüber grübelnd, mit welchen neuen Ausdrücken ich die „von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worte“ wiedergeben könnte.

Die täglichen Festmähler wollten auch verkraftet werden. Wir hatten es der Weisheit des Bischofs zuzuschreiben, daß die Mittagstafel nicht auf den Schlössern und Gutshöfen der adligen Kirchenpatrone stattfand, sondern in den Pfarrhäusern. Weiter lautete die Vorschrift: Es dürfen nur Suppe, Braten, Nachspeise gereicht werden. Und schließlich war aller Alkohol ausgeschlossen. Auf diese Weise wurde verhindert, daß das Materielle die Übermacht bekam. Auf den Schlössern der Patrone machten wir kurze Besuche. Auch hier bewahre ich eine dankbare Erinnerung an das warme kirch-

liche Interesse, das die meisten Gutsbesitzer zeigten. Es gab wiederholt wertvolle geistliche Gespräche.

Eindrucksvoll waren viele alte Holzkirchen, wie sie auch sonst im waldreichen Osten zu finden sind. Die schöne alte Kirche von Bankau war aus runden Eichenbalken im Blockhausstil erbaut. Sie stammte noch aus der Reformationszeit.

Gegen Ende der Visitation teilte mir der Bischof mit, daß der Superintendent des Kreises Kreuzburg demnächst in den Ruhestand träte und er, der Bischof, die Absicht habe, mich zu seinem Nachfolger vorzuschlagen. Ich aber bat ihn, von dieser Absicht abzusehen. Wohl wußte ich inzwischen, daß der EOK mit uns Teilnehmern seine Pläne habe. Mir lag aber mehr an einem Pfarramt, das er auch zu vergeben hatte, als an einer Superintendentur im äußersten Osten Deutschlands mit all den Verwaltungsaufgaben, die mich nicht lockten. Ich dachte dabei auch an meine vier schulpflichtigen mütterlosen Kinder, die ich nicht ohne Not noch einmal in eine andere Welt verpflanzen wollte. Als wenige Monate später auch hier der heftige Kirchenkampf entbrannte und sechs Jahre später der Krieg mit Polen begann, da habe ich Gott für seine bewahrende Hand gedankt.

In Berlin wurde mir dann vom EOK ein Pfarramt in Bad Sachsa im Südharz angeboten. Aber auch dieses lehnte ich ab, weil ich hoffte, in Berlin bleiben zu können. Da wurde mir befohlen, in einer Gemeinde am Rande der Stadt eine Predigt zu halten, wo mich der Dezernent des EOK abhören wollte. Aber seltsam: der Herr Oberkirchenrat verfehlte seine Straßenbahn und war gar nicht anwesend! So fuhr ich in die Ferien nach Riga zu meiner Mutter. Heimgekehrt rief ich beim EOK an, um zu hören, wie meine Sache stände. Nun vernahm ich per Telefon wörtlich folgende Fragen: „Sind Sie Parteimitglied? Sind Sie DC? Hier bei uns wird jetzt jede Entscheidung davon abhängig gemacht.“ Ich verneinte, legte den Hörer auf und wußte, daß diese Tür für mich zugefallen war.

Inzwischen drohte die Eingliederung der Evangelischen Jugend in die Hitlerjugend. Die Stadtmission ging durch ernste Krisen. Mein Abgang war ihr nicht unlieb. Ein Zurück gab es daher für mich nicht mehr. Wohl fragte Missionsdirektor Jakob Kroeker aus Wernigerode wieder an, ob ich nicht als Mitarbeiter in den Missionsbund „Licht im Osten“ kommen wollte. Jetzt wäre ich willig gewesen. Aber Kroeker selbst riet zum Abwarten, weil gerade damals fraglich wurde, ob nicht die sich allmächtig gebärdende Gestapo dem ganzen Missionsbund und seiner Arbeit ein Ende setzen würde.

Ich suchte damals selbst nach einem Berliner Pfarramt. Als Mit-

glied des Pfarrernotbundes hatte ich unter den Berliner Pfarrern jetzt viele Bekannte. Schon seit längerer Zeit sammelten wir uns allwöchentlich im Pfarrhaus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche als „Jung-reformatorische Bewegung“ bei Pfarrer Jacobi, dem heutigen Bischof von Oldenburg. Jacobi hatte mir einmal einen interessanten Auftrag gegeben. Der eigentliche Kirchenkampf hatte noch nicht begonnen, die sogenannten „Deutschen Christen“ hatten ihr Inkognito noch nicht gelüftet. Es war nötig, über sie zu einem objektiven Urteil zu kommen. Da bat mich Jacobi, ob ich nicht in meiner Wohnung in Neukölln, als an einer neutralen Stelle, zu einer orientierenden Aussprache über die DC einladen könnte. Es gelang mir, vier führende Männer der DC und drei Vertreter der Jung-reformatorischen Bewegung zu einem Gespräch einzuladen. Wir vier wollten jede Diskussion vermeiden und uns auf orientierende Fragen beschränken. Von jungreformatorischer Seite waren anwesend Pfarrer Jacobi, Pfarrer Praetorius, Missionsinspektor Hans Dannenbaum und ich. Jacobi fragte den Leiter der DC, wie er es mit seinem Gewissen vereinen könne, bei der Beerdigungsfeier eines ermordeten SA-Mannes zu sagen: „Er ist nun versammelt zum ewigen Sturm Horst Wessels.“ Jener antwortete ganz naiv und ohne zu erröten, man müsse doch etwas sagen können, was die Anwesenden gerne hörten. Es war bei solchen Antworten nicht ganz leicht, an sich zu halten. War ein weiteres Gespräch noch sinnvoll? Da fragte Dannenbaum in seiner geraden Art: „Aber Bruder N. N., Sie sind doch wohl auch der Meinung, daß wir die Buße zu predigen haben?“ Der Sprecher von vorhin antwortete: „Nein, heute haben wir das Volk zu predigen.“ Dannenbaum wurde sichtlich blaß. Jacobi aber fragte: „Woher wissen Sie denn das?“ Antwort: „Das weiß ich von Gott.“ Diese Selbstenthüllung flachen Schwarmgeistes war selbst einem älteren Vertreter der DC, der dem alten Liberalismus entstammte und immerhin einen theologischen Ehrendoktor besaß, etwas viel. Denn er fügte erklärend und in der Meinung, dadurch seinen Parteigenossen vor einer peinlichen Blamage zu bewahren, hinzu: „Durch die Ereignisse!“ Durch die politischen Ereignisse sollte also Gott das neue Evangelium vom Volk offenbart haben!! Wir brachen das Gespräch ab, denn wir wußten genug. Schmerzlich genug war es, daß es deutsche evangelische Theologen gab, die diese offenbar schwärmerische Irrlehre überhaupt ernst nahmen. Der Weg nach „Barmen“ zeichnete sich ab. Denn es war deutlich geworden, daß es im Bekenntniskampf um die Frage der Offenbarungsquelle gehen werde.

Nachdem ich manche vergebliche Anfrage bei frei werdenden Pfarrstellen getan hatte, erreichte mich überraschend die Einla-

ding, in der Kirche zum Heilsbrunnen in Schöneberg eine Gastpredigt zu halten. Ich hielt zwar meine Predigt, wußte aber, daß durch die letzten Scheinwahlen der Vertreter der Kirchgemeinderäte fast überall eine deutschchristliche Mehrheit saß. So war eine Pfarrwahl eine höchst fragwürdige Sache. Die Entscheidung zog sich Woche um Woche hinaus. So gerne ich Gemeindepfarrer geworden wäre, so mußte ich doch immer fragen: Herr, was willst du?

Vor Monaten hatte mich die Oberin eines kleinen Diakonissenhauses aus der Nähe Berlins zu einem Gespräch in den Wartesaal des Potsdamer Bahnhofs gerufen. Dort sagte sie mir recht unvermittelt: „Sie sind der kommende Pfarrer unseres Diakonissenhauses.“ Unvorsichtigerweise sagte ich jener Oberin: „Frau Oberin, Diakonissenpastor werde ich nie.“ Das hätte ich nicht sagen sollen. Hatte doch seinerzeit Professor Schlatter uns Studenten gesagt: „Meine Herren, sagen Sie nie nie!“ Gott selbst behält sich die Entscheidung über unser Leben vor.

Während nun die Gemeinde zum Heilsbrunnen sich über meine Berufung nicht schlüssig werden konnte, wurde ich eines Tages von Pfarrer Asmus Christiansen vom Diakonissenhaus Salem in Lichtenrade in ein Café bestellt. Kaum saß ich bei einer Tasse Kaffee an seinem Tisch, als auch er recht unvermittelt sagte: „Bruder Brandenburg, Gott hat mir klar gezeigt, daß er Sie zur Mitarbeit am Diakonissenhaus Salem bestimmt hat.“ So schnell konnte ich dem von mir seit langem verehrten Pastor Christiansen, der fast dreißig Jahre älter war als ich, in seinen Gedanken nicht folgen. Mochte Gott ihm etwas klar gemacht haben, so hatte Gott mir diese Klarheit noch vorenthalten. Ich brauchte Zeit. Auch hoffte ich immer noch auf den Heilsbrunnen. Ich bat mir also Bedenkzeit aus. Um diesem Schwebezustand ein Ende zu machen, entschloß ich mich zu einem ungewöhnlichen Schritt. Ich besuchte in abendlicher Stunde einen der Pfarrer jener Schöneberger Gemeinde zum Heilsbrunnen, von dem ich wußte, daß er eine lose Verbindung zu den DC hatte, und legte ihm die direkte Frage vor, ob er glaube, daß die DC meine Wahl zulassen würden. Der Amtsbruder war zuerst nicht nur erstaunt, sondern sehr gereizt: Was mir eigentlich einfalle! Es sei gegen alle gute Sitte, in einer Gemeinde, wo man zur Wahl stehe, Besuche zu machen, um für sich zu werben! Es war mir leicht, ihn von seinem Irrtum zu befreien. Ich erklärte ihm meine Lage. Ich könne Salem nicht unbefristet in Ungewißheit lassen. Es sei mir schon recht, wenn die DC gegen mich seien, aber ich könne die Wartezeit nicht beliebig verlängern. Darauf gab er mir den Rat, von der Wahl zurückzutreten.

Erleichterten Herzens ging ich heim. Am Tage darauf nahm ich die Berufung nach Lichtenrade ans Diakonissenhaus Salem an.

### 3. AM DIAKONISSENHAUS (1934–1943)

*Die Mutterhausdiakonie – Cäcilie Petersen – Pastor Christiansen – Kinder, Wald, Tiere – Ich heirate wieder – Traugott und der Jungenkreis – Ich bekomme Hausarrest – Ringen mit der Gestapo – Stationsbesuche und Schwesternkonferenzen – Die Kapellengemeinde – Judentaufen – Seelsorge – Der Bund der Gemeinschaftsdiakonissenhäuser – Im Gnadauer Vorstand – Das Leben im Mutterhaus – In der Familie – Unser krankes Kind – Unsere Söhne werden Soldaten – „Heim ins Reich!“ – Ich entführe meine Mutter – Bomben auf Berlin – Unser Haus wird getroffen – Ich werde Soldat.*

Die Mutterhausdiakonie war der geniale Gedanke Theodor Fliedners, der im Jahre 1836 das erste Diakonissenmutterhaus in Kaiserswerth bei Düsseldorf gründete. Ganz abgesehen von der großen Bedeutung für die Kirche und die Innere Mission hat die Mutterhausdiakonie auch rein sozial eine große Aufgabe. Es ist der großartige Versuch, der weiblichen Jugend eine ihr entsprechende Berufsmöglichkeit zu geben, ohne daß sie in die Härte des Berufskampfes hineingedrängt wird. Man könnte bedauern, daß die genossenschaftliche Organisation eines Mutterhauses nicht auch über den Rahmen der evangelischen Diakonie hinaus eine Erweiterung erfahren hat. Die Schwester, die sich einem Diakonissenhaus anschließt, bekommt kostenlos die Berufsausbildung, die ihren Gaben entspricht: als Krankenschwester, Kindergärtnerin, Sozialarbeiterin, auch als Buchhalterin, Verwaltungsangestellte, Köchin, Gärtnerin usw. Es gibt Diakonissen, die große Bauernhöfe leiten, andere, die Lehrerinnen werden, sogar ein akademisches Studium der Philologie oder der Medizin absolvieren. Die Diakonisse schließt keine Privatverträge und verhandelt nicht mit dem Arbeitgeber. Das tut das Mutterhaus für sie. Sie hat keinerlei Sorgen für Zeiten der Erwerbslosigkeit, der Krankheit oder des Alters. In vielen Diakonissenhäusern wählen die Schwestern selbst nicht nur ihre Oberin, sondern auch den mehrköpfigen Verwaltungsvorstand und den leitenden Pastor oder Rektor. Allerdings stellt die Schwester ihre Arbeitskraft dem Mutterhause voll zur Verfügung und fügt sich den Entscheidungen des Hausvorstandes bei Übernahme einer Arbeit oder einer Versetzung. Diese freiwillige Beschränkung der

Selbstentscheidung bringt ihr aber eine lebenslängliche Versorgung und einen familienhaften Anschluß an Gleichgesinnte. Ihr Verdienst fließt in die Gesamtkasse, aus der sie ein Taschengeld und Kleidung bekommt. Im übrigen hat sie freie Station.

Bei solch einer engen Arbeitsgemeinschaft auf genossenschaftlicher Grundlage hängt alles vom Geist und der Gesinnung ab, die im Mutterhaus und seiner Schwesternschaft herrscht. Wo Gesetzlichkeit ist, entsteht Härte, Bitterkeit, Kritiklust und Klatscherei. Gerade solche Gemeinschaft braucht den dauernden Einfluß des froh und freimachenden Evangeliums von Jesus Christus. Herrscht er über Herz und Haus, so ist es ein beglückendes Beisammensein und Zusammenarbeiten.

Das aber ist der so wesentliche Unterschied von jenen Zwangskolchosen des Ostens, mit denen wirtschaftlich jedes Diakonissenhaus (wie übrigens auch jedes Kloster) vieles gemeinsam hat. Aber während der Kommunismus durch äußere Gesetzgebung diese Ordnung verfügt und erzwingt, schafft der Christenglaube jene echte Schwestern- oder Bruderschaft der Liebe. Jedes Glied dient dem Ganzen, und das Ganze trägt die Glieder. So wie es in jedem gesunden Organismus ist. Ein seelenloser Körper ist eine Maschine, die durch einen geheizten Motor, durch Hebel und Schwungräder, durch Treibriemen und Übertragungen zur Bewegung gezwungen wird. Ein beseelter Organismus dagegen wird von unsichtbaren Motiven geleitet, die in allen Gliedern wirksam sind. So kommt es zu einem erfüllten und beglückten Für-einander-Dasein.

Als beim Entstehen der Gemeinschaftsbewegung junge Mädchen aus der Erweckung in die Diakonissenhäuser traten, hatten sie oft Schwierigkeiten, weil sich manche Häuser bewußt gegen die Gemeinschaftsbewegung abschlossen. So entstand eine eigene Gemeinschaftsdiakonie: Häuser, die auf dem Grund der Erweckung standen und sich aus den wachsenden Gemeinschaften rekrutierten. Das größte Werk dieser Art ist der Deutsche Evangelische Gemeinschaftsdiakonieverband, gewöhnlich nach seinem ältesten Hause in Westpreußen „Vandsburg“ genannt.

Das Diakonissenhaus Salem in Lichtenrade bei Berlin hatte aber seine eigene Geschichte, die eng mit der Persönlichkeit seiner Gründerin, der schon früher genannten Oberin Cäcilie Petersen zusammenhing. Ich habe schon erzählt, wie diese mir in meiner Lübecker Zeit in Niendorf/Ostsee eine mütterliche Freundin wurde. Wohl auf ihre Veranlassung war ich während meiner Berliner Stadtmissionstätigkeit in den erweiterten Vorstand des Diakonissenhauses gewählt worden.

Cäcilie Petersen war ein geistliches Kind des alten, später erblin-

deten Vater Ihloff in Neumünster/Holstein, der dort die bekannte Gemeinschafts-Verlagsbuchhandlung gründete. Als in der NS-Zeit die „arische Großmutter“ solch sensationelle Wichtigkeit bekam, erzählte sie launig, ihr sei ihr geistlicher Stammbaum viel bedeutsamer. Sie stamme ziemlich direkt von Luther ab. Wenn ich nicht irre, waren die wichtigsten Zwischenglieder: Joh. Hinr. Wichern, Baron Kottwitz, Bischof Spangenberg, Zinzendorf, Spener, Joh. Gerhard usw. – bis hin zu Luther.

Unsere Altoberin war einst als Rotekreuzschwester zum Glauben gekommen. Für ihre innere Weiterentwicklung war ein Dienst entscheidend, den sie an dem gefürchteten Massenmörder Ludwigsen tun konnte. Mit Erlaubnis des Staatsanwalts hatte sie ihn allein in seiner Zelle besucht. In großer Barmherzigkeit, die dieser Frau Verbrechern gegenüber in besonderer Weise geschenkt war, hatte sie Ludwigsen das Gleichnis vom verlorenen Sohn vorgelesen und mit ihm gebetet. Daß der Mörder später in vollem Frieden Gottes in den Tod ging, war ihr eine tiefe, sie bis ins hohe Alter nie verlassende Freude. Noch auf dem Sterbebett hat die über Achtzigjährige von Ludwigsen gesprochen und lebhaft ihrer Hoffnung Ausdruck gegeben, ihn am Thron der Gnade wiederzusehen. Die Liebe zum Dienst in den Gefängnissen blieb ihr auch als Oberin. Sie war den Strafvollzugsämtern bekannt. Ich erinnere mich, daß sie einst in hohem Alter noch telegrafisch aus Niendorf gerufen wurde, damit sie bei dem zum Tode verurteilten Massenmörder Haarmann aus Hannover in der Nacht vor seiner Hinrichtung wachen möge. Sie sagte mir später, das wäre der schwerste Dienst ihres Lebens gewesen. Als ich ihr beim Eintritt in die Salemsarbeit sagte, ich würde gerne auch weiterhin monatlich einen Sonntag im Zuchthaus verbringen, stimmte sie mir lächelnd zu: „Ja, Herr Pastor, das tun Sie nur! Sie werden sich im Zuchthaus immer die nötige Frische für die Schwestern holen!“ Sie war eine Frontkämpferin des Reiches Gottes. So barmherzig sie mit den Gefallenen war, so streng konnte sie im Schwesternkreise sein, wo sie dennoch hoch verehrt und herzlich geliebt war. Charakteristisch ist auch ein Ausspruch von ihr, den ich selbst hörte: „Ach, wissen Sie, mit diesen quengeligen Gotteskindern habe ich nicht gern zu tun! Ich bin für die Sünder da.“ Damit verriet diese strenge Gemeinschaftschristin ihre geistliche Abstammung von Luther und der Reformation.

Als ich am 1. Februar 1934 meinen Dienst am Diakonissenmutterhaus antrat, kam sie von ihrem Ruhesitz im Kinderheim Nazareth in Niendorf zu meiner Einführung das letzte Mal nach Lichtenrade. Ihre Nachfolgerin, Oberin Julie Neumann, stammte aus der Freien evangelischen Gemeinde in Elberfeld und brachte neben

ihrer tiefen Mütterlichkeit und glaubensstarken Gebetstreue eine strahlende Fröhlichkeit mit. Mit ihr zusammen zu arbeiten war immer beglückend. In den neun Jahren, die ich bis zu meiner Einberufung zum Kriegsdienst fast täglich mit Oberin Julie – oft in sehr schwierigen Situationen – zu tun hatte, hat es nie einen Konflikt gegeben. Das ist eine große Sache. Ich habe seitdem Einblick in rund zwei Dutzend Diakonissenhäuser gehabt. Ich sage den Kennern nichts Neues: das Verhältnis zwischen Oberin und Diakonispfarrer ist in der Abgrenzung ihrer Kompetenzen die Achillesferse der Mutterhausdiakonie. Wie leicht kommt es hier zu einem Machtkampf oder zu einem kalten Krieg, der das ganze Werk belasten kann.

Allerdings: ich war nicht der Rektor oder leitende Diakonispastor, sondern der zweite und neben Pastor Christiansen der wesentlich jüngere. Auch Christiansen kam aus der alten Gemeinschaftsbewegung. Ich kannte ihn durch einen früheren Besuch und verehrte den hochbegabten Mann. Er stammte von der Insel Alsen und trug die Eigenarten des Inselbewohners an sich. Ein ausgesprochener „Einhöfer“, wie sie im niederdeutschen Volksschlag viel vertreten sind. Obwohl Gemeinschaftsmann, fiel es ihm schwer, Gemeinschaft zu halten. Er war eigentlich ein einsamer Mann. Durch schwere Familienerlebnisse war er dazu gekommen, in seiner Theologie ein einseitiger Vertreter der Ströterschen Allversöhnungslehre zu sein. Diese geht auf den griechisch-christlichen Philosophen und Theologen Origenes zurück. Er lehrte die „apokatastasis panton“: am Ende aller Äonen kehre die ganze Schöpfung – auch das Urböse und Satan – zu Gott zurück. Christiansen vertrat diese Lehre mit einer solchen Einseitigkeit, daß keine Predigt, ja keine Geburtstagsfeier ohne Betonung dieser Lehre ablief. Dadurch wurde dem Ernst der Entscheidung viel genommen. Es zeigte sich, daß für manche – auch aus dem Kreise der Schwestern – diese Lehre geradezu verhängnisvoll wurde. Da Christiansen sagte, wer seine Auffassung nicht teile, habe kein volles Evangelium, kam ich im Laufe der Jahre mehrere Male vor die ernste Frage, ob ich hier auf dem rechten Platz stünde. Nur das enge Zusammenstehen mit der Oberin verhinderte meinen vorzeitigen Austritt.

Auch in politischer Hinsicht gingen wir getrennte Wege. Mein Chef war einst Burschenschaftler gewesen und war den nationalistischen Parolen der politischen Bewegung wesentlich zugänglicher als ich. Das gab manche Spannungen, die nur im Glauben an den gemeinsamen Herrn überwunden werden konnten. Ich war Glied der Bekennenden Kirche, von der er sich nach anfänglicher Sympathie entfernte. Ich muß das alles erwähnen, um zu zeigen, daß die

Gemeinschaft zwischen uns täglich eine neue Aufgabe war. Dazu kam, daß ich gerne eine gewisse Selbständigkeit haben wollte, was mir mein väterlicher Freund auch zugesagt hatte. In der Praxis war manches schwerer durchzuführen, als wir theoretisch wollten.

Aber trotz dieser vorhandenen Gegensätze bestand zwischen uns beiden eine echte gegenseitige Achtung. Ganz gewiß habe ich ihm auch keine geringe Last zu tragen gegeben. Bis auf einige Ausnahmen, wo unsere Nerven versagten (die Zeit war wirklich aufregend genug), arbeiteten wir in Harmonie. Nicht nur der beiderseitige Wille war entscheidend, sondern daß wir uns trotz aller Unterschiede als Brüder im Glauben wußten. Einige Male war Schwester Julie die Vermittlerin.

Als das Diakonissenhaus Salem im Jahre 1905 das schöne Mutterhaus an der Südwestgrenze Lichtenrade baute, lag es zwischen Wald und Feld. Inzwischen war Lichtenrade gewachsen. Freundliche Gartenhäuser grenzten an unsere Grundstücke. Nach der Eingemeindung Lichtenrades in Großberlin war die Gartenmauer die Stadtgrenze zum Kreise Teltow. Darum liegen die Häuser der Anstalt heute direkt an der Zonengrenze.

Außerlich war der Wechsel des Wohnortes für meine Familie wie der von Nacht und Tag. Hatten wir in Neukölln wie Steine unter Steinen gewohnt, von der Mutter Erde durch Beton und Asphalt getrennt, so lebten wir jetzt mitten im Garten, dazu von zwei Seiten vom Wald umgeben. Was das für die Kinder bedeutete, ist mit Worten gar nicht stark genug auszudrücken.

Unser neunjähriger Eberhard kam eines Tages freudig erregt nach Hause: er habe etwas sehr Schönes und Interessantes erlebt! Er sei in einem Nachbardorf auf einem richtigen Hühnerhof gewesen und habe sogar in einen Kuhstall hineingeschaut! Das war für den Jungen so neu wie für ein Landkind der Zoo. Gerade dieser Junge entwickelte sich zu einem betont naturverbundenen Kinde. Er entdeckte täglich etwas Neues, Staunenerregendes. Etwa die erste Fledermaus oder gar ein Reh im Walde. Unvergeßlich ist mir eine kleine Szene: Vom Balkon aus sehe ich meinen Jungen mit der Schulmappe aus der Schule kommen. Er läuft schnell, als hätte er große Eile, wirft die Mappe im Hause ab und stürzt wieder auf die Straße. Was hat er denn vor? Ich sehe ihn am Waldrande stehen bleiben und horchen, sehen, staunen. Dieses Erwachen der Liebe zur Natur war bei allen vier Kindern beglückend. Bald kannten sie jeden Fußpfad im dichten Unterholz und jeden Baum, der sich besteigen ließ. Wenn sie sich aufs Rad setzten, wußten sie stundenlange Fahrten durch Wald und Heide, ohne eine menschliche Siedlung durchqueren zu müssen.

Die Erlebnisse mit Tieren waren sehr reich. Gingen wir abends spazieren, so sahen wir Rudel von zehn bis fünfzehn Rehen. Vom Hause aus hörten wir abends das Krähen der Fasanen, wenn sie zur Nacht auf die Bäume flogen. Die Kinder beobachteten wilde Schwäne und Lauftrappen, Füchse und Wiesel, dazu eine große Zahl der einheimischen Vögel. Ich zählte etwa fünfundzwanzig Vogelarten, die durch unsern Garten flogen. Wir hörten nicht nur, sondern sahen auch den scheuen Pirol und den Kuckuck. Nicht nur der schwarz-weiß-rote Buntspecht in allen Größen, sondern der so frech lachende Grünspecht und der viel seltenere Schwarzspecht mit seinem roten Käppi klopfte an unsere Bäume. Ein Eichhörnchen heckte seine Jungen in unserem Garten. Wir beobachteten den ersten Kletterunterricht, den die Mutter den Kleinen gab. Freilich, ein paar Meerschweinchen wurden unserem Jungen nachts von irgendeinem Raubzeug geraubt. Aber Eberhard nahm edle Rache an diesen Räufern. Eines Tages – es war kalter Winter – beobachtete er, wie ein Marder auf der Flucht vor einem Hunde in einem verlassenen Kaninchenbau im Walde verschwand. Schnell stellte er ein paar vorübergehende Jungen als Wächter vor die Ausgänge und holte selbst von zu Hause einen leeren Kohlenkasten und ein Stück Speckschwarte. Diese kam als Lockmittel in den Kohlenkasten, und hinter ihm verbarg sich der junge Jäger. Der Marder roch die fette Beute, kam schnuppernd und hungrig aus seinem Versteck – und ehe Eberhard den Deckel zuwarf, war das flinke Tier samt der Beute im Loch verschwunden. Aber nun war der Junge vom Jagdfieber erfaßt: mit brennendem Papier wurde die Burg des Gegners ausgeräuchert. Nur der Ausgang zum Kohlenkasten blieb frei. Der Marder hoffte wohl, noch mehr in dem schwarzen Kasten zu finden, und war diesmal unvorsichtig. Eberhard lief mit dem Kohlenkasten heim, in dem der Marder polterte. Der Waschkessel im Keller war groß, das Tier plumpste hinein, und ein Drahtnetz kam als Deckel obendrauf. Als ich hinzutrat, beklagte sich mein Junge, daß der Marder nach ihm schnappe, wenn er ihn streicheln wolle. Ich versuchte, die Gefährlichkeit des Marders zu erklären, fand aber dafür keine offenen Ohren. „Vater, das Tier geht ja meist nachts auf die Jagd. Es verläßt sich mehr auf seine Nase als auf das Auge, das wenig ans Licht gewöhnt ist. Sieht es den Schatten meiner Hand, so meint es, ein fremdes Tier wolle es beißen. Es muß einfach erst Vertrauen zu mir gewinnen.“ So wurde ich belehrt. Ich überließ das Problem meinem damals wohl schon vierzehnjährigen Sohn. Es mögen ein bis zwei Stunden vorübergegangen sein. Ich sitze bei der Arbeit am Schreibtisch. Da erscheint Eberhard, den Marder wie ein Kätzchen im Arm an sich

drückend: „Vater, du kannst ihn jetzt ruhig streicheln, er tut dir nichts mehr.“ Was sollte ich tun? Ich wagte wirklich eine sanfte Berührung. Eberhard hatte die ganze Zeit das Tierchen gefüttert: zuerst mit einer Kelle, dann mit der Hand. Es sollte seinen Geruch erkennen und damit das Bewußtsein der Wohltaten verbinden. Nach einem weiteren Tage in unserem Hause mußte die Zukunft des neuen Pensionärs erörtert werden. „Töten ist Mord“, wurde mir erklärt. „Freilassen ist Hühnermord beim Nachbarn“, war meine Antwort. Aber sammelte nicht der Berliner Zoo heimatliche Tiere? Eberhard telefonierte mit der Direktion, und sie wurden handelseinig. Er brachte den Marder im Erdbeerkorbchen hin. Unterwegs in der S-Bahn entwischte das Tier und mußte wieder gefangen werden. Im Schöneberger Pfarrhaus sollten Freunde sich an ihm freuen. Es kroch ins Dunkel unter die Schränke. Aber sein „Herrchen“ siegte. Der Zoo bezahlte mit zehn Freikarten. Am Sonntag spendierte mir mein Sohn einen Zoobesuch. War ich nicht reich?

Eine Zeitlang hing eine gezähmte Fledermaus mit ihren Krallen an Eberhards bloßem Knie, wenn er Schularbeiten machte. Einen Tag vor der Konfirmation brachte er eine Eule nach Hause, die er im Walde gefunden hatte. Er hatte ihr seinen Pullover übergezogen, um sie zu entführen. Auch dieses Tier gewöhnte sich schnell an ihn, ehe er es fliegen ließ. Und wie nahmen alle Kinder teil, als Spaziergänger uns im Winter ein frostkrankes junges Reh brachten! Da der Förster erst nach Tagen kommen konnte, wurde der liebe Patient im Keller gesundgepflegt und promenierte als Rekonvaleszent dankbar hernach im Garten. Sah ich meine Kinder an, so wußte ich, daß Gottes Güte uns hier an den Stadtrand gebracht hatte. Übrigens waren wir mit der S-Bahn in zwanzig Minuten am Potsdamer Platz. So nahe ist die Großstadt der freien Wildbahn.

Der Übergang aus Neukölln ins Diakonissenhaus zeigte mir aber auch, daß meine Vier nicht ganz dem Ideal wohlzogener Pastorenkinder entsprachen, das die Schwestern sich machten. Und nun sollte mein neuer Dienst mich oft tagelang auf Reisen führen, denn die Salemschwestern hatten ihr Arbeitsfeld von Ostpreußen bis in die Pfalz, von Sachsen bis vor die Tore Kölns und in Schleswig-Holstein. Viel, sehr viel hatte ich der Großmutter zu danken, die nun sieben Jahre lang mit mütterlicher Liebe ihre Tochter zu vertreten suchte. Aber sie wurde älter, und die Kinder wurden „wilder“. Bisher hatte ich den Gedanken einer neuen Ehe, die meine Eltern mir wünschten, abgelehnt. Aber nun hatte ich ein Gespräch mit meinem Schwager, aus dem ich erkannte, daß ich die Großmutter auch seiner Kinder gar zu ausschließlich an unser Haus band.

Nun lockerten sich meine Hemmungen. Eine Aussprache mit den alten Lübecker Freunden und ein mehrtägiger Besuch bei D. Walter Michaelis in Bethel halfen mir zur Klarheit. Meine Kinder waren in Neukölln in der Kindergruppe von Fräulein Hanna Sterzel gewesen. Sie kannte der Kinder Art und Unart. So hatte ich den Mut, sie um die schwere Aufgabe zu bitten. Nachdem Gott auch ihr die Gewißheit des Weges geschenkt hatte, erzählte ich es meinen Kindern. Der zwölfjährige Traugott erfuhr es auf einem Spaziergang. Da fiel er mir draußen um den Hals: „Vater, das habe ich mir gewünscht.“ Nach Weihnachten 1934 wurden wir von Stadt-superintendent D. Schumann in der Thomaskirche in Leipzig getraut. Drei der Kinder saßen mit uns am Traualtar (Eberhard mußte mit Fieber zu Hause bleiben). Die mütterliche Freundin meiner Frau, Frau Geheimrat Fritzsche in Leipzig, hatte uns für unsere Hochzeitsreise ihre kleine Ferienwohnung in Oberbärenburg im Erzgebirge angeboten. Hier haben wir in schneereichen Januartagen ein warmes Nest gehabt und uns an den Sonntagen an der reichen Evangeliumsverkündigung freuen können. Der Anfang war für meine Frau schwer, da sie gleich einen Haushalt von acht Personen übernehmen mußte. Dazu hatten wir stets viele Gäste. Aber wir danken dem Diakonissenhaus, das uns manche Erleichterung gewährte.

Noch durften wir fünf Jahre äußeren Friedens erleben. Wenn auch die NS-Regierung uns viel Nerven und Aufregung kostete, so hatten wir es in unserem Hause — ohne Radio! — friedlich und still. Da das Mutterhaus mit seinen Häusern sogenannte Parochialrechte hatte, d. h. eine Anstaltsgemeinde für sich bildete, so konnte ich alle vier Kinder selbst konfirmieren. Fast in jedem Jahr waren auch Kinder aus den Familien der Mitarbeiter und Angestellten dabei.

Als Traugott vierzehn Jahre alt war, machte er in Schleswig-Holstein eine Freizeit der Schüler-Bibel-Kreise Berlins mit, die unter der Leitung von Martin Niemöller und Rechtsanwalt Hermann Ehlers standen. Zu meiner großen Freude ging unserem früh gereiften Ältesten in diesen Ferienwochen das Ohr für das Evangelium auf. Nach der Heimkehr las er mir sein Tagebuch vor, aus dem eine entschlossene Wende seines jungen Lebens zu Jesus offenbar wurde. Daß Gott auch mir in dieser Stunde neu begegnete, ist kaum zu erwähnen nötig. Der hochbegabte Junge bekam einen großen Einfluß auf seine Geschwister. Zugleich sprach er den Wunsch aus, nun die Hitlerjugend verlassen zu dürfen. Ich hatte mich erst kürzlich durch sein eifriges Drängen zu einer Erlaubnis zum Eintritt in die HJ überreden lassen. Nun wollte ich nicht, daß er sang- und klanglos wieder verschwand. Ich mußte auch prüfen, ob sein

neuer Weg von Bestand sein würde. Wohl aber erlaubte ich ihm, in unserem Hause einen Jungenbibelkreis anzufangen. Vikare der bekennenden Kirche zuerst, dann aber bald und endgültig der Assessor Gerhard Clauder, der gleichfalls aktiv der bekennenden Kirche angehörte, übernahmen die Leitung. Im Untergeschoß des Pfarrhauses wurde ein Jugendheim eingerichtet, wo an jedem Sonnabend eine wachsende Schar von Jungen sich um die Bibel und zum evangelischen Gesang sammelten. In den Jungen erwachte ein Eifer und eine Freude, die fast einer kleinen Jugenderweckung glich. Der eifrigste war Traugott. Jeden Sonnabendnachmittag mobilisierte er seine beiden jüngeren Brüder, gab ihnen Adressen in die Hand, und dann fuhren alle drei per Rad los zum Einladen. Sie scheuten sich nicht, auch in fremde Häuser zu gehen und Buben ihres Alters zu rufen. Dabei gab es köstliche Gespräche. Eberhard wird von einer Mutter gefragt: „Ja, was tut ihr denn da?“ – „Wir lesen die Bibel.“ – „Etwa auch das Alte Testament?“ – „Eben wohl nicht, aber das kommt auch noch mal dran!“ – „Ja, aber das sind ja Judengeschichten!“ – worauf der Zwölfjährige prompt antwortet: „Na, da kann ich aber nichts dafür, daß die Geschichten gerade bei den Juden passiert sind.“

Der Konflikt mit der HJ blieb nicht aus, als Traugott sich treu um den Sohn eines jüdischen Arztes mühte, der über seine Mutter Enkel des früheren Oberbürgermeisters von Berlin war. Der arme Junge war durch die Judenhetze ganz durcheinander. Traugott wurde aus der HJ ausgeschlossen, was ihn sehr glücklich machte. Wir waren froh, daß es ohne ernste Zwischenfälle abging, da ihm am Waldrande aufgelauert wurde. Aber Gott hielt seine Hand über ihn.

Die Bekenntnisfreude der Kinder wuchs. Sie lernten alle, daß zum Glauben Mut nötig ist. Als ich im Jahre 1938 in Riga zur Evangelisation war, erreichte mich ein Telegramm, daß Eberhard vom Gymnasium relegiert sei! Der Grund: er hatte in der Schule zum Bibelkreis eingeladen. Ich bat, auf meine Rückkehr zu warten. Inzwischen stellte ich fest, daß der Oberstudiendirektor seine Kompetenzen überschritten hatte. Es gab dann zwischen ihm und mir eine sehr klare Aussprache. Eberhard durfte auf der Schule bleiben. Der Vorwurf, daß bei einem der Jungen eine Schrift gegen Rosenbergs Lehre gefunden sei, parierte ich mit der Erklärung der Partei: Rosenberg verkünde nur seine Privatmeinung. Als der Oberstudiendirektor mir sagte: „Sie bringen Ihre Kinder in Konflikte“, antwortete ich, diese seien erst seit 1933 an die Kinder herangebracht. Im übrigen fragte ich ihn, ob es sich mit seiner Pädagogik vereinen lasse, Kindern alle Konflikte aus dem Wege zu räu-

men. Im Kampf stähle sich erst der Charakter. Da der Direktor inzwischen die Glieder des Bibelkreises mit Handschlag verpflichtet hatte, den Kreis nicht mehr zu besuchen, sollten sie jetzt alle einzeln zu ihm kommen, um von diesem Versprechen gelöst zu werden. Ich irrte mich nicht in den Burschen: Jeder nahm die Gelegenheit wahr, sich zum Bibelkreis zu bekennen.

Meine Frau begann, nun auch die konfirmierten Mädels um die Bibel zu sammeln. Auch diese Zahl wuchs. Nicht nur unsere Tochter Gertrud und manche ihrer Freundinnen, die sich in Salem konfirmieren ließen, machten mit. Später hatte meine Frau eine treue Mitarbeiterin in der Verlobten unseres Traugott, Margarete Brendel. Die beiden jungen Menschen hatten sich beim Studium der Theologie kennengelernt und schnell zueinander gefunden. Wir freuten uns über sie, die im Dienst und Glauben einen Weg gingen. Auch für die Arbeit unter der Jugend war Margarete Brendel uns eine große Hilfe.

Da beide Ortspfarrer sich den Deutschen Christen angeschlossen hatten, wünschten viele Eltern wie auch die Kinder, den kirchlichen Unterricht in Salem zu empfangen. Das führte zu einem peinlichen Mißgriff des jüngeren Ortspfarrers. Eines Tages ließ er in der Schule unter den Kindern ein Flugblatt gegen Salem und mich verbreiten. Auch an den Straßenecken war es angeschlagen. Es begann mit dem Satz: „Deutsche Jungen! Deutsche Mädels! Ich höre, daß sich viele von euch in einem Diakonissenhaus konfirmieren lassen wollen, das den typisch jüdischen Namen ‚Salem‘ hat. Wißt ihr, daß der Pastor dort für die Juden betet?“ Dann folgten einige nicht wiederzugebende Ausfälle gegen die Juden. Die Wirkung des Blattes war überraschend: Die Zahl meiner Konfirmanden stieg sprunghaft an. Meine Kinder aber waren über das Pamphlet wütend und meinten, ich müßte antworten. Ich erinnerte sie an den großen König Friedrich, der in ähnlicher Lage bloß befahl: „Niedriger hängen!“

Eines Abends – es war wohl schon nach neun Uhr – werde ich am Telefon von einem Beamten der Gestapo angerufen. Ob er mich wohl zu Hause träfe, wenn er jetzt zu mir käme. In wenigen Minuten erschien ein junger Mann in SS-Uniform. Ich hätte ja wohl morgen zu predigen, und seine Aufgabe sei es, die Gottesdienste zu überwachen. Als ich bejahte, schob er mir einen Zettel hin, auf dem mit Maschinenschrift zu lesen war, daß ich mich verpflichtete, in meinen Predigten nie etwas gegen Rosenberg und seine Lehre zu sagen. „Ich bitte Sie, das zu unterschreiben!“ Was geht doch in solchen entscheidenden Augenblicken alles durchs Herz! Einen Bruchteil einer Sekunde dachte ich: Was habe ich mit Rosenberg zu tun?

Ich nenne ja auch sonst keinen Gegner des Evangeliums auf der Kanzel. Das könnte ich ruhig unterschreiben, dann wäre ich alle Weiterungen los und ledig. Aber es war wohl nur ein kurzer Augenblick, dann hatte ich den Pferdefuß entdeckt, schob ihm den Zettel zurück und sagte mit starker Betonung: „So etwas werde ich nie unterschreiben!“ – „Dann werden Sie morgen nicht predigen!“ – „So tut es eben mein Vertreter, und ich weiche der Gewalt.“ – „Zu Ihrem Vertreter gehe ich auch gleich.“ Ich griff nun nach meiner Predigtvorbereitung und sagte dem jungen Mann: „Es ist aber doch schade, daß ich diese Predigt nicht halten kann. Sehen Sie, mein Text wäre: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Da wurde der junge SS-Mann etwas rot und bekannte: „Das ist mein Konfirmationsspruch.“ Nun gab es zwischen uns beiden ein ruhiges Männergespräch. Es stellte sich heraus, daß er einst als Schüler öfters in diesem Hause gewesen war, da er mit dem Sohn meines Vorgängers befreundet war. Schließlich gab er mir unumwunden zu, daß er beim Abhören der Predigten den Bekenntnisleuten gegen die Deutschen Christen recht geben müsse. Er tat mir leid. Wieviel unreife Menschen kamen damals in den Sog der Bewegung, ohne die Folgen zu übersehen!

Ich bekam nun auch die Mitteilung, daß ich bis auf weiteres Hausarrest hätte. Aus meinem Gartengrundstück dürfte ich bis auf Widerruf nicht hinaus. Beim Abschied bat ich ihn, mich doch morgen zu einem Stück Kuchen zu besuchen, da wir ohnehin ein kleines Fest feierten. Das sagte er freundlich zu. (Erst später verstand ich, daß er mich kontrollieren wollte.) Wir schieden mit Händedruck. Meinem Vertreter ging es nicht besser. Wir tauschten uns telefonisch aus.

Damit der Gottesdienst nicht ausfiele, bat ich unseren Rendanten, der Mitglied der Lichtenrader Gemeinschaft war, der versammelten Gemeinde eine Predigt vorzulesen. Damit diese aber wußte, warum ich wegblieb, schrieb ich noch am Sonntagfrüh kurz vor dem Gottesdienst einen Brief zur Verlesung von der Kanzel, in dem ich den Grund des Predigtverbotes mitteilte. Kaum war der Brief kuvertiert, als mein Wächter am Gartentor erschien. Unsere Gertrud barg den Brief unter ihrer Jacke und war stolz, als Kurier an dem SS-Mann vorbeizufitzen. Eberhard war wütend: „Ich haue ihm alle Knochen entzwei.“ Traugott fand alles hochinteressant.

Ich bewillkommnete nun meinen Cerberus, der sich gerne ein Stück Kuchen schmecken ließ. Es schien alles freundlich zu verlaufen. Man war zufrieden mit mir, daß ich brav zu Hause war. Aber

am Nachmittag gab es doch noch einen kleinen Sturm. Der verlesene Brief vor der Gemeinde paßte nicht ganz in die Konzeption unserer Gegner. Mein Wächter erfuhr davon und telefonierte sehr erregt mit mir. Es gebe jetzt eine große Aufregung im Ort. Ich konnte nur antworten: Das hätte ich schon gefürchtet! Hätte er mich predigen lassen, so wäre alles ruhig geblieben. Aber da ich nun beruflich verpflichtet sei, meine Sonntagspredigt zu halten, so hätte die Gemeinde ein Recht zu wissen, warum ich meine Pflicht nicht erfüllte. Sie mußte darum erfahren, daß ich von seiten der Obrigkeit verhindert wurde. Im übrigen seien wir ja beide nicht an der Aufregung schuldig, sondern allein seine Auftraggeber, die alles so ungeschickt gemacht hätten. Der Mann erschien dann noch bei unserem Rendanten und verlangte den Brief. Dieser telefonierte mit mir und fragte, was er tun sollte. Ich sagte: „Lassen Sie den Brief nicht aus der Hand. Wenn er will, kann er ihn abschreiben. Das Original geben wir nur bei Gewaltanwendung.“ Zu einer solchen hatte jener keine Vollmacht.

Ich hatte dann noch zwei Tage Hausarrest. Dann wurde ich vom Polizeirevier angerufen: Ich sei frei! Es gab keine weiteren Folgen. Etwas lächerlich schien es mir, daß man mich in den nächsten Tagen, wo ich mich auch zeigte, beglückwünschte. Sogar auf dem Postamt standen die Herren auf und drückten mir schweigend die Hand.

Viel ernster war die Situation einige Jahre später, als unser Traugott von der Gestapo bedrängt wurde wegen eines politischen Witzes, den er in der Schule erzählt hatte. Dabei war er vom Sohn eines Kreisleiters bespitzelt worden, der alles brühwarm dem Vater wiedergab. Dieser meinte, den Staat zu retten, indem er die Polizei alarmierte. Monatelang zogen sich die Verhöre hin. Meine Frau meinte, damals hätte ich meine ersten grauen Haare bekommen. Die Sache war nicht unbedenklich, weil die NS-Justiz ja auch vor Jugendlichen keinen Halt machte. Schließlich riet mir ein freundlicher Gestapo-Beamter auf dem Polizeipräsidium – auch solche gab es! – zu seinem Chef zu gehen: „Aber bitte, verraten Sie ja nicht, daß ich Sie dazu veranlaßte!“ Ich saß dann eine halbe Stunde dem gefürchteten Mann (mit einem französischen Namen) gegenüber. Das Gespräch verlief seltsam harmlos, wir schieden im Frieden, und die Akten über diesen Fall waren damit abgeschlossen.

Auf diesem oft erregenden ernstesten Hintergrund des sogenannten „Dritten Reichs“ tat ich aber mit großer Freude den Dienst unter den Schwestern. Außer der Predigt und der Bibelstunde hielt ich mehrfach in der Woche Frühandachten, gab den Probeschwestern

Unterricht, hatte fast täglich Hausvorstandsbesprechungen und redigierte das Monatsblatt für die über sechshundert Salemschwestern, die „Glaubensgrüße“. Diese letzte Aufgabe machte mir besonders viel Freude. Ich brachte biblische Artikel und Reiseberichte und ließ auch andere aus der Arbeit erzählen. Meine Dienstreisen führten mich im Auto und per Eisenbahn fast durch ganz Norddeutschland von Schlesien bis an den Rhein. Mir war die Inspektion der über hundert Gemeindestationen (außer Schleswig-Holstein) übertragen. Pastor Christiansen verwaltete die sieben Krankenhäuser, die Salem in Ost und West gepachtet hatte und leitete.

Die Reisen waren reich an Aufgaben und Eindrücken. Die meisten unserer Stationen lagen in Landgemeinden, vielfach in unkirchlicher Gegend. Oft waren die Schwestern sehr einsam. Aussprachen mit Gleichgesinnten gab es für viele Schwestern kaum. Dazu brachte die NS-Bewegung in steigendem Maße einen Druck der Partei und der von ihr abhängigen Behörden. Eine „braune“ Schwesternschaft sollte mit der Zeit die christlichen Schwestern verdrängen. Je kleiner der Posten war, den ein Mann in der Partei einnahm, um so wichtiger schien er sich selber. Oft trafen Hilferufe der Schwestern im Mutterhause ein. Ich eilte dann schnell hin. Dieser „Ritterdienst“ an denen, die als Mägde Christi ihren Dienst tun wollten, war sehr beglückend. Je und dann gelang es, den Schwestern Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Oft aber mußte ich raten: Warten wir ab! Wir haben einen Fürsprecher, der unsere Sache vertritt! Manchmal gab es dann erstaunliche Lösungen. Ein bäuerlicher Bürgermeister an der Elbe benahm sich besonders ungehobelt und grob. Da erkrankte sein Kind schwer, die Schwester hielt mehrfach Nachtwachen und begleitete dann das Kind ins nächste Krankenhaus, wo es genas. Der Vater war überglücklich. Beim nächsten Besuch wurde ich zu einer Tasse Friedenskaffee eingeladen. Ich merkte bald, daß der Mann etwas auf dem Herzen hatte. Er hatte den richtigen Eindruck, daß er sich für sein früheres Benehmen entschuldigen müsse. Aber trotz wiederholtem Räuspern fand er nicht die Worte. Da wollte ich ihn nicht länger zappeln lassen und sagte: „Herr Bürgermeister, wir wollen keine Worte verlieren und die Sache mit einem Händedruck aus der Welt schaffen.“ Der Mann war dafür dankbar. Die Schwester hatte nie mehr über ihn zu klagen.

In einem Dorf in der Uckermark hetzte der kleine Stützpunktleiter das Dorf gegen die Schwester auf. Trotz Aussprachen mit dem Kreisleiter konnte die dicke Luft nicht ganz beseitigt werden. Da griff Gott ein. Die Schwester war bei einer Kranken am Rande

des Dorfes. Ein Gewitter zog auf, und der Blitz schlug in einen benachbarten Stall, der gleich zu brennen anfang. Das wild gewordene Vieh verspernte der Bäuerin, die die Kühe retten wollte, den Ausgang. Da holte die Schwester Kuh um Kuh an den Hörnern heraus und befreite die gefährdete Frau. Man muß die Mentalität des Landmannes kennen, um zu verstehen, daß diese Schwester von nun an unangreifbar war.

Viele unserer Schwestern waren vom „Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz“ in die Landgemeinden gerufen. Meist waren die Frauen der Gutsbesitzer die Vorstandsdamen der Schwesternstationen. Wieviel Verständnis fanden unsere Schwestern hier! Fast stets hatte ich das Loblied der Vorstände aus dem Munde der Schwestern zu hören. In Vorpommern und Hinterpommern, in der Priegnitz und in der Uckermark, in der Altmark wie in Schlesien besuchte ich meist auch die Gutshäuser, wo ich Quartier fand. Wieviel Gastfreundschaft durfte ich hier erfahren! Abends saßen wir oft im kleinen Kreise bei einer Tasse Tee und hatten gute Gespräche. Es zeigte sich, wieviel ernstes Fragen nach Gottes Wahrheit, aber auch wieviel überzeugter Glaube in den Häusern der so oft bekämpften „ostelbischen Junker“ lebte. Gewiß: alles war patriarchalisch und insofern vielleicht nicht mehr zeitgemäß. Aber eindrucksvoll war es doch, wenn der alte Herr von P. abends in der großen Diele seines Gutshauses alle seine Angestellten und Arbeiter – von der Mamsell bis zum Gärtnerjungen – versammelte, sich an das Harmonium setzte und mit allen den Abendchoral sang. Er las dann eine Andacht und betete. Zum Schluß hieß es: „Gute Nacht, Leute!“

Einmal hatte ich in Hinterpommern schon während des Krieges eine Evangelisationswoche auf dem Lande. Der alte, etwas schwerhörige Major von B. saß auf der Empore fast neben der Kanzel und ließ mich nicht aus den Augen. Eines Abends bat er, ob ich nicht noch nach dem Vortrag auf sein Schloß kommen wollte, um auch seinen Leuten ein Wort zu sagen. Er wollte mir auch seine Pferde schicken. Durch sandige Waldwege ging es ins Dunkel, bis wir vor dem alten langgestreckten Landhaus waren. Ein Diener öffnete die Kutsche, der Hausherr erwartete mich an der Tür und führte mich in den großen Festsaal. Ein kleiner Tisch mit brennenden Kerzen und einer aufgeschlagenen Bibel zeigte mir meinen Platz. Der Saal war voll Gartenbänke gestellt, und fast hundert Menschen saßen erwartungsvoll da. Welch eine Freude, hier in so später Stunde die Christusbotschaft zu sagen!

Als ich hernach zu bemerken wagte: „Herr Major, es ist wirklich allerhand, daß Sie das schöne Parkett von all den nägelbeschla-

genen Stiefeln haben zertreten lassen“, kam ich schlecht an. „Ach was“, knurrte er. „Eine große Ehre ist es für unsern Saal, daß hier das Evangelium unseres Herrn und Heilandes verkündigt wurde. Oft genug ist hier nur getanzt worden.“

Später saßen wir mit den Damen des Hauses im Salon beim Tee. Mein Blick fiel auf ein eingerahmtes Blatt Papier mit einigen Zeilen von kräftiger, auffallender Handschrift. Der Hausherr bemerkte es, nahm das Rähmchen von der Wand und sagte: „Meine Mutter war eine Cousine von Johanna von Bismarck, geborener von Puttkamer. Als Bismarck noch Bräutigam war, bat meine Mutter ihn um eine Eintragung in ihr Poesiealbum. Hier ist es!“ Ich las. Der wohlgelaunte Otto von Bismarck hatte bloß hingeschrieben: „Cousinen brauchen zum Andenken an ihre Vettern ein Albumblatt. Vetter denken an ihre Cousinen auch ohne Albumblatt.“

Auch in Schönhausen an der Elbe auf dem alten Bismarckschen Besitz arbeitete eine Salemschwester. Da Ferien waren, hatte ich unsere beiden mittleren Jungen zur Autofahrt mitgenommen. Gleich zu Anfang sagte die Schwester: „Ihre Durchlaucht bittet um Ihren Besuch.“ Ich hatte nicht damit gerechnet, die Witwe des Fürsten Herbert von Bismarck, des Kanzlers Schwiegertochter, besuchen zu dürfen. Die alte Dame war kränklich und lag auf der Couch. Nach ein paar begrüßenden Worten fragte sie mich, ob ich allein da sei. Ich bekannte, daß unten beim Auto meine beiden Jungen seien. Plötzlich stand die Fürstin von ihrem Lager auf, ging zum Fenster und rief laut hinaus: „Die Brandenburgschen Jungen sollen raufkommen!“ Und dann führte die Schloßherrin uns drei durchs Haus und zeigte uns viel Interessantes, das an ihren Schwiegervater erinnerte. Wir durften in seinen alten Schulbüchern blättern aus der Zeit, als er das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin besuchte. Das war auch die Schule von Traugott und Hans-Christian. Sie zeigte uns ein Kindersofa, von dem der Kanzler erzählt hatte, daß er darauf noch als Kind gesessen hatte. Und dann die alte Standuhr! Es war die gleiche, von der Bismarck einst in einem der schönen Brautbriefe, die von Schönhausen nach Reinfeld gingen, geschrieben hatte: „Die Uhr räuspert sich, um sieben zu schlagen.“ – Die greise Schloßbesitzerin überlebte das furchtbare Jahr 1945 und mußte flüchtend das alte Haus verlassen, um ihre Tage bei ihrem Sohn in Friedrichsruh bei Hamburg zu beschließen.

Dort, wo viele Schwestern in erreichbarer Nähe waren, veranstaltete ich eintägige Schwesternkonferenzen, die wir sehr liebten: in Halle/Saale, in Wittenberg, in Magdeburg, in Stendal, in Bärwalde/ Neumark, in Demmin oder im Oberbergischen Kreise nahe Köln! Ja, sogar in Frankfurt/M. Solche Tage hatten ihre geprägte

Form. Wir sammelten uns meist in einem Gemeindesaal. Nach einer Morgenandacht hörten wir Berichte aus dem Mutterhaus und von den Arbeitsplätzen. Wir aßen gemeinsam zu Mittag und machten hernach einen Spaziergang oder besichtigten etwas Interessantes: etwa das Augustinerkloster in Wittenberg oder den Giebichenstein bei Halle. Einmal besuchten wir die alte Witwe des Türmers, die seit vielen Jahrzehnten ihre Wohnung in den beiden Türmen der alten Wittenberger Stadtkirche hatte. Oder wir umschritten den alten Wall des malerischen Städtchens Bärwalde. Nach dem Kaffee hatten wir eine Abendmahlsfeier in der schlichten Form der Brüdergemeinde.

Viele interessante und auch unbekannte Gegenden und Orte Norddeutschlands lernte ich so kennen. Unser Chauffeur hatte Verständnis für Kunstgeschichte und historische Reminiszenzen. Wir holten uns unterwegs die Schlüssel zum alten Kloster von Jerichow, eines der wenigen Backsteinbauten im romanischen Stil. In Werben an der Elbe sahen wir die Sakristei Gottfried Arnolds, des berühmten pietistischen Kirchenhistorikers. Die alte Bibel enthielt eine Widmung von Luthers eigener Hand. Oder wir fanden tief im Buchenwalde eine alte Kirchenruine, inmitten derer alte starke Bäume wuchsen, offenbar die Wüstung eines im dreißigjährigen Krieg zerstörten Dorfes, das nie wieder aufgebaut wurde.

Die Schwestern kannten mein Geschichtsinteresse. Denn wo ich hinkam, fragte ich nach der Ortsgeschichte. Ein liebes alte Original unter unseren Diakonissen wußte sich zu helfen. Kaum saß ich am Tisch ihrer gemütlichen, sauberen Stube, als sie zum Spiegel ging und einen Umschlag holte. Sie überreichte ihn mir mit den Worten: „Hier steht alles Wissenswerte drin. Ich habe den Lehrer gebeten, Ihnen das Wichtigste aufzuschreiben.“ Das war in Burgstall in der Altmark, einem interessanten Ort. Im Mittelalter war es ein Bismarckscher Besitz, um den Otto von Bismarck später trauerte. Die wildreiche Letzlinger Heide, die zu Burgstall gehörte, hatte den Markgrafen verlockt, das ärmlichere Schönhausen dagegen einzutauschen. Meine Liebe zur Geschichte führte dazu, daß ich unsern „Glaubensgrüßen“ in meine Reiseberichte allerhand geschichtliche Betrachtungen einflocht – zur Freude der Schwestern! Leider nicht zur Freude der NS-Partei, mit deren Geschichtsklitterung meine Geschichtsauffassung nicht übereinstimmte. Zur Strafe wurde mir eines Tages meine Schriftleiterkarte entzogen. Künstlerpech!

Die kleine Mutterhauskapelle stammte noch aus dem Jahre 1905/1906. Seitdem war die Schwesternschaft von Jahr zu Jahr gewachsen. Die Kapelle war viel zu klein geworden. Pastor Christiansen plante einen Neubau. Über einem größeren Kapellenbau sollten

die notwendig gewordenen Schwesternzimmer eingerichtet werden. Der Bau wurde nur möglich durch die große Opferfreudigkeit der Schwestern. Sie verzichteten auf einen erheblichen Teil ihres nicht großen Taschengeldes. Wenn ich daran denke, wieviel Segen von der neuen Kapelle ausging, so werde ich immer an diese Opfer erinnert. Wo um des Glaubens willen wirklich geopfert wird, bleibt der Segen nie aus.

Welch eine Freude war es, am Sonntag vor dieser wohlgefüllten Kapelle zu predigen! Und welche bunte Gemeinde sammelte sich hier! Schwester Julie, unsere Oberin, pflegte das Psalmwort zu zitieren: „Allerlei Leute werden darin geboren, wird man zu Zion sagen“ (Ps. 87.5). Es war ja nicht nur unsere Anstaltsgemeinde versammelt, sondern auch viele Freunde aus dem Ort. Politisch war es eine bunte Schar: Da saß der begeisterte Anhänger Friedrich Naumanns – und vor mir die Witwe des Begründers der örtlichen NSDAP-Gruppe. Dort drüben sehe ich den ehemaligen Spitzenkandidaten der alten „Deutsch-Nationalen“ – und hinter ihm den früheren Zellenobmann der Kommunisten, der inzwischen ein Ohr für Jesus und seine Gabe empfangen hatte. Auch konfessionell waren wir bunt zusammengesetzt. Einige Baptistenfamilien waren treue Besucher der Gottesdienste. Und als Vertreterin der russisch-orthodoxen Kirche saß vorne auf ihrem gewohnten Stuhl die frühere Hofdame des Zaren, die ihren Lebensabend in unserem Altersheim verbrachte. Auch die Brüder der „Evangelischen Gemeinschaft“ kamen oft in unsere Kapelle. Zu meiner besonderen Freude kamen auch einige jüdische Nachbarn regelmäßig zu uns. Sie brauchten sich in unserer Mitte ihres gelben Sternes nicht zu schämen.

Mehrfach mußte ich Erwachsene taufen, wie das die Großstadtverhältnisse mit sich bringen. Zu einem Teil waren es Glieder von Freikirchen, die die Kindertaufe ablehnten. So einmal eine junge Mennonitin, die als Flüchtling während des Krieges zu uns aus Rußland verschlagen war. Oder ein Kind fahrender Leute war ohne kirchliche Beziehung geblieben und war nun in unserer Haushaltungsschule. Erst bei der bevorstehenden Konfirmation wurde festgestellt, daß sie ungetauft geblieben war. Zweimal wurde ich um Taufen von Juden gebeten. Da ich im Unterricht von Israeliten keine Erfahrung hatte, so bat ich Lic. Knieschke von der Berliner Judenmission, dem die Gestapo jede Judentaufe verboten hatte, den Unterricht zu geben. Erst wenn er meinte, daß die nötige Reife vorlag, vollzog ich die Taufe. In einem Fall war es eine liebe Alte, die wohl die Furcht vor der Deportation zum Evangelium trieb. Leider konnte ich sie nicht vor dem Lager Theresienstadt bewahren und habe später über ihr Schicksal nichts mehr erfahren. Das zwei-

te Mal war es die Ehefrau eines deutschen Kaufmannes, der das Evangelium wirklich zur Lebenshilfe wurde. In jener Zeit war die Rassenhetze bereits furchtbar gestiegen. Um den Täufling und auch mich, sowie unser Werk, nicht zu gefährden, mußten diese Taufen heimlich geschehen, was mich sehr beschwerte. Die erste Taufe vollzog ich in meinem Amtszimmer in Gegenwart unserer Oberin. Die andere Taufe geschah in der Sakristei der alten Marienfelder Dorfkirche. Nur der Gatte und meine Frau waren anwesend. Der alte treue Messner ahnte wohl, was geschah, aber ich wollte ihn bei etwaigen Rückfragen nicht zum Mitwissenden haben. Auf dem kirchlichen Gemeindebüro sagte ich der Sekretärin, worum es sich handelte. Bei Schwierigkeiten mit der Partei sollte sie alles auf mich schieben. So schmerzlich solche Geheimnistuerei mit der Gabe Christi war, so dankbar war ich auch, daß sich keinerlei Folgen ergaben, die das Diakonissenhaus in Nöte hätte bringen können. Mit der Kirche in Marienfelde waren wir eine Zeitlang dadurch verbunden, daß Pastor Christiansen und ich dort die Vertretung des zur Wehrmacht eingezogenen Pfarrers übernahmen. Der Konfirmandenunterricht war mir übertragen und machte mir nicht unerhebliche Mühe, da ich den Kindern und Eltern fremd war.

Zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern in Salem gehörten aber auch immer wieder meine Freunde aus dem Zuchthaus. Fast allsonntäglich nickte mir lächelnd der eine oder der andere, den ich aus seiner Haftzeit kannte, lächelnd zu. Ich denke an jenen, der einen anderthalbstündigen Weg mit der Straßenbahn aus Tegel im äußersten Norden Berlins bis zu uns in den äußersten Süden nicht scheute. Ihm lag nicht nur an der Predigt, sondern auch daran, daß ich nachher im Sprechzimmer mit ihm betete. Er kannte seinen labilen Charakter und brauchte Stützung.

Ein anderer interessanter Kreis der Predigthörer gehörte zu den Blumenfrauen vom Potsdamer Platz. Unter diesen hatte unsere Schwester Julie seit vielen Jahren ihre Missionsarbeit. Jeden Sonnabend bekamen sie auf ihrem Arbeitsplatz unter den bunten Schirmen ihr Sonntagsblatt. Um die Weihnachtszeit wurde im Vereinshaus in der Linkstraße eine große Feier mit Bescherung bereitet. Und im Sommer kamen sie zum Sommerfest mit ihren Familien nach Salem. Was waren das für Originale! Einige kamen gerne nach Lichtenrade zur Predigt.

Auch die Jugend war im Gottesdienst gut vertreten. Ich stellte meinen Konfirmanden frei, ob sie zur Predigt kommen wollten, obwohl ich wußte, daß die meisten Pfarrer dieses von den Kindern verlangten. Doch sagte ich mir: Solange die Kinder noch im Unterricht sind, hören sie ja das Wort regelmäßig. Erst bei der Konfir-

mation bekamen sie zu hören, daß ich nun ihren regelmäßigen Besuch der Gottesdienste erwartete. Ich wollte dadurch dem törichtem Satz begegnen: „Ich bin nun konfirmiert – nun *muß* ich nicht mehr zur Kirche gehen.“ Alle Gesetzlichkeit lockt zur Übertretung. Der Erfolg zeigte, daß ich recht hatte: ein unverhältnismäßig großer Kreis der Konfirmierten, junge Mädchen wie junge Burschen, nahm gerne und oft am Sonntagsgottesdienst teil.

Es bewährte sich, daß ich im Anschluß an die Predigt Sprechstunde hatte. Es kam je und dann vor, daß ich während der Woche aus Berlin angerufen wurde von Menschen, die meinen Rat oder meine Seelsorge suchten. Dann hieß es: „Kommen Sie am Sonntag zur Predigt! Hernach bin ich für Sie da.“ Da war ein Gastwirt, dessen Ehe gefährdet war. Ein andermal war es eine Filmschauspielerin, oder es kamen Parteileute, deren Gewissen beschwert waren. Gerade solche, die keine lebendige Beziehung zu ihrer Kirchgemeinde hatten, oder solche, die gerne ungesehen den Pastor aufsuchten, scheuten den weiten Weg bis an den Rand der Großstadt nicht.

Auch zu Lichtenradern gab es geistliche Beziehungen. Unvergesslich ist mir jenes erste Gespräch mit einer mir bisher unbekanntem Dame – sie stellte sich später als Tanzlehrerin vor –, die nach dem Gottesdienst in die Sprechstunde kam. Im Laufe des Gesprächs bekannte sie, seit ihrer Kindheit nicht mehr gebetet zu haben. Aber nun glaube sie, sich zur Gemeinde Jesu Christi zählen zu dürfen. Das Sonntagsevangelium über die Berufung des Zöllners Matthäus hatte auch sie zum Herrn gerufen. Als sie nach einer Woche mit ihrem Gatten und kleinem Sohn wiederkam, sagte sie mir, daß sie allein mit der Bibel nicht fertig werde. Ich empfahl ihr, sich mit meiner Frau in Verbindung zu setzen. Sie tat es. Es entstand bald ein kleiner Frauenbibelkreis. In erstaunlich schneller Zeit – nicht ohne Einsatz mancher stillen Nachtstunde – wurde jene nicht nur eine gute Bibelkennerin, sondern auch eine furchtlose und geschickte Bekennerin Jesu. In einem Geschäft war sie ungewollt Zeugin, wie eine aus dem Ausland stammende Nachbarin, die kürzlich Mutter geworden war, leichtfertig über die Taufe sprach. Sie erwartete jene draußen auf der Straße, stellte sich vor und sagte dann geradeaus: „Ich hörte, was Sie eben zu dem Verkäufer über die Taufe sagten. Nicht wahr, ich gehe nicht irre: Sie haben Jesus gewiß noch nicht kennengelernt. Die andere war begrifflicherweise verdutzt, aber ehe sie gekränkt sein konnte, war sie liebevoll unter den Arm genommen – und die beiden gingen ein knappes halbes Stündchen Arm in Arm auf der Straße. Erfolg: Am Tage darauf bat jene Ausländerin mich, ihr Kind zu taufen. Die neue Bekannte stand als Patin am Taufstein.“

In der Tanzstunde sagte eine Dame während der Pause zu ihr: „Ach, wenn mir doch jemand ein vernünftiges Buch empfehlen könnte! Was heute zu haben ist, ist so flach und inhaltslos.“ Die Tanzlehrerin erwiderte: „Ich weiß eines! – Die Bibel!“ Erstaunte Blicke! „Ja, vor wenigen Monaten hätte ich auch mit dem Kopf geschüttelt. Aber dann habe ich sie entdeckt und bin erstaunt, wie aktuell dieses Buch ist.“ Jene Tanzschülerin, eine verheiratete Frau, war bald auch ein Glied des kleinen Bibelkreises. – Als meine Frau im Jahre 1943 nach meiner Einberufung Berlin mit unsern beiden Jüngsten verließ, übernahm die ehemalige Tanzlehrerin (sie hatte bald aus innerem Antrieb die Stunden aufgegeben) die Leitung des Kreises.

Ein seltsames Erlebnis muß hier noch eingefügt werden. Vor einigen Jahren hatte mich ein Freund aus der „Freien Jugend“ in Neukölln eingeladen, mit seinem Segelboot auf dem Heiligen See im Norden von Berlin zu segeln. Wir hatten noch nicht das offene Wasser erreicht, als eine Böe das Boot plötzlich zur Seite drückte. Ich saß wohl etwas unvorsichtig auf der Bordkante und flog rückwärts ins Wasser. Die Sache war harmlos, da ich gut schwimmen kann und das Wasser auch nicht einmal tief war. Immerhin war ich völlig durchnäßt und watete zum Ufer, wo eine Gruppe von Spaziergängern lachend zuschaute. Ich fand die Sache auch sehr komisch, war aber dankbar, als eine Siedlerin aus der Nähe mir anbot, meine Kleidung zu trocknen. Ich zog mein Badezeug an, und wir segelten dennoch einige Stunden fröhlich auf dem See. Als ich zurückkehrte, waren meine Sachen trocken und gebügelt. Ich war jener Frau sehr dankbar. Nun schloß sich aber ein eigentümliches Gespräch an. Die Frau hatte in meiner Tasche mein Neues Testament gefunden und daraus geschlossen, ich wäre gewiß ein Pfarrer. Sie bekannte, daß ihr sechsjähriges Töchterchen noch ungetauft sei, da ihr Mann, früher ein überzeugter Marxist, kein Gewicht darauf gelegt habe. Ob ich es nicht nachholen könnte! Ich mußte an das Wort aus dem Johannesevangelium denken: „Johannes taufte noch zu Enon, denn es war viel Wasser daselbst“ (Joh. 3.23). Dennoch sagte ich ihr, die Sache müßte doch mit dem Vater des Kindes besprochen werden. Hinter seinem Rücken sollte sie es auf keinen Fall tun. Ich versprach wiederkommen. Nach einigen Tagen machte ich den Besuch bei ihr und brachte der Kleinen etwas Spielzeug mit, um mich für die freundliche Hilfe erkenntlich zu zeigen. Wir wurden uns einig, daß der Pfarrer der dortigen Ortsgemeinde die Taufe des Kindes vollziehe. Damit war diese Episode eigentlich abgeschlossen.

Aber nun waren einige Jahre vergangen. Ich war beim Aufräu-

men meines Schreibtisches und warf eine Anzahl überflüssig gewordener Zettel in den Papierkorb. Plötzlich lag ein Blatt in meiner Hand mit jener Adresse aus dem Norden Berlins. Schon wollte ich das Blatt als erledigt wegtun, als ich mich daran gehindert fühlte. Ich setzte mich spontan hin und schrieb eine offene Karte mit der Frage, wie es dort in der Familie gehen möge. Am Tage darauf läutet das Telefon. Eine weinende Frauenstimme sagt mir, meine Zeilen seien zur rechten Stunde gekommen, sie müßte mich dringend sprechen. Sie kam, und es zeigte sich, daß ihre Ehe nicht ohne ihre Schuld am Zerbrechen war. Der Mann sei entschlossen, die Scheidungsklage einzureichen. Ich hörte mir ihre Klage an und versprach, dem Mann zu schreiben. Er und ich trafen uns dann bei einer Tasse Kaffee im Wartesaal des Potsdamer Bahnhofs. Ich hatte Freude an dem nüchternen und ruhigen Mann. Er verschloß sich dann meinen Gründen nicht. Besonders die Erinnerung an sein Kind führte dazu, daß er von der Ehescheidung absah. Wozu doch ein nasses Bad gut sein kann!

Da Pastor Christiansen aus Gesundheitsgründen manch früheres Amt niederlegte, wurde ich im Laufe der Jahre der Vorsitzende des Bundes der Gemeinschaftsdiakonissenhäuser. Zu diesem Bunde gehörten rund zehn Häuser mit im ganzen etwa zweitausend Schwestern. Die Bundessitzung fand jährlich abwechselnd in den verschiedenen Mutterhäusern statt, sei es in Finkenwalde im Hause „Kinderheil“ oder in Aidlingen bei Schwester Christa von Viebahn oder auf der Jägersburg bei Forchheim, wo die fränkischen Diakonissen ihr Hauptquartier hatten. Diese Tagungen waren erfüllt mit viel Austausch und wichtigen Beratungen, denn die böse Zeit sparte wirklich nicht an Sorgen für uns alle. Sie waren auch reich an Gemeinschaft mit Schwestern und Brüdern, die sich eins wußten im Dienste Jesu Christi. Durch diesen Vorsitz war ich als Vertreter des Bundes Mitglied des Hauptvorstandes des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. Dieser vereinigte fast alle landeskirchlichen Gemeinschaften Deutschlands. Die jährlichen Sitzungen unter der Leitung des Vorsitzenden, Pastor D. Walter Michaelis, waren für mich Ereignisse von hoher Bedeutung. Anwesend waren dann rund sechzig Vertreter der Erweckungsbewegung innerhalb unserer Kirche. Es waren Männer in verantwortlicher Stellung: Vorsitzende der Landesverbände und ihre Inspektoren, Fabrikanten, Lehrer, Prediger, Pfarrer. Zu den meisten sah ich voll Ehrfurcht hinauf und lernte viel aus den Verhandlungen, die sehr ernste Gegenstände betrafen. Hatte doch die führende Partei im Staat das Ziel, in allen Vereinen und Gremien nicht nur eine Stimme, sondern möglichst die Mehrheit zu haben. Solche geistige Verge-

waltung nannte man „Gleichschaltung“. Nur wer den Terror einer Diktatur erlebte, weiß, welche geistliche Kraft nötig war, um sich erfolgreich zur Wehr zu setzen. Unbegreiflicherweise hatten die Deutschen Christen auch Einfluß auf unsere Gemeinschaften gewonnen – ein schmerzliches Zeichen dafür, daß in manchen Kreisen der Pietisten es an theologischer Einsicht fehlte. Unter den Männern, die hier versammelt waren, vertraten viele eine tiefe biblische Theologie und konnten darum in der neuen Situation raten und helfen. Vor allem Michaelis selbst. Auch die Vorbereitungen der großen Pfingstkonferenzen, auf denen Fragen der Erkenntnis und der Praxis behandelt wurden, brachten interessante Aussprachen. Ich fühlte mich in einer hohen Schule. Michaelis war auch schwierigen Situationen und Problemen gewachsen und ein hervorragender Leiter der Debatten. Das lag nicht nur an seinem klaren Verstande, sondern auch an seiner ernsthaften Bemühung, sich vom Geiste Gottes leiten zu lassen. Unvergeßlich ist mir jene Sitzung, wo zum erstenmal der „Totalitätsanspruch“ der Nationalsozialisten angemeldet war. Wir standen vor einer völlig neuen Situation, wie sie so in der Geschichte des deutschen Volkes der Neuzeit nie erlebt war. Mit alten Erfahrungen war hier nicht mehr zu helfen. Da stand der Inspektor der kurhessischen Gemeinschaften, Alfred Roth, auf und sagte bloß: „Meine Brüder, der Thron der Welt ist bereits besetzt!“ Wie oft hat in den nächsten aufregenden Jahren dieses Wort mich getröstet und ermutigt! Und wie horchte ich auf, wenn der Siegerländer D. Alfred Siebel in noch jugendlichem Temperament das Wort ergriff! Hier in diesen Sitzungen war ich Zeuge kirchengeschichtlicher Vorgänge. Hier wurde in ernstem Gebet darum gerungen, Gottes Willen zu erkennen und in missionarischem Zeugnis und Seelsorge in unser Volk zu tragen. Hinter diesen sechzig Männern standen einige hunderttausend junge und alte Menschen, die bereit waren, sich dem Anspruch Jesu zu beugen.

Die Jahre in Salem haben mich aber vor allem reich gemacht durch die Gemeinschaft mit den vielen hundert Schwestern, die mit Entschlossenheit ihr Leben als Mägde Christi zu leben suchten. Salem nahm kein junges Mädchen in die Schwesternschaft auf, das nicht in einer bewußten, verantwortlichen Entscheidung sein Leben in die Hand Jesu gelegt hatte. Gewiß war die Schwesternschar trotzdem sehr bunt, und wer wollte so unnüchtern sein zu meinen, daß es eine fehlerlose Schar war! Es fehlte auch nicht an ernstesten Zusammenstößen, an denen ich auch nicht unschuldig gewesen sein werde. Aber das Wunderbare war: Wir hatten immer einen Ort, an dem wir uns fanden – und das war das Kreuz Jesu.

Ich habe den Schwestern viel zu danken. Nicht zum wenigsten durch vieler tapferes Sterben. So manche junge Schwester hatte sich an der Tuberkulose angesteckt und lag nun in der Erwartung ihrer Auflösung. *Welch eine Gewißheit der lebendigen Hoffnung, welche Kraft des Glaubens bei einem schwachen Leibe habe ich da an Krankenbetten erleben dürfen!*

Es kam vor, daß sich junge Mädchen bei uns zum Eintritt meldeten in der Erwartung, sie könnten bei uns die Krankenpflege lernen. Dann mußten wir sie daran erinnern, daß wir nicht ein Krankenpflegeverein seien, sondern eine Gemeinschaft von Mädchen und Frauen (es waren auch Witwen dabei), die ihrem Herrn und Heiland dienen wollten. Ob sie das als Krankenschwester oder als Kindergärtnerin, als Pflegerin der Alten oder in der Verwaltung, in der Küche, im Garten oder am Waschfaß täten, war kein grundsätzlicher Unterschied. Die Entscheidung darüber mußte die junge Schwester dem Vorstand überlassen. Gewiß lernten die meisten die Krankenpflege, weil hier das Arbeitsfeld riesengroß war. Unser Vorstand nahm auch Rücksicht auf Begabung und Neigung der einzelnen.

In Salem folgte auf das Probejahr, das als Bewährungsjahr galt, eine etwa siebenjährige Novizenzeit. Es wurde angenommen, daß die Schwester in dieser Zeit völlige Klarheit über ihre Zukunft bekam. Erst dann folgte die Einsegnung zur Diakonisse, der eine feierliche Rüstwoche voranging. Selbstverständlich war auch nach der Einsegnung ein Austritt – etwa zum Zweck der Eheschließung – möglich. Letztere löste meist eine gewisse Überraschung aus, zumal Zeit genug gewesen wäre, sich darüber klar zu werden.

Das Mutterhaus ersetzte den Schwestern auch weithin die Familie. Dazu gehörte nicht nur die lebendige Gemeinschaft mit den Mitschwestern und die Versorgung für die Zukunft. Es wurden auch Feste gefeiert. Und das verstanden die Salemschwestern gut. Geburtstage der Oberin und der Pfarrer, Jubiläumstage und Jahrestage – wie fröhlich ging es dann her! Wir hatten unter uns eine begabte Dichterin, die nicht ohne Humor die Programme gestaltete. Selbstverständlich gab es auch viel gute Musik. Manchmal habe ich im Scherz gesagt: „Wenn ihr nicht so viel lachen könntet, wäre ich gewiß nicht bei euch geblieben!“ Das dankten wir wesentlich unserer fröhlichen Oberin.

Mit der alten Heimat am Dünstrand hatte ich dadurch weitere Verbindung, daß unsere Mutter nach dem Tode des Vaters in Riga blieb und ihre Wohnung mit der jüngsten Tochter teilte, die eine reiche Kindergartenarbeit hatte. Auch die Familie meiner ältesten Schwester war wieder in Riga ansässig. Mein Schwager war einer

der führenden Industriellen Lettlands geworden. Etwa alle zwei Jahre fuhr ich im Urlaub nach Riga. So lernten meine Frau und alle Kinder das Baltenland ein wenig kennen.

Im Jahre 1936 wurde ich von der deutschen Gertrudgemeinde um eine Evangelisation gebeten. Ich tat diesen Dienst unter mancherlei Hemmungen. Das bekannte Wort sagt, daß der Verkünder im Heimatlande nicht viel gilt. In meinem Falle kam hinzu, daß in der Rigaschen Kirche für den erwecklichen Ton einer Evangelisation viel Ablehnung bestand. Eine Ausnahme bildete die Gertrudgemeinde. Mich bewegte auch die Frage: Werde ich, der ich die schwersten Jahre meiner Heimat nicht miterlebt hatte, das Ohr meiner Landsleute finden? Der Besuch der Vorträge war erstaunlich gut. Ich hatte gefüllte Sprechstunden. Daß auch die Pastorenschaft meine Botschaft nicht ablehnte, dankte ich dem warmen Eintreten meines alten Konfirmators D. Karl Keller. Zwei Jahre später habe ich diesen Dienst wiederholen können. Damals füllte sich eines Abends die Kirche zu einer Männerversammlung mit etwa sechshundert Zuhörern. Das war mir eine freudige Überraschung. Ich merkte, daß das Wort Eingang fand.

Damals machte ich aber eine Erfahrung, die sich jahrelang wiederholen sollte. Wenn sich mir beim Evangelisationsdienst eine Tür sichtbar auftat, so hatte ich fast regelmäßig mit irgendwelchen Rückschlägen, Krankheitsfällen oder ernstesten Konflikten zu Hause zu rechnen. In Riga erreichte mich damals die Nachricht von der schon erwähnten Relegation unseres Eberhard von der Oberschule, weil er zu seinem Bibelkreis eingeladen hatte. Als ich später in Lübeck zum ersten Mal seit meinem Fortgehen evangelisierte und sich die Kirche über Erwarten füllte, wurde ich telefonisch von einer schweren Erkrankung unseres Margretleins benachrichtigt. Nun hatte ich fast täglich aufregende Ferngespräche. Das Kind hatte rätselhafte Herzzustände, die zu schwerer Besorgnis führten. Der Arzt fand keine Erklärung. Als ich nach meinem Dienst heimkehrte, war das Kind gesund. Die Zustände haben sich nie mehr wiederholt.

Als meine Frau und ich durch wiederholte ähnliche Erfahrungen zu erkennen glaubten, daß hier dem Feinde Raum gegeben wurde, dessen Macht das verkündigte Wort schädigte, haben wir viel darüber gebetet. Ich danke es meiner Frau, daß sie mich entscheidend bestärkte: „Du darfst keinen Schritt weichen.“ Sie hatte mit den Kindern das schwerere Ende zu tragen. Aber nun stellten wir uns bewußt unter die bewahrende Hand Gottes, die wir auch reichlich erfuhren. Mit den Jahren schwanden jene unheimlichen Reaktionen. Ich glaubte darüber hier berichten zu müssen, um Brüder zu stärken, die in ähnliche Anfechtungen kommen.

In unserer Familie ging in den neun Jahren bis zu meiner Einberufung viel Wichtiges vor. Traugott machte im Gymnasium zum Grauen Kloster so wenig Hehl aus seiner Opposition gegen den NS-Geist, daß ein Konflikt den andern jagte. Schließlich entschloß ich mich, ihn in das Steglitzer Gymnasium übertreten zu lassen. Das hat ihm gut getan. Hier machte er auch sein Abitur. Im Sommer darauf waren wir ein letztes Mal alle zusammen im geliebten Nien-dorf im Hause Nazareth. Wir genossen diese Ferien, wo noch einmal die ganze Familie beieinander war. Meinen lebhaften und früh selbständig werdenden Kindern gab ich viel Freiheit, den Strand zu genießen. Da sie alle über einen gesunden Appetit verfügten, konnte ich gewiß sein, daß sie sich rechtzeitig zu den Mahlzeiten einstellen würden. Eine Bedingung stellte ich: Nach dem Mittagessen wollten wir alle ein knappes Stündchen beieinander bleiben, jeder mit seiner Handbibel, um Bibelarbeit zu treiben. Wir stellten uns das Thema: Das Leben des Apostel Paulus. An jedem Nachmittag hatte eines von uns die Einleitung. Die Themen wurden nach Alter und Reife verteilt. Traugott begann mit einer Übersicht: Was wissen wir aus dem Neuen Testament über das Leben des Saulus vor seiner Bekehrung? Der zwölfjährige Hans-Christian hatte die Stationen der ersten Missionsreise herzusagen. Als wir uns über die Anzahl der verschiedenen Herodesse im Neuen Testament nicht einig wurden, übernahm Eberhard die Klärung. Gertrud mußte den Inhalt des Philipperbriefes skizzieren. Als Arbeitsmittel war neben der Bibel nur das reiche Nachschlagewerk der Jubiläumsbibel erlaubt. Wir alle kamen in solchen Eifer und Freude, daß wir uns den ganzen Tag auf diese Stunde freuten. Eine Frau vom Nachbartisch auf der Veranda bat, mitmachen zu dürfen.

Kurz vor Weihnachten 1935 schenkte Gott uns ein Töchterchen, das von dem großen Geschwisterkreis mit viel Vorfreude erwartet und mit noch größerer Freude begrüßt wurde. Dieses Kind sollte uns eine Quelle großer Schmerzen, aber im Gefolge auch großen Gottesegens werden. Es konnte die normale Pockenimpfung nicht vertragen und bekam als Folge im Alter von etwa zehn Monaten eine schwere Gehirnentzündung (encephalitis postvaccinalis). Es gab bald schwere, sehr schwere Nächte, wenn wir das unter viel Schmerzen schreiende Kind stundenlang auf den Armen hin und her trugen. Leichte Gehirnkrämpfe und schwere Absenzen lösten sich ab. Wir haben die Leidende zu vielen Ärzten geführt. Sie war in einer Kinderklinik und hernach beim Professor in der Charité. Dann in Anstalten und Heimen. Es dauerte eine Weile, bis wir uns mit dem Gedanken versöhnten, daß unser Margretlein, das wir alle so liebten, ein geistiger Krüppel bleiben mußte. Wir waren dankbar, als

mit den Jahren alle Schmerzen und Qualen schwanden. Aber Margarete blieb stumm und geistig so unentwickelt, daß sie keine Schule besuchen konnte. Einige Jahre lang kam eine Heilpädagogin mehrere Male in der Woche zu ihr. Später machten Krieg und Evakuierung weitere Behandlungen unmöglich, die ohnehin wenig Fortschritte zeitigten.

So brachte uns das Kind viel Sorge und Kummer, und doch wurde es ein Segensträger. Es war die Zeit, wo der Staat heimlich und schamlos solchen Kranken nachstellte, um sie zu vernichten. Wir mußten aufpassen, daß unserem Kinde nichts Ähnliches widerfuhr. Wir hatten Gelegenheit, viel über die Frage des „lebensunwerten Lebens“ nachzudenken. Unter unseren Großen zeigte sich eine heilsame Wirkung. Wieviel mehr Liebe, Zartgefühl und Rücksicht entwickelte sich unter ihnen, die sonst untereinander rauh sein konnten. Einmal erhob sich bei Tisch der edle Streit, wer einst, wenn die Eltern nicht mehr sind, Margretlein zu sich ins Haus nehmen dürfe. Da die Kleine ja nicht ohne Erziehung bleiben durfte, mußte ich ihr je und dann auch mit Strenge begegnen. Aber dann lief ich Gefahr, die vier großen Kinder zu Gegnern zu haben.

Nach den letzten Kriegsjahren, in denen auch Margret all die Unruhen und Unsicherheiten mit durchmachen mußte, war sie eine Zeitlang in der Anstalt Treysa. Dann hätten wir sie gerne bei uns zu Hause gehabt, wenn wir einen Menschen gefunden hätten, der sich mit uns in der Pflege und Hut der Kranken geteilt hätte. Aber immer wieder erhoben sich Hindernisse, und so glaubten wir Gott recht zu verstehen, daß unsere Kranke ihr Zuhause unter andern Kranken haben sollte, damit sie einst im Alter nicht heimatlos sei. Etwa viermal im Jahr, auch zu Weihnachten, ist Margarete wochenlang bei uns. Das empfinden wir stets als eine festliche Zeit. Sie kommt fröhlich, aber sie fährt auch fröhlich wieder nach dem geliebten Stetten, dem „Schloß der Barmherzigkeit“ und schwäbischen „Bethel“, wo sie viel Liebe bei den pflegenden Schwestern erfährt. Wir staunen immer wieder, daß sie, die nicht lesen und keine Erzählung aufnehmen kann, brennend gern zur Kirche geht, wo das sonst so unruhige Menschenkind still und gesammelt dasitzt und sich wohl fühlt. Auch sonst haben wir Zeichen dafür, daß Gottes Segen ihr Herz erreicht, auch wo der Verstand den helfenden Dienst nicht tun kann.

Im ersten Kriegsjahr 1940 bekam Margarete einen Bruder, unsern Arnd – wieder von Eltern und Geschwistern als Gottesgeschenk begrüßt. Er war uns in besonderer Weise Ersatz, als die älteren Kinder eins nach dem anderen dem Elternhaus entwuchsen.

Traugott mußte als erster in den Arbeitsdienst (RAD). Bei seiner kompromißlosen Haltung gegenüber der „neuen Weltanschauung“ waren wir nicht ohne Sorge. Es gab dann auch arge Zusammenstöße, aber er blieb seinem Wege treu. Bald sammelte er um sich einen Kreis von Kameraden, die auf den Gottesdienst am Sonntag, auf den sie ein Recht hatten, nicht verzichten wollten. Die Kirche war so weit vom Lager entfernt, daß die jungen Männer einen mehrstündigen Marsch machen mußten und infolgedessen kein Mittagessen bekamen. Dieses Opfer wurde gerne gebracht. Die Dienstzeit verkürzte sich für Traugott durch einen Krankenhausaufenthalt. Als er in das geräumte Lager fuhr, um seine Sachen zu holen, fand er in seinem Spind eine Karte mit folgendem Vers: „Die den Mantel nach dem Winde hängen, ängstlich sich zur Futterkrippe drängen, ihren Glauben wechseln wie ihr Hemde, sind uns fremde! Aber jene, die zur Fahne stehen, mutig kämpfen oder untergehen, wissend: hier gewinnst du keine Perle! – das sind Kerle!“ Die Karte war unterschrieben „Zwanzig Glieder der Evangelischen Jungenschaft des RAD-Lagers Nr. X“ (ich weiß ihre Zahl nicht mehr genau, es waren wohl ein paar Dutzend).

Hernach begann Traugott sein Theologiestudium in Berlin und setzte es in Halle/Saale fort, wo er besonders Professor Schniewind hörte. Von dort schrieb es einmal: „Vater, ich habe mich hier zum zweiten Mal bekehrt. Nun – zum Pietismus.“ Als er zum Heer einberufen wurde, durchkämpfte ich den Weg Abrahams nach Morija. Als Kanonier erreichte er es, daß unter den sechs Mann der Geschützbedienung mit ihm es meist vier waren, die täglich zusammen die Bibel lasen.

Ehe Traugott beim Rückzug durch Polen 1944 sein Leben verlor, hatte er schon an der Rußlandfront durch eine Rauchvergiftung ganz nahe dem Tode gestanden. Die Kameraden trugen ihn besinnungslos aus dem brennenden Hause. Der herzugerufene Arzt machte fast eine Stunde lang Atemübungen mit ihm. Als seine Augen sich öffneten, rief der Arzt ihm zu: „Mann, jetzt singen Sie, damit die Lunge tüchtig arbeitet!“ Da hörten die Kameraden Traugotts Lieblingslied aus dem Gesangbuch: „Stark ist meines Jesu Hand, und er wird mich ewig fassen, hat zuviel an mich gewandt, um mich wieder los zu lassen. Mein Erbarmer läßt mich nicht, das ist meine Zuversicht.“

Gertrud machte ihr Werkabitur. Dieser Schultyp bewährte sich für junge Mädchen gut und lag auch unserer Tochter. Drei Tage der Woche waren die Schülerinnen in praktischer Arbeit: Kochen, Säuglingspflege, Nähen, Gartenarbeit usw. beschäftigt. Drei Tage gab es theoretischen Unterricht in wissenschaftlichen Fächern. Die-

ser Wechsel erhöhte den Fleiß und das Interesse. War man müde der Bücher, so winkte die praktische Arbeit; war diese vorbei, so freute man sich auf die Bücher. Für einige Wochen mußte Gertrud ein Praktikum in einem ländlichen Haushalt machen. Sie kam auf ein märkisches Gut zu den Eltern jenes Studenten, der mein Reisebegleiter durch Italien gewesen war. Wir blieben mit der Familie Hopf, die mit dem bekannten Vilmar in Hessen verwandt war, lange Jahre in dankbarer Verbindung.

Gertrud brauchte nicht in den RAD und ging in das Lazaruskrankenhaus im Norden Berlins, um die Krankenpflege zu erlernen. Als der Bombenkrieg begann, übernahm sie dort die Verantwortung für den Luftschutz. Nach einem schweren nächtlichen Angriff auf Berlin fuhr meine Frau hin, um nach ihr zu sehen. Sie stand rußgeschwärzt auf dem Dach des Krankenhauses und schippte den Schutt herunter. Unsere Jugend, auch die jungen Mädchen, wurden in jenen Jahren körperlich und seelisch weit überfordert.

Eberhards Begabung lag mehr in der Praxis als in der Theorie. Sein Abitur schaffte er nicht ohne Anrechnung seiner sportlichen Leistungen. Er war im Mittelstreckenlauf (1,5 bis 3 km) der schnellste Läufer Berlins in seiner Altersklasse und gehörte zu den vierzig schnellsten Läufern ganz Deutschlands. Bezeichnenderweise war ihm der Sport eine Begleitmelodie seines sehr bewußten Glaubenslebens. Früher waren wir eine Zeitlang in Sorge um den Jungen, als er während der Entwicklungszeit unter unguten Einfluß kam. Damals verlebten wir unsere Ferien im Erzgebirge. Wir suchten ihn auf die Botanik und Pflanzenkunde zu weisen und besorgten ihm ein Herbarium. Das gelang prächtig. Und lange Zeit wurde dies sein Hobby. Aber wichtiger war seine erwachende Liebe zum Worte Gottes. Hatte er zuerst seinem Bruder Traugott nachgeeeifert, so wurde er bald ein selbständiger Bekenner – ohne viel Worte, aber darum nicht undeutlicher. Als Konfirmationsspruch hatte er sich im Jahre 1939 das Wort erwählt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn“ (Röm. 14.8). Im RAD hatte er keine Schwierigkeiten. Nach seiner Ausbildung in Berlin-Ruhleben als Rekrut kam er nach Südfrankreich und von dort an die Ostfront. Wir haben unsern Jungen nie wieder gesehen. Er bekam keinen Heimaturlaub. Hier ist nicht Raum, um zu erzählen, wie er sich als Soldat bewährte. Im letzten Brief schrieb er vom Südabschnitt der Ostfront: „Ich schicke alles heim, nur meine Bibel bleibt bei mir. Mein Konfirmationsspruch steht mir täglich vor Augen. Ich lese jetzt die Offenbarung Johannis. Was ich hier sehe und erlebe, ist mir eine Illustration dazu.“ Er hatte einen leichten Tod. Die Kugel eines feindlichen Scharfschützen durchbohr-

te ihm die Brust. Seine Kameraden begruben ihn in einem Wäldchen, weil sie wußten, daß er den Wald so sehr liebte.

Hans-Christian wurde aus der Prima des Gymnasiums zur Flak eingezogen und mußte mit sechzehn Jahren den Untergang Berlins miterleben: Kirchen sanken in Schutt, Gasometer gingen in die Luft. Die Jungen mußten aushalten – Nacht für Nacht des eigenen Todes gewärtig. Auf dem Hochbau der AEG brannte es mehrere Stockwerke unter ihnen. Sie waren auf dem Dach und schon als Verlust gemeldet. Spät in der Nacht mußte Hans-Christian zum Luftfahrtministerium gehen, um den Posten als gerettet zu melden.

Der Kriegsbeginn aber brachte mir als Balten eine andere furchtbare Erschütterung. Als mir von baltischen Landsleuten in den Oktobertagen 1939 gesagt wurde, das gesamte Deutschtum der Baltenlande würde aus der alten Heimat ins Reich geführt werden, da lachte ich sie zuerst aus. Wie konnten sie solchen Unsinn glauben! Aber der Unsinn sollte nur zu bald Realität werden. Wenige wußten damals, welch ein Sterben es bedeutet, eine Heimat, die durch fast achthundert Jahre mit viel Blut und Tränen gewonnen und behauptet wurde, durch einen Federstrich aufzugeben. Dazu durch den Federstrich eines Mannes, der gar keine Beziehungen zum Baltenlande hatte und seine Geschichte wohl kaum kannte. Inzwischen mußten Millionen das gleiche Opfer bringen.

Erst später habe auch ich erkannt, daß wir Deutschen im Baltenland lange nicht genug Gemeinschaft hielten mit Letten und Esten. Seit 1918 hatten sich hier die Nationalstaaten gebildet, innerhalb derer sich die Deutschbalten ihre Schulen und damit den wesentlichen Teil ihrer deutschen Kultur gesichert hatten. Auch die deutschen Kirchgemeinden bestanden weiter. Gewiß hat es manche Härten und Ungerechtigkeiten gegeben, wie sie bei nationalen Gegensätzen selten ausbleiben. Ich selbst hatte seit dem Jahre 1914 die Heimat nur besuchsweise sehen dürfen, so zweimal, als ich zu Evangelisationen an die Gertrudkirche in Riga gerufen worden war. Die nun geforderte Loslösung des baltischen Stammes von der Heimat empfanden wir darum als eine besondere Gewalttat, weil die NS-Bewegung die nationale Frage so groß auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es war etwas anderes, wenn deutsche Kellner oder Friseure aus Italien und Spanien oder deutsche Lehrer aus Bulgarien in die Heimat gerufen wurden. Hier im Baltenland wurde freiwillig ein deutsch-protestantischer Kulturboden aufgegeben, der älter war als Preußen. Doch Adolf Hitler plante damals schon den Überfall auf die Sowjetunion und wollte die Deutschen in den Randstaaten nicht der Rache des Ostens ausliefern. Ich hatte offenbar noch nicht verstanden, daß die Willkür dieser Politik ohnehin

Millionen dem dämonischen Ehrgeiz eines einzelnen zum Opfer brachte. Erst viel später habe ich Gottes Gerichtswege ehren gelernt, ohne sie immer zu verstehen.

Besonders erschwerend war, daß die Umgesiedelten in das Besitztum der Polen gesetzt wurden. Ich weiß, wieviel Gewissensnöte dadurch entstanden. Ehrlichen Menschen wurde zugemutet, teilzunehmen an der Beraubung anderer. Es war den Balten streng verboten, den Polen etwas von ihrem Eigentum zurückzugeben. Ich weiß von Landsleuten, die heimlich nachts die polnischen Eigentümer empfangen, um ihnen wenigstens einiges wiederzugeben.

Unsere Familie wurde insofern betroffen, als meine vierundsiebzigjährige Mutter, bei der meine jüngste unverheiratete Schwester wohnte, und meine älteste Schwester mit ihrer Familie, Kindern und Enkelkindern, umgesiedelt wurden. In erster Linie fühlte ich die Verantwortung für unsere Mutter und versprach, sie im Hafen abzuholen.

Ich hatte im Herbst eine Evangelisation im Dom von Königsberg zu halten und besorgte mir schon in Berlin eine Karte, die mich zur einmaligen Ein- und Ausreise in den besetzten polnischen Korridor berechtigte. Denn der Landehafen der Rückwanderer war Gotenhafen, einst: Gdingen. Nach meinem Dienst in Königsberg fuhr ich nach Danzig, das ich schon von einer unvergeßlichen Seefahrt mit meinen drei Ältesten auf der Reise von Lübeck nach Riga besucht hatte. Jene erste mehrtägige Schifffahrt blieb auch darum unvergessen, weil wir nach einer Nacht auf der Reede von Neufahrwasser jenseits Hela in einen über vierundzwanzig Stunden währenden Sturm gerieten und alle entsetzlich seekrank wurden. Ich erinnere mich, wie in der warmen Sommernacht ein Brecher durchs offene Bullauge drang und den vierjährigen Eberhard auf seinem Lager völlig durchnäßte.

Aber jetzt war mir wirklich nicht zum Lachen zumute. Nach einer Wanderung durch Oliva, wo ich die alte Klosterkirche besichtigte, fuhr ich über Zoppot nach Gotenhafen. Hier war die Situation völlig anders, als ich sie mir gedacht hatte. Schon ein Nachtquartier zu bekommen, war ein Problem. Ich biederte mich mit einigen Männern in Uniform an, um die Sitten und Bräuche dieser Hafenstadt kennenzulernen. Sie war von den Polen in kurzer Zeit großzügig angelegt und erst vor Monaten von deutschen Truppen besetzt worden. Zwei Auskünfte waren mir wichtig. Erstens erfuhr ich, daß auf dem Bahnhof der Kommandant der Stadt, ein Marineoffizier, Logierkarten für die wenigen Hotelbetten ausgab. Zweitens hörte ich zu meinem Schrecken, daß der eigentliche Hafen streng abgesperrt war und es keinen Zugang für Unbefugte gab.

Das war für mich ein harter Schlag. Aber derselbe gemütliche Bayer in SA-Uniform, der mir den Quartiertip gegeben hatte, nannte mir auch das Büro des Vertreters der AO. Die schreckliche Gewohnheit der NS-Bewegung, für alles rätselhaft Abkürzungen zu haben, nötigte uns zu Entzifferungskünsten. AO hieß also diesmal nicht Allgemeine Ortskrankenkasse, sondern „Auslands-Organisation“ der Partei. Da sollte ich also Hilfe finden. Da ich kein empfehlendes Abzeichen im Knopfloch und auch sonst keine Beziehung zur Partei hatte, so war ich im Blick auf diesen Besuch pessimistisch. Aber ich wurde angenehm überrascht. Herr Dr. N. N. empfing mich freundlich und ging auf meine allerdings mit etwas gespielter Sicherheit vorgebrachte Bitte ein. Er war bereit, mich in seinem Auto zum Landeplatz zu bringen. Die „Potsdam“, auf der die Meinen eintreffen sollten, sei zwar noch nicht gemeldet, aber mit ihrer Ankunft morgen früh sei zu rechnen. Ich sollte etwa um zehn Uhr bei ihm sein, dann wollten wir beide hinfahren.

Ich war überglücklich, und noch froher war ich, als ich in der Kommandantur ein Zimmer im Schloßhotel angewiesen bekam. Hinter diesem stolzen Namen verbarg sich allerdings ein Gasthaus dritter Güte, das in Schlesien gewöhnlich Kretscham genannt wird. Aber das Zimmer war sauber. Außer dem Bett war eine Couch da. Hier konnte ich auch eine Nacht mit unserer Mutter verbringen. Ein alter kitschiger Oldruck über dem Bett zeigte eine Frauengestalt, die sich aus Brandungswellen heraus an ein Kreuz klammert, das auf einer Klippe steht. Trotz der Fragwürdigkeit dieses Kunstwerks war es mir in meiner Situation irgendwie tröstlich.

Am Morgen stand ich früh auf, ging in ein Café, mich zu stärken, und war um neun Uhr – also eine Stunde vor dem verabredeten Termin – bei meinem Doktor. Aber wie soll ich meinen Schrecken schildern, als mir der Sekretär mitteilte, das Schiff sei unerwartet früh gekommen und der Doktor darum schon vor einer Stunde weggefahren. Ich war entsetzt. Gestern abend hatte ich noch Gott gedankt, daß er alle die unvorhergesehenen Hindernisse so freundlich beseitigt hätte – und nun? All mein törichtes Protestieren half nichts. Als ich dem jungen Mann sagte: „Dann gehe ich zu Fuß und suche, durch die Sperren zu kommen“, erwiderte er mit überlegenem Lächeln: „Das können Sie sich sparen, das ist aussichtslos.“

Aber nun packte mich ein Glaubenstrotz. Ich ging meinen Weg und redete mit meinem Gott. Ich hielt ihm mein der Schwester gegebenes Versprechen vor. Ich erinnerte an unsere Mutter, die nun mit über siebenzig Jahren die Heimat verliert. Sie, die nie eine Schiffsfahrt gewagt hatte, war nun zu einer solchen gezwungen. Ich traute meinem Gott zu, daß er aufschließt, wo andere zuschließen, und

war gespannt, wie alles ausgehen sollte. Schon sah ich in der Ferne den Stacheldrahtzaun und beobachtete den Posten, der einige Herren durchließ, die ihre Karten zeigten. Und ich?! Es traf sich günstig, daß ich mit dem alten Landeschützen allein sprechen konnte. Ich erzählte ihm aufrichtig von meinem Pech, das mich mein guter Doktor im Stich gelassen habe und daß ich um meiner Mutter willen durchaus durch müßte. Der Mann sah sich einen Augenblick um, ob auch kein Vorgesetzter in der Nähe war. Dann sagte er: „Dahinten geht der Zollinspektor. Werden Sie ihm die gleiche Geschichte erzählen?“ Er meinte offenbar, ich erzählte ihm Romane. Nach meiner neuerlichen Versicherung, daß ich überall nur die Wahrheit erzählen wollte, ließ der Prachtmensch mich durch. Was für Dankgebete in mir aufstiegen, wird man sich vorstellen können. Die erste schwere Hürde war genommen.

Vor der großen Auswandererhalle stand ein SA-Posten. Das war die zweite Hürde. Hier konnte nur sicheres Auftreten helfen. Ich steuerte also auf den Mann los und fragte ihn im schnarrenden Parteitön: „Wo ist Doktor N. N. von der AO? Ich muß ihn dringend sofort sprechen!“ Fast nahm der Mann Haltung vor mir an. Er versprach, gleich mit mir zu kommen und den Doktor zu suchen. Aber kaum waren wir drinnen, so sagte ich ihm, er möge nur ruhig auf seinen Posten zurückgehen, den er ja wohl nicht verlassen dürfe. Ich fände mich schon zurecht.

Als ich an den Landeplatz kam, lag die „Potsdam“ im Flaggen schmuck am Pier. Eine Musikkapelle spielte „Deutschland, Deutschland über alles“.

Schon bald sah ich oben an Bord meine Mutter mit meiner Schwester Gretel und winkte ihnen zu. Die Reise schien ihnen gut bekommen zu sein. Plötzlich stand auch mein Doktor vor mir. Er freute sich sichtlich, daß ich durchgekommen war, und ich hatte aus lauter Freude alle Vorwürfe gegen ihn vergessen. „Bleiben Sie nur hier stehen, bis Ihre Frau Mutter kommt.“ Auf dieses Wort berief ich mich, als mich ein SA-Mann von der Landungsbrücke holte und nach meinem Ausweis fragte. Aber dem lachte ich ins Gesicht. Er nahm's auch selbst nicht ernst.

Noch fast sechs Stunden mußte ich warten. Hunderte von Rückwanderern zogen an mir vorüber, bis endlich auch die Meinen kamen. Vier Generationen unserer Familie waren auf dem Schiff. Die älteste Tochter meiner Schwester war mit ihren Kindern dabei, den Urenkeln meiner Mutter.

Ich wollte dieser das Schicksal des Strohsacks in den sogenannten „Durchschleusungslagern“ ersparen und hatte darum den Plan, meine Mutter zu entführen. Das war die nächste Hürde. Mit Hil-

fe eines Lkw des Roten Kreuzes, deren Besatzung ich bat, einen alten Menschen mit mir in die Stadt zu transportieren, gelang es, auch dieses Hindernis zu nehmen. Als wir mit Carracho durch den Stacheldrahtzaun fuhren, lachte mein Herz. Nach einer guten Nacht im Schloßhotel fuhren wir im D-Zug nach Stettin. Ich wollte unsere Mutter zu unserem Bruder nach Friedland in Mecklenburg geleiten. Es war schon dunkel, als wir in Stettin eintrafen. Kaum hatte ich meinen Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, als ich hörte, wie im Lautsprecher mein Name genannt wurde und ich zur Dienststelle gerufen wurde. Nun erschrak ich aber doch. Sollte wirklich die Polizei auf meinen Hacken sein? Aber es war nur ein Begrüßungstelegramm des Bruders. Eine Stunde später führte ich meine Mutter in meines Bruders Haus. Nun war ich voll Dank, daß Gott das Gelingen geschenkt hatte.

Der Krieg, nun auch ein Kampf gegen die Zivilbevölkerung, zog auch uns in das Fronterlebnis hinein. Hatten die amerikanischen Flieger ihre Brandbombenladungen über Lichtenrade geleert, so fielen zwar viele Bomben in die Gärten, aber in mancher Nacht brannte es auch ringsum. Doch mitten in dieser Hölle gab es viel Bewahrung. Wie oft gingen Sprengbomben und Minen so nahe nieder, daß wir knapp an der Todesgrenze waren.

Unvergessen bleibt ein Winterabend. Ich war – wie übrigens die ganze Zeit der nächtlichen Bombenangriffe hindurch – wieder zu einer Evangelisation im Osten Berlins gewesen. Während der Heimfahrt mit der Straßenbahn heulten die Warnsirenen auf. Die Bahn hielt sofort, alle Fahrgäste mußten aussteigen, und ich ging zu Fuß weiter. Als ich die Flaksplitter in die verschneiten Büsche fallen hörte, eilte ich in ein mir bekanntes Haus. Im Keller fand ich zwei Gruppen von Menschen. Die Hausbesitzerin, dazu ihr Neffe und eine ältere Nachbarin, die ich öfters in der Kirche sah, saßen still und blaß am Tisch. Die andern Einwohner des Hauses liefen aufgeregt und laut umher, rangen ihre Hände und jammernten. Es war eine erschütternde Szene. Solche Stunden machen innere Scheidungen, die im Verborgenen längst vorhanden sind, offenbar. Ich zog mein Neues Testament aus der Tasche und bat, ein Wort lesen zu dürfen. Laut las ich den 91. Psalm. Als ich an den Vers kam: „Ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen“ – gab es einen furchtbaren Stoß und Krach, so daß mir einen Augenblick die Luft wegblieb. Der Boden unter uns schien sich in Wellen zu bewegen. Es sah aus, als ob die Wände ins Wanken gerieten, und draußen ging ein Scherbenregen herunter, da alle Fenster im Hause zersprangen. Ein Aufschrei ging durch den Keller. Dann aber such-

te ich mit klopfendem Herzen den Psalm zu Ende zu lesen. Nach der Entwarnung eilte ich nach Hause. Die Wege waren durch Baumstämme versperrt, denn die dicken Alleebäume waren wie Korkenzieher abgedreht, und die Kandelaber der Laternen wie mit einem Messer abgeschnitten. Etwa fünf Einfamilienhäuser in der Nachbarschaft waren wie wegrasiert. Zu Hause fand ich alles wohl an, obwohl die Angst und der Schrecken kaum wiederzugeben ist.

Und dann war es Mitte August 1943. Ich sollte mich in zwei Tagen bei den Landeschützen melden. Nachts gab es wieder Alarm. Im Souterrain – die Tür ging direkt in den Garten – hatten wir den Kindern Notbetten hingestellt. Der dreijährige Arnd war immer fröhlich, wenn wir ihn nachts aus dem Schlaf rissen: „Ach, ein kleiner Halarm“, war sein erstes Wort. Unten im Keller bat er: „Wollen wir das Bumslied singen!“ Um die Kinder abzulenken, sangen wir viel. Am liebsten das alte Nachtwächterlied: „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen . . .“ Da es während des Singens draußen von den Bombeneinschlägen „bumste“, bekam das Lied von Arnd diesen Namen. Heut aber wurde es böse. Es brannte an vielen Ecken. Bombeneinschläge, Luftminen, Abwehrgeschütze. Das Licht ging aus. Die Tür sprang auf. Zum ersten Mal begriff ich, was weiche Knie sind. Im Feuerschein der Brände sangen wir miteinander: „Befiehl du deine Wege . . .“ Den kleinen Kerl, der in seinem Bettchen stand, hielt ich an der Hand. Einen Augenblick ließ ich ihn los, um mir den Schweiß von der Stirn zu wischen. Da sagte er ruhig: „Vater, halt mich bei der Hand! Dann geht's besser.“

Nachdem der Sturm etwas nachgelassen hatte, meinte meine Frau, es röche im Hause doch sehr nach Rauch – ob auch bei uns alles in Ordnung sei? Ich ging auf den obersten Dachboden, leuchtete die Decke ab, fand aber kein Loch. Draußen im Garten brannte eine Brandbombe. Sie hatte einen Dachsparren abgerissen. Ich beruhigte die Meinen. Aber der Rauchgeruch nahm zu. Nun nahm ich Gertrud, die gerade bei uns war, und unsere Haustochter mit, die beide geübt im Luftschutz waren. Als ich oben die Tür zum Schlafzimmer öffnete, drang mir gelber dicker Rauch entgegen, und ich sah eine grünliche Flamme vor meinem Bett. Mit einigen Eimern Wasser konnte das Feuer gelöscht werden. Die Bettdecke brannte bereits. Wenige Minuten später – und das Bett wäre in Flammen gewesen. Dann wäre das Haus kaum gerettet worden. Die Nacht verbrachten wir auf Liegestühlen. Der Wasserschaden war fast größer als der Brandschaden.

Noch eine Nacht schlief ich daheim. Von meinem Bett aus konnte ich durch ein winziges Loch, das die Stabbrandbombe durch

Dach und Decke gerissen hatte, einen Stern leuchten sehen. Den Tag darauf mußte ich mich bei der Wehrmacht stellen. Etwa drei Wochen später kam der „Führerbefehl“, keinen Pfarrer mehr zur Wehrmacht einzuberufen. Es wäre auch bei mir aussichtsvoll gewesen, mich als Diakonissenhauspfarrer für unabkömmlich zu erklären. Ich danke es meiner Frau, die mich mahnte, keinen Schritt zu meiner Befreiung vom Soldatendienst zu tun. Wir beide waren uns in diesen entscheidungsvollen Tagen voll bewußt, daß Gott die Führung unseres Lebens in der Hand habe. Wir wollten ihm nicht in den Arm fallen. Ich wurde Soldat – und trotz aller Nöte und Gefahren, in die ich dadurch kam, bin ich auf diese Weise dem sicheren Tode entgangen. Das wurde mir erst später deutlich, als ich von den Vorgängen bei der Besetzung Berlins hörte.

#### 4. IM SOLDATENROCK (1943–1945)

*Ich werde Rekrut – Die Ausbilder und die Kameraden – Eberhards Tod – Auf Wache – In Angermünde – Bei der Theatertruppe – „Bombenurlaub“ – Nach Berlin kommandiert – Die Dolmetscherschule – „Wer zählt die Völker...“ – Hilfsprediger in Lothringen – Unser Bibelkreis – Ich bekomme Besuch – Traugotts Tod – In Ohrdruf – Nach Schlesien! – Die Gemeinschaft und die Lagergottesdienste – Mein Bruder, der SS-Mann – In „Schwäbisch-Sibirien“ – Friedrich Mayer – Ostern in Feldstetten – Zur Front abgestellt – Frühling in Gosbach – Die „Feuertaufe“ – Im Walde – Gefangen! – Heilbronn – Im Lager Böhl – Hunger und Kälte – Gottesdienste und Vorträge – Nach St. Avoild – Die Gewissen werden wach – Die Lagergemeinde unter dem Wort – Den Engländern übergeben – Endlich frei! – Ankunft in Holzminden.*

Mit achtundvierzig Jahren ist das Leben kein Abenteuer mehr. Trotz aller Unsicherheit des Lebens ist über uns in diesem Alter schon die Gewöhnung gekommen. Der Beruf gibt uns tägliche Pflichten. Die Familie ist das gewohnte Milieu. Eine große Lust, völlig Neues zu erleben, erfüllte mich nicht mehr.

Aber als ich Mitte August 1943 mit der Bahn von Berlin nach Norden fuhr, war ich von einer seit langem nicht empfundenen Spannung erfüllt. Ich hatte den Bescheid bekommen, daß ich mich in Joachimsthal unweit Eberswalde bei der Wehrmacht einzufinden hätte. Der Ort lag am Rande der Schorfheide. Hier war einst das in Berlin bekannte Joachimsthaler Gymnasium gegründet worden.

Schon zu Beginn des Krieges war ich gemustert worden. Da ich aber mit meinen damals 44 Jahren nie ein Gewehr in der Hand gehabt hatte, hatte man mich als dienstuntauglich nach Hause geschickt. Im Laufe des Krieges wurde der Staat anspruchloser. Im Jahre 1943 wurde ich nochmals gemustert und hörte nach der Untersuchung aus dem Munde des Oberstabsarztes das gefürchtete: „KV“ (kriegsverwendungsfähig). Na also! Da hatte ich ja in den vier Jahren ganz gut aufgeholt!

Von meiner Familie her gab es keinerlei soldatische Tradition. Ich weiß keinen Vorfahren, der Soldat war. Von meinem Großvater mütterlicherseits kannte ich ein Bild in stattlicher Uniform. Aber das war die Tracht der sogenannten Bürgergarde, die etwas mehr als ein Schützenverein und weniger als die Feuerwehr war. Im alten Rußland war der Vorrat an Menschen so groß, daß es bei der Einberufung unzählige Ausnahmen gab. Aber nun waren in unserer Familie zwei Söhne an der Front, der dritte – Flakhelder. Ich hatte beim Gedanken, selbst Rekrut werden zu müssen und den Weg meiner Söhne zu gehen, das Gefühl: Es ist gut, daß du nun selbst alles durchmachen mußt! Wir werden uns hernach besser verstehen. An solchen Knotenpunkten des Lebens ist es leichter, sich der Führung durch Gottes Hand gewiß zu sein. Der Gedanke, den Waffendienst grundsätzlich abzulehnen, kam mir nicht. Dabei mag der Terror des NS-Staates, der auch die Erwägung der Dienstverweigerung streng bestrafte, psychologisch mitgewirkt haben. Im Vordergrund aber sah ich im Krieg ein Gericht Gottes, eine Katastrophe, die über uns verhängt war. Wie sollte ich aus diesem Gericht aussteigen wollen, während drei Söhne mittendrin steckten!

Wir waren als Rekruten der Landesschützen (früher hieß es: Landsturm) nicht gerade die edelste Truppe. Ich selbst war der älteste. Daneben gab es dann noch zwei oder drei, die zwischen dreißig und fünfundvierzig waren. Die meisten waren junges Volk, etwa zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, sogar ein Siebzehnjähriger war dabei. Aber sie hatten alle ihren Leibesschaden. Der eine war herzkrank, der andere asthmatisch, einer hatte gar Kinderlähmung. Mir fehlte nichts – nur die Jugend! So bekam mir der Betrieb gut. Das regelmäßige Leben des Soldaten ist gesund für die Nerven. Acht Stunden Schlaf von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens, acht Stunden Dienst und acht Stunden für alles übrige: Aufstehen, Waschen, Essen, Putzen, Stopfen und wenig freie Zeit, in der man eigentlich auch nie frei war. Ich war nicht nur der älteste, sondern auch der längste und darum rechter Flügelmann. Dazu war ich der kinderreichste und vor allem: der einzige Pastor! Ich war gespannt, wie sich meine Kameraden – Berliner

Arbeiter und Handwerker, ein paar Kaufleute und Angestellte – zu mir, dem Pfarrer, verhalten würden. Zu meiner Überraschung ging es völlig reibungslos. Im Laufe der Wochen merkte ich, daß im Jahre 1943 die stille Opposition gegen Hitler fast allgemein war, ohne daß man darüber sprach. Von einem Vertreter der Kirche konnte man sich's überhaupt nicht denken, daß er aufrichtiger Förderer der NS-Bewegung sein könnte. Charakteristisch ist folgendes Wort, das mir ein etwa dreißigjähriger Neuköllner gleich am ersten Tage unter vier Augen sagte: „Was? Pfarrer bist du? Wir werden uns ganz gut vastehn! Ich bin – Kommunist.“ Unser Verhältnis blieb wirklich ungetrübt. Saß ich da eines Tages mit zwei Brötchen, die ich mir geleistet hatte, beim Kaffee. Er – mir gegenüber. „Sieh mal, Brandenburg, wenn du ein echter Christ wärst, müßtest du mir ein Brötchen abgeben!“ — „Na, nimm's hin! Aber wenn du ein rechter Kommunist wärst, müßtest du mir hernach die Haare schneiden.“ Auch dazu war er willig. Er war Friseur.

Der ausbildende Leutnant – bis vor kurzem noch Wachtmeister und sehr tüchtig in seinem Geschäft – sagte mir unverblümt, er könne die Pfaffen nicht riechen. Er war als Kind in Thüringen „Kirchenjunge“ gewesen, hatte bei Beerdigungen immer ein Kreuz vorantragen müssen und genug hinter die Kulissen gesehen. Aber er ließ mich seine Antipathie nicht spüren, und ich hatte nicht unter ihm zu leiden. Klar war mir von Anfang an, daß ich die Knochen zusammenreißen mußte und im Dienst nicht versagen durfte. Ich wäre verloren gewesen, wenn die Kameraden bei mir irgendeine Drückebergerei entdeckt hätten. Die ungewohnte Tracht der Uniform und die ganze neue Umgebung erinnerten mich seltsamerweise daran, wie ich einst als Schulbub Theater gespielt hatte. Und oft sagte ich mir: Spiel deine neue Rolle anständig!

Aber auch das andere war mir von Anfang an gewiß: Ich mußte vom ersten Augenblick an nicht nur meinen Beruf, sondern auch meine Glaubenshaltung bekennen. In jeder freien Stunde lag meine Bibel griffbereit neben mir. Bei jedem Gespräch mußte ich darauf achten, daß ich nicht verleugnete. Am unangenehmsten waren mir die schmutzige Reden. Meist kamen diese nicht von meinen Kameraden, sondern von den Unteroffizieren. Ihnen gegenüber konnte ich in der ersten Zeit nichts anderes tun, als mich taub zu stellen. Später gab es Gelegenheiten zur Abwehr. Einem etwas törichtem Unteroffizier, der seine Zoten nicht lassen konnte, sagte ich mit betontem Ernst: „Herr Unteroffizier, bitte wundern Sie sich nicht, daß ich über Ihre Witze nicht lache!“ – „Na nu, wieso denn?“ – „Weil ich über die Frau und die Ehe offenbar ganz andere Ansichten habe als Sie.“ Er war so verdattert, daß er nichts zu ant-

worten wußte. Hernach kam einer der Kameraden und bedankte sich bei mir. Vor jenem hatten wir seitdem unsere Ruhe. Einen Mitrekruten, der durch ähnliche Redensarten seine Männlichkeit unter Beweis stellen wollte, fragte ich als einen Familienvater unter vier Augen, ob er wohl vor seinen Kindern ähnlich redete. Er verneinte. Da habe ich ihn ein wenig tiefenpsychologisch analysiert und ihm gesagt, es handle sich bei ihm um eine verspätete Pubertät. Er könne aber überzeugt sein, daß er unser aller Sympathie habe, wenn seine Reden keinen andern Inhalt haben würden als die unsern. Als ich ihm hernach noch eine Tüte mit Keks schenkte, waren wir Freunde.

Von den Unteroffizieren muß ich allerdings einen ausnehmen. Als wir noch in Zivil in die Unterkunft kamen – mit allen „Kommißklamotten“ auf dem Rücken – stand da einer in Hemdsärmeln, sah mich und sagte: „Na, da ist ja sogar Pastor Brandenburg! Kommen Sie, ich habe hier Ihr Lager.“ Zuerst wunderte ich mich, daß er mich siezte, aber es stellte sich heraus: Es war unser Sanitätsunteroffizier. Er war aus dem Berliner CVJM, kannte mich von Evangelisationen her, und bald wurden wir enge Freunde und sind es noch. In manchen trüben Stunden besuchte ich ihn in seinem Sanitätsverschlager, wo wir uns über der Bibel und im Gebet fanden.

Wir waren sehr freundlich und sauber untergebracht, wenn es auch eigentlich nur ein Notquartier war. Am Rande des Waldes stand ein kleines Schützenhaus, das mit Soldatenbetten und Spinden neu eingerichtet war und wie eine Jugendherberge wirkte. Hinter dem Hause waren die Schießstände. Auf dem Sportplatz davor kloppten wir Griffe und exerzierten. Wenn ich in Oktobernächten nachts aufwachte, hörte ich aus der Ferne das Röhren der Hirsche der Schorfheide. Noch standen vor dem Hause aus friedlichen Zeiten kleine eiserne Tische und Stühle. Beim warmen Herbstwetter klapperten hier unsere Löffel, mit denen wir zum Mittag unser Eßgeschirr leerten. Einmal schob ich das leere Geschirr von mir und rief zum Spaß: „Minna, Sie können abräumen!“ Worauf ein Berliner Taxichauffeur ein wenig wehmütig antwortete: „Tjä, tjä, es hat sich — ausgeminnat!“

Überhaupt waren meine Berliner wieder prima. Wenn die Laune sank und, wie der Soldat sagt, uns „der Kaffee hochkam“, haben sie mit ihren trockenen Witzen die Stimmung wieder gehoben. Beim öden Herummarschieren höre ich meinen Hintermann sagen: „Wäre ich doch erst Gefreiter! Dann ständen mir alle hohen Posten im Staat offen.“ An der Spitze der NS-Diktatur stand ein ehemaliger Gefreiter.

Wie zufällig ergab es sich auch, daß hier und da ein Kamerad die Gelegenheit nutzte, mit einem Pfarrer ins Gespräch zu kommen, wozu er bisher selten gekommen war. Familiennöte, Ehekrach, allerhand Sorgen, aber auch Glaubensfragen wurden ausgepackt. Ich erkannte, wie wichtig es war, daß der Pfarrer in den gleichen Verhältnissen steckte wie jene. Das schuf die Vertrauensbasis. Der spätere Weg der französischen Arbeiterpriester war ganz gewiß richtig. Wie froh war ich, nicht Kriegspfarrer geworden zu sein. Gerade weil ich auch sehr unfreiwillig hier war, genauso wie die andern angebrüllt wurde, auch die Latrine reinigte und den schweren MG-Munitionskasten schleppen mußte, gab es zwischen uns keine Hemmungen. Es gab Stunden, in denen ich meinem Gott danken konnte, daß er mich hierher gesetzt hatte. Die jungen Burschen ließen sich von mir sagen, die älteren ließen mich gelten. Ich konnte am Tisch sitzend meine Bibel lesen, während am andern Ende Karten gespielt wurden. Es gab nie eine dumme Bemerkung. Wir störten einander nicht. Später schickte mir Direktor Haupt von der Preußischen Hauptbibelgesellschaft unerwartet eine größere Sendung kleiner Taschenbibeln. Als das ruchbar wurde, fanden sich bald eine große Anzahl Liebhaber, obwohl ich beim Austeilen dieses damals seltenen Schatzes zurückhaltend war.

Viele wußten, daß ich morgens meine Losung las. Ein Zigarrenhändler kam bald des morgens zu mir und sagte: „Lies mir doch auch den Spruch!“ Er genierte sich auch nicht, beim Morgenkaffee in Gegenwart der Kameraden über den Tisch hin zu sagen: „Brandenburg, ich habe ja heute meinen Spruch nicht zu hören gekriegt!“ Ich mußte mein Losungsbuch noch einmal zücken. Etwas verspätet stieß zu unserem Haufen der Besitzer eines Berliner Nachtcafés, ein ehemaliger Kellner. Als ich ihm Nachhilfestunde im Griffekloppen geben mußte, fingen wir beide laut zu lachen an. Die Situation war zu ungewöhnlich, wie der Pfarrer dem Nachtcafésbesitzer die nötigen Grundbegriffe des Exerzierens beibrachte. Der sehr verzärtelte Mann litt unsagbar. Morgens wachte er mit Kopfschmerzen auf und stöhnte zu meinem Strohsack hinüber: „Ach, Brandenburg, lies mir doch einen deiner trostreichen Sprüche vor! Vielleicht hilft er mir auch!“

Es gab auch überraschende Situationen. Während einer Zigarettenpause beim Formalexerzieren komme ich zu einer Gruppe, die sich im Grase gelagert hatte. Ehe sie mich sehen konnten, sagte ein nach Berlin verschlagener Westfale – er war immer noch bewußter Marxist: „Am einfachsten hat es ja der Brandenburg. Er betet einfach – und dann ist er ganz vergnügt!“ Ich fing an zu lachen: „Ihr tut immer so, als hätte ich eine Art Privatfrömmigkeit. Auch

ihr seid getauft und wahrscheinlich auch konfirmiert. Was ich habe, könnt ihr auch haben. Aber ihr wollt einfach nicht. Im übrigen glaub' ich's schon, daß ich's leichter habe als ihr.“ Der gleiche Kamerad kam eines Abends, als ich schon auf meinem Strohsack im „ersten Stock“ lag, d. h. im oberen Bett, mit einer Gruppe Freunde zu mir und rief mir laut zu: „Nun aber raus mit der Sprache, Brandenburg, und sag uns, wie du es machst, daß du immer zufrieden bist.“ Ich erwiderte: „Sag mal, Kamerad X, ist das dein Ernst, oder willst du mich bloß veräppeln?“ – „Nein, nein, es ist schon Ernst.“ Ich griff schweigend unter mein Kopfkissen und holte meine Bibel heraus, reichte sie ihm hin und sagte: „Da! Schau rein! Da ist das richtige Rezept!“ Später erbat er sich eine meiner Taschenbibeln. Ein unruhiger Mann, der auch in der Familie durch manche Nöte ging und wohl auch darum nach einem Halt suchte.

Gewiß war die sklavenartige Unfreiheit eines Soldaten mir recht ungewohnt. Aber erstens erinnerte ich mich daran, wie erswert mein Seelsorgedienst nach dem ersten Weltkriege war, weil ich als einer der wenigen meiner Generation das Soldatenleben nicht kannte. Zweitens aber wurde mir bald deutlich, daß ich kaum je eine so großartige Gelegenheit zur Männermission finden würde wie hier als Soldat.

Humor mußte man haben. Die humorlosen Kameraden litten am meisten. „Brandenburg, wie tragen Sie Ihr Gewehr! Wie 'ne Mistgabel!“ schrie der Leutnant über den ganzen Exerzierplatz. Gröber und unangenehmer war unser Feldwebel, im Zivilberuf Barmixer. Er konnte einem schon leid tun. Er war ein armer Kerl. Ich hatte noch nie einen solchen Menschen getroffen, der keinen andern Lebensinhalt kannte als die Sexualität. Mit den andern Unteroffizieren ließ sich reden. Ich hatte in meinem Spind immer den jeweiligen Monatsspruch hängen. Bei der Revision meines Spindes schaute der kriegsbeschädigte Unteroffizier (er war einäugig) nachdenklich auf das Bibelwort. Ich wagte zu fragen: „Herr Unteroffizier, welches der zehn Gebote ist wohl am schwersten zu halten?“ Ich dachte an das achte. Aber er antwortete ehrlich: „Das sechste.“ Ich versuchte auch für mich diese sonst etwas geisttötende Zeit dadurch auszunutzen, daß ich viele Bibelworte auswendig lernte, zum Teil auch in griechischer Sprache. Da ließ sich's während des Marschierens gut repetieren. Aber fast fing ich laut an zu lachen, als der Leutnant meinen Nebenmann eines Tages anschrie: „Mensch, wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Geben Sie doch acht, was Sie tun!. Sehen Sie, wie unser Pastor bei der Sache ist!“ Und ich hatte doch gerade die ersten Verse des achten Kapitels im Römerbrief mir feierlich in der Ursprache hergesagt! Vielleicht hatte ich darum

ein so gesammeltes Gesicht. Als ich erst auf Posten stehen durfte, stak mein kleines Neues Testament immer in meinem weiten Soldatenärmel. Ich habe in der Rekrutenzeit wohl etwa dreißig Psalmen auswendig gelernt.

Nach einigen Wochen durften wir zum ersten Mal Besuch empfangen. Das war natürlich ein Feiertag, an dem unsere Frauen ihre so sehr verwandelten Männer besichtigen kamen. Meine Frau fand beim Gemeinschaftsprediger in Eberswalde ein freundliches Quartier und konnte einige Male sonntags bei mir sein. Auch Gertrud kam in der Schwesternhaube und Hans-Christian in der Flakhelferuniform. Höchst belustigend war es, als ich mit den Meinen zum ersten Mal durch die Straße gehen durfte, weil ich nun – zu grüßen verstand! Das Rekrutenleben ist überhaupt ein Weg zur Verjüngung. Als wir schließlich „fertige Soldaten“ waren, gab es ein fröhliches Kompaniefest. Ich bekam den Auftrag, eine Rede auf die Ausbilder zu halten. Ich dankte für dreierlei. Das Erste, die gute Kameradschaft, sei schon oft genug besungen; da könnte ich mich kurz fassen. Das Zweite: Ich hätte mich zuerst doch sehr gewundert, daß unsere Ausbilder, die über eine gewisse Bildung zu verfügen glaubten, sich so sehr aufregten, wenn mein rechter Fuß sich zu weit vorstreckte oder ich auch sonst nicht ganz in der Reihe stand. Aber im Laufe der Wochen hätte ich doch verstanden, daß das alles seine Bedeutung habe. Jeder Mann muß seinen Platz wissen, ohne sich vorzudrängen, aber auch ohne sich zurückdrängen zu lassen. Das gehöre durchaus zur Charakterbildung. Aber am wichtigsten sei mir das Dritte. Da es bekannt sei, daß ich in einer früheren Existenzform einmal Pastor gewesen sei, so erlaube man mir, dieses Dritte theologisch zu sagen. Ich hätte bei den Rekruten etwas erlebt, was ich bisher nur bei Jesus erlebt hätte: nämlich, daß man sein Leben ganz neu anfangen dürfe! Mit dem Zivilrock sei mein altes Leben von mir abgefallen. Ich hätte alles neu lernen müssen: sprechen, grüßen, sogar stehen und gehen. Diese Verjüngung sei sehr nervenstärkend gewesen. Ich hätte nichts mehr selbst zu entscheiden gebraucht. Alles wurde befohlen, und ich hatte nur zu gehorchen. Für diese vereinfachte Existenzform dankte ich auch.

An jenem ersten Tage ihres Besuches in Joachimsthal hatte meine Frau ein seltsames Erlebnis. Als sie um die Baracke der Unterkunft kam und ich ihr begegnete, blieb sie einen Augenblick erschrocken stehen. Ich fragte, was sie hätte. Sie antwortete, sie hätte an meiner Stelle deutlich unsern Eberhard stehen sehen. Gegen Ende der Ausbildungszeit erhielt ich durch unsern Major, der mich auf dem Schießstande aufsuchte, die Mitteilung vom Soldatentod unseres

Eberhard. Als wir den Tag nachrechneten, erkannten wir, daß er an jenem Tage, an dem meine Frau ihn an meiner Stelle hatte stehen sehen, durch eine feindliche Kugel tödlich getroffen war. Kurz nach der Vollendung seines neunzehnten Lebensjahres.

Nach meiner Ausbildung war ich für ein paar Wochen auf ein Landgut kommandiert, wo ich Nacht für Nacht ein kleines Gefangenenlager voller Franzosen zu bewachen hatte. Nach der wochenlangen äußeren Unruhe waren diese stillen Nächte eine Wohltat. Ich lernte Choräle auswendig und dachte viel an unsern gefallenen Jungen.

Meine Frau hatte inzwischen mit unserem Jüngsten, dem dreijährigen Arnd, die Einladung einer befreundeten Familie nach Schönfeld in der Uckermark angenommen. Der Ort ist bekannt aus Büchse's „Erinnerungen eines Landgeistlichen“. Sie hatte dort im Verwalterhaus eine Mehrzimmerwohnung erhalten und war nun von den unruhigen Nächten Berlins befreit. Als ihre Eltern durch Brandbomben in Leipzig ihr Heim und ihren Besitz restlos verloren, konnte sie auch diese bei sich aufnehmen. Ich habe an Urlaubstagen mehrmals Besuche in Schönfeld machen können. Auch zu Weihnachten war ich einige Tage bei den Meinen, wobei wir die Freude hatten, daß Traugott auf kurzen Heimaturlaub bei uns war.

Schon nach zwei Wochen wurde ich von meinem Nachtwächterposten auf jenem Landgut zu einer Nachübung nach Joachimsthal zurückbefohlen. Hier fand ich einen völlig anderen Haufen vor und war reichlich erstaunt, als es hieß, es würde eine Theatertruppe zusammengestellt. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich das hörte. Aber beim Barras war alles möglich. Aus dem ganzen Regiment war das Völkchen der Künstler, die Diener der mancherlei Musen, zusammengezogen: vom Opernsänger bis zum Kulissenschieber, vom Schauspieler bis zum Clown, Musiker, Chorsänger usw. Mein alter Leutnant hatte den Gedanken gefaßt, durch eine fröhliche Aufführung ein Opfer fürs Winterhilfswerk zu sammeln. Und auf Berlin regnete es Bomben! Ich ging zu einem der Offiziere hin und sagte ihm, es sei wohl ein Mißverständnis. Ich sei in allen Künsten unbewandert und sei bloß Pfarrer. Er aber lachte: „Was? Pfarrer sind Sie? Ausgezeichnet! Schon Goethe hat gesagt: Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren. Sie bleiben bei uns!“ Nun, Befehl ist Befehl. Ich schlug die Hacken zusammen und blieb. Meine erste Freude war, daß ich meinen Sanitätsunteroffizier Schönknecht wieder traf. Wir wollten in der neuen Situation zusammenhalten. Da solch ein Soldatenprogramm reichlich bunt zu werden versprach, so verabredeten wir, einfach von der Bühne zu verschwinden,

wenn es gegen das Gewissen ging. Die zweite Freude hatte ich, als ich abends auf meinem Strohsack meine Bibel las. Neben mir lag ein junger Soldat, der als Kulissenschieber fungierte. Als er meine Bibel sah, kriegte er erstaunte Augen und fragte erfreut, ob er mitmachen dürfe. Er war der Sohn von ostpreußischen Gemeinschaftsleuten und bisher beim Kommiß einsam geblieben. Wie gut tat es, nun Abend für Abend mit ihm das gute Brot Gottes zu teilen. Eigentlich kam ich bei diesem komischen Haufen aus der Freude gar nicht heraus. Ganz ungesucht gab es gute Gespräche von Wert und Tiefe. Einer nach dem andern suchte mich auf und interviewte den sonst nicht oft angetroffenen Pastor. Im übrigen hatte unser Leutnant den vernünftigen Gedanken, mich zum Ansager in der Kinderaufführung zu machen. Ich sang den Joachimsthaler Kindern nach der Melodie von „Wer will unter die Soldaten . . .“ ein Lied aus dem Leben der Landesschützen vor, das ich zusammengebastelt hatte. Ich glaubte, damit dem Vaterland den erwünschten Dienst getan zu haben.

Daß ich einige Tage später auf der Kanzel der Joachimsthaler Kirche stehen durfte, war mir freilich noch lieber. Ein Teil der Kameraden kam ganz gern mit zur Kirche. Als ich mich dann in Angermünde in der Schreibstube zum Dienst melden sollte, war der erste Auftrag, ich sollte einen Sack Erbsen holen und die guten auslesen. Der Soldatenstand ist voller Überraschungen. Dazu war ich also zwei Monate ausgebildet und aus dem Diakonissenhaus abgelöst. Ich lebte eine Zeitlang in einem böse verwanzten Krug „Zum grünen Baum“, wo unter den jungen Burschen eine sehr üble Etappenluft herrschte. Es gelang mir aber endlich, einen kleinen Kreis etwas ernsterer Kameraden um mich zu sammeln. Dann bekam ich ein Kommando an ein Italienerlager, wo ich täglich meine Italiener in der Herrgottsfrühe zum Bahnhof begleiten und gegen Abend wieder abholen mußte. Wir wurden bald Freunde und machten einander keine Not. Zwar mußte ich eine Stunde früher als sonst aufstehen, aber dafür hatte ich hernach eine herrliche stille Stunde neben einem warmen Gasofen. Hier habe ich monatelang morgens über der Bibel ackern können. Ich las die Offenbarung des Johannes, Psalmen und Propheten und schrieb mir zu jedem Vers einige Gedanken auf Blätter meines Ringbuchs. War ein Blatt voll, so kam es in den Feldpostbrief an meine Frau. Daß ausgerechnet diese losen Blätter all die wüsten Zeiten überlebten und noch in meiner Hand sind, scheint mir wunderbar.

Über diesen Zustand eines sehr wenig beschäftigten Vaterlandsverteidigers war ich nicht glücklich. Zwar traf ich im Dorfmissionar Karl Weber einen alten Bekannten aus der Berliner Stadtmis-

sion und konnte einige Male seine Stunden besuchen. Auch in den Pfarrhäusern der Stadt fand ich brüderlichen Zugang. Meine Frau besuchte mich mehrmals auf einige Stunden, einmal sogar mit unserem Jüngsten. Aber die Zustände in solch einem Etappennest sind böse. Ich machte daraus kein Hehl und stieß einige Male auf harten Widerstand. In solch einem Fall nimmt der Soldat kein Blatt vor den Mund. Ich merkte, wie auch bei mir die Höflichkeit Europas langsam schwand und ich keine Antwort schuldig blieb. Immerhin suchte mich auch manch ein Kamerad aus ernsteren Gründen auf. Besonders ein Hauptmann aus Berlin liebte es, mit mir zu schwatzen und mich mit seiner Rasse-Religion zu provozieren. Es war meist ein gutmütiges Geplänkel. Aber offenbar fühlte er sich selbst in seiner Haut nicht wohl.

Bald nach Weihnachten kam einer der Kameraden zu mir gelaufen und rief: „Brandenburg, du sollst schnell zur Schreibstube kommen. Ihr seid ausgebombt!“ Mit diesem Geschick hatte ich längst gerechnet. Aber im Augenblick gab es doch einen kleinen Schock. Auf dem Wege zur Kommandantur im Rathaus suchte ich mich zu fassen. Ich meine, noch den Pflasterstein in der Nähe der alten Kirche zeigen zu können, auf dem ich mich soweit durchgerungen hatte, daß ich Hiobs Bekenntnis nachsprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Ich bekam also „Bombenurlaub“, wie das geschmackvolle Wort hieß, und fuhr nach Lichtenrade. Schon unterwegs durch den Ort hörte ich, daß es nicht ohne Tote abgegangen war. An jenem Abend hatten unser Traugott, der noch auf Urlaub war, und seine Verlobte in unserem Pfarrhaus die noch in Lichtenrade vorhandenen Jungen und Mädels zur Bibelarbeit gerufen. Sie haben mir später erzählt, wie gerade diese Bibelarbeit ihnen gut getan hätte. Als die Vorwarnung ausgegeben wurde, lief ein Teil der Jugend heim, wer aber weitere Wege hatte, blieb. Nachdem sie sich im Souterrain gesammelt hatten, fiel eine schwere Mine auf den einzigen wirklichen Luftschuttkeller des Anstaltsgeländes und tötete etwa ein Dutzend Frauen, darunter zwei Diakonissen unseres Hauses und die Oberin einer Inneren-Missionsanstalt in Weißensee mit ihren Mitarbeiterinnen. Die Druckwelle riß die Tür unseres Hauses auf, brach fast alle Fenster mit Rahmen aus den Mauern und deckte das Dach ab. Von den jungen Menschen wurde keiner verletzt, wenn sie auch alle zu Boden geworfen wurden. Sie haben dann laut miteinander das Unser-Vater gebetet. Dann kam der Chauffeur der Anstalt gelaufen und erbat ihre Hilfe beim Bergen der Verschütteten. Die Jungen haben dann kräftig geholfen, bis der amtliche Bergungstrupp eintraf.

Ich war nicht nur dankbar, daß diese Jugend bewahrt blieb, sondern auch dafür, daß in unserem Hause vor seinem Zerbruch noch einmal Jugend um das Wort Gottes gesammelt war.

Auch meine Frau traf aus Schönfeld ein. Sie im Trainingsanzug, ich in Uniform – so haben wir beide Scherben und Schutt geräumt und zu bergen gesucht, was noch zu bergen war. Wir hielten uns beide aufrecht – bis ich an die Sachen unseres gefallenen Eberhard kam. Da verlor ich völlig die Fassung. Ich vergesse nicht, wie meine Frau mich bei der Hand nahm, sich und mich auf eine Kiste setzte und unser Hochzeitslied anstimmte: „Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth.“ Und besonders den Vers: „Bald mit Lieben, bald mit Leiden kamst du, Herr, mein Gott, zu mir, nur mein Herze zu bereiten, ganz sich zu ergeben dir.“ Da fand ich bald wieder mein Gleichgewicht. Wie sagt doch das alte Wort? Loben zieht nach oben, und Danken schützt vor Wanken.

Unser alter Freund, Pastor Hans Dannenbaum, kam im Auto zu uns gefahren, weil er von unserem Malheur gehört hatte. Nun konnte ich ihm fröhlich zurufen: „Komm, Hans, hier ist großer Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts! Du kannst dir von den Büchern aussuchen, was du gebrauchen kannst.“ Er wehrte heftig ab, aber schließlich bat ich ihn, das neue Klopstockbuch von Kindt für seine Frau mitzunehmen. Dadurch ist dieses Buch gerettet worden. Nach dem Kriege schenkte mir Dannenbaum das Buch wieder zurück. Es hat für mich dadurch einen besonderen Wert, daß er es seinerzeit Dietrich Bonhoeffer im Tegeler Gefängnis geliehen hatte. Im Buch „Widerstand und Ergebung“ erwähnt Bonhoeffer, daß ihm das Buch wert war.

Viel schwerer als das Wegräumen von Schutt und Scherben war dann mein Dienst am Massengrab. Wir mußten von einem Sarg zum andern warten, weil die Säрге nicht so schnell geliefert werden konnten. Welch ein Sterben ging durch unser deutsches Volk!

Noch einmal bekam ich einen kurzen Berlin-Urlaub, als meine Schwiegermutter erster Ehe, Frau von der Decken, die jahrelang den Kindern die Mutter ersetzt hatte, unter einem vierstöckigen Hause in der Martin-Luther-Straße Schönebergs verschüttet worden war. Fast alle Miteinwohner waren umgekommen. Sie wurde vor den nachstürzenden Steinen geschützt durch einen sich schräg stellenden Eisenträger. Dreieinhalb Stunden blieb sie im Finstern und wußte nicht, ob ihr Rufen gehört wurde. Ein Bergungstrupp holte die fast Achtzigjährige aus den Trümmern, nachdem sie sich eine Leine unter die Arme gezogen hatte. Ich besuchte sie einen Tag darauf im Lazaruskrankenhaus, wo sie eingeliefert

war, um ihren Schock zu überwinden. Sie hatte nur das nackte Leben retten können.

Wie sehr wir alle mitten im Leben vom Tod umfassen waren, wurde mir auch deutlich, als unerwartet eines Tages unser Flakhelfer Hans-Christian zu mir nach Angermünde kam. Er hatte einen Abschiedsbrief in der Tasche, denn er rechnete damit, den nächsten Nachtangriff der englischen Flieger auf Berlin nicht mehr zu überleben. Er bat, mit mir noch einmal das Abendmahl nehmen zu dürfen. Jene Stunde im Zimmer des Pfarrers hat uns tief verbunden. Ich entließ meinen Jungen in der Erwartung, daß der Sechzehnjährige das nächste Kriegsoffer sein würde. Gott aber hatte andere Absichten mit ihm. Notdürftig ausgebildet als Soldat, mit Holzsohlen an den Stiefeln, wurde er Maschinengewehrscütze an der Oder bei Wriezen. Ein Schuß durch das rechte Handgelenk machte ihn kampfunfähig. Im Lazarett in Schwerin wurde er ausgeheilt, wo seine Großmutter inzwischen eine Unterkunft bei Verwandten gefunden hatte.

Im März 1944 konnte ich in Schönfeld meinen Geburtstag feiern. Als ich zurückkehrte, begegnete mir jener diskussionsfreudige Hauptmann mit den bedauernden Worten: „Brandenburg, mit wem werde ich jetzt Krieg führen?“ – „Herr Hauptmann, an Feinden fehlt es uns ja wirklich nicht.“ Aber er meinte mich als seinen Gegner. Ich wußte noch gar nicht, daß ich inzwischen nach Berlin abkommandiert war.

Am Tage darauf hatte ich mich schon in Moabit in der ehemaligen Kriegsakademie zu melden, wo jetzt die Dolmetscherlehrabteilung untergebracht war. Trotz Tages- und Nachtangriffen aus der Luft war ich nicht ungerne in Berlin. Nun konnte ich doch je und dann das Diakonissenhaus in Lichtenrade besuchen. Eines Abends war ich in der Nähe des Bahnhofs Bellevue bei den Schwiegereltern unseres Traugott. Diesen Besuch mußte ich vorzeitig abbrechen, da wieder Einflüge feindlicher Flieger gemeldet wurden. Unterwegs heulten die Sirenen schon in Halensee. Ich hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen Luftschutzkeller und irrte im Dunkeln zwischen den Ruinen des Grunewaldviertels. Unerwartet stand ich vor dem Martin-Luther-Krankenhaus. Im stockfinsternen Flur entdeckte mich der Hauswart, wir tasteten aufeinander zu, und er geleitete mich in den Keller der Kranken. „Aber nun legen Sie sich hier auf den Liegestuhl und machen Sie die Augen zu! Sonst muß ich Sie in den Splittergraben leiten.“ So lag ich plötzlich als „Pseudokranker“ im Martin-Luther-Krankenhaus. Nach der Entwarnung lüftete ich mein Inkognito und begrüßte die Schwestern. Wozu man doch im Soldatenrock fähig ist! – Der

Heimweg war umständlich, weil die S-Bahn lahmgelegt war. So kam ich zu Fuß lange nach dem Zapfenstreich an und wurde vom Posten zum Unteroffizier vom Dienst geführt. Der forderte mein Dienstbuch, blickte hinein, schickte den Posten hinaus und fragte: „Sie sind im Zivil evangelischer Pastor?“ – „Jawohl!“ – „Gute Nacht!“ – Damit war ich mit dem Dienstbuch in der Hand entlassen. Ich habe jenem Unteroffizier – im Zivil ein Seidenfabrikant in Krefeld aus einer oberbergischen Familie – später einige Male versichert, wie sehr er die Würde der damaligen Wehrmacht durch sein Verhalten in meinen Augen gehoben habe. Der Seidenfabrikant war später gewöhnlicher „Kammerbulle“ bei meinem neuen Haufen.

Erst allmählich verstand ich, was aus mir hier in Moabit werden sollte. Es wurde eine „Turkvölkische Dolmetscherschule“ zusammengestellt. In ihr sollten in dreimonatigen Kursen Vertreter der Turkvölker aus Turkestan und der Tatarei, aber auch Vertreter der kaukasischen Bergvölker, die in unserer Wehrmacht mitkämpften, die deutsche Kommandosprache lernen, um als Sprachmittler in der Truppe zu fungieren. An der Spitze dieser Schule, die als eine Abteilung von drei Kompanien aufgezogen war, stand ein Hauptmann aus Wien, der als Ingenieur in der Türkei gewesen war und daher etwas Türkisch konnte. Im übrigen waren wir ein Sammelsurium von Mehrsprachlern, obwohl es ganz unwesentlich war, welche weitere Sprache wir konnten. Im Unterricht durfte ohnehin nur die deutsche Sprache benutzt werden, um durch die direkte Methode schneller zum Ziel zu kommen. Wir wenigen Balten konnten etwas Russisch. Ein Wiener Musiker war da, der Isländisch sprach, weil er eine Zeitlang in Reykjavik auf Island gewirkt und dort auch seine Frau gefunden hatte. Die Küche und das Kasino leitete ein Hotelier aus Südtirol, dem das Italienische nicht fremd war. Der Baumeister konnte Chinesisch, weil er in Tsingtau geboren war. Neben Sudetendeutschen, die Tschechisch konnten, hatten wir mehrere Assistenten von fremdsprachlichen Instituten, so zum Beispiel Spezialisten für Arabisch und Armenisch. Dazu kamen Auslandskaufleute und eine Anzahl deutsche Studienräte, die gewohnt waren, Englisch und Französisch zu unterrichten. Wäre kein Krieg gewesen, so wäre dieser Haufe eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Auffrischung meiner Bildung geworden. Ich habe dann von allem ein wenig genippt. Die Zusammensetzung dieses Lehrpersonals brachte ein gewisses Bildungsniveau und ließ den Verkehrston etwas bürgerlicher werden.

Unser erstes Standquartier sollte in Lothringen nahe der saarländischen Grenze sein. Mir war die Gegend und der Weg dahin neu

und darum nicht uninteressant. Schon auf dem Wege zum Verladebahnhof in Moabit lernte ich einen Hamburger Kaufmann kennen, der offenbar während des Krieges den Ruf Christi gehört und ernst genommen hatte. Er sagte mir beiläufig, er rechne damit, daß ich bald einen Bibelkreis sammeln würde. Wiedermal kam, unprovokiert durch mich, solch eine Anregung an mich heran. Ich war Kamerad Hermann Fehling für seine Anrede sehr dankbar. Sie sollte recht folgenreich werden. Auf dem Transport kam ich als einziger Deutscher in einen Güterwagen mit einigen Dutzend Turkestanern. Ich war auf unsere Symbiose recht gespannt. Es ging aber vorzüglich. Ich wurde von meinen moslemischen Kameraden aufs höflichste behandelt. Es war ein guter Start für die nächsten Monate. Beim Bummeltempo unserer Reise wurde ich müde und schlief tagsüber viel im ausgelegten Stroh. Während ich eines Tages im Halbschlummer lag, fiel mir auf, wie ruhig sich die Männer verhielten. Nur einer sprach in monotonem Tonfall wohl eine Stunde lang. Ich hatte einen Augenblick die Sorge, daß hier vielleicht in usbekischer Sprache eine defätistische Rede gehalten würde. Die meisten Vertreter dieser asiatischen Völker stammten ja aus unseren Gefangenenlagern. Als ich wieder munter war, fragte ich den Erzähler, was er für eine lange Rede gehalten habe. Er hatte ein Märchen erzählt. Sein Großvater aus Samarkand oder dort irgendwo sei ein passionierter Märchenerzähler gewesen. Von dem hätte er viel gelernt. Ich bat ihn nun, mir das Märchen in russischer Sprache zu wiederholen. Er erfüllte meine Bitte, und ich war eine Weile in die Welt von Tausend und eine Nacht versetzt. Leider habe ich mir die Zeit zur Niederschrift nicht genommen. Es war eine phantasiereiche, saubere Geschichte mit viel Farbenfreude. Dies war der erste sympathische Zug, den ich an diesen Fremden entdeckte. Viele von ihnen habe ich sehr schätzen gelernt. Gewiß gab es auch Ausnahmen. Folgende Völkerstämme waren in unserer Schule vertreten. Aus Turkestan: Kasachen, Kara-Kirgisen, Usbeken, Turkmenen, Kara-Kalpaken, Tadschiken. Aus dem Kaukasus: Armenier, Aserbeidschaner, Georgier (Grusinier), Migrelier, Abhasen, Tscherkessen, Ossetinen, Tschetschenen, Inguschen, Kabardiner, Karatschajen. Aus der Tatarei und dem Wolga- und Uralgebiet: Tataren, Baschkiren, Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Permjakten, ein Türke und ein Kalmücke. Auffallend war mir, daß die Mohammedaner auf die buddhistischen Kalmücken mit Verachtung herabsahen. Nur die Armenier und Georgier stammten aus christlichen Volkskirchen, waren aber weithin Atheisten geworden. Ich bin fast immer gut mit diesen Fremdländern ausgekommen und könnte manche freundliche Erlebnisse berichten.

Als uns einmal ein „Kraft-durch-Freude“-Theater besuchte, lud ich einen älteren Usbeken ein, mitzukommen. Er sagte mir: „Herr Sonderführer, mein Theater ist die Natur.“ Und er fügte hinzu: „Ich komme aus der Sowjetunion. Sie meinen da, sie haben Kultur, wenn sie Motoren und Elektrokombinate haben. Aber ich habe kein Gewissen und kein Schamgefühl gefunden. Wo bleibt die Kultur der Seele?“ Ich konnte dem lieben Mann die Evangelien in usbekischer Sprache in arabischer Schrift schenken, die er lesen konnte. Das war einer der seltenen Fälle, wo ich an meine Schüler auch mit dem Evangelium herankommen konnte.

In der ersten Zeit hatten wir gemischte Klassen aus allerlei Völkern und Sprachen. Später wurden die Klassen nach Nationen zusammengestellt. Und wir Lehrer durften uns wählen, welche Völker wir unterrichten, deren Sprache wir lernen wollten. Ich wählte die Armenier. Dabei ging es nicht nach Sympathie, da ich gerade unter Usbeken und Kabardinern Freunde hatte. Aber ich meinte, beim alten Volk der Armenier, das als erstes den Christenglauben zur Staatsreligion erhoben hatte, mancherlei zu lernen. Kirchenhistorisch sind die armenischen Quellen und Urkunden von großer Bedeutung. Nun, viel Armenisch habe ich nicht gelernt, aber ich habe unter meinen Armeniern auch einige prächtige Leute gehabt. Die Stunden waren ja inhaltlich genau festgelegt. Aber einmal in der Woche konnte ich eine Stunde frei gestalten. Wir lernten dann deutsche Lieder, oder ich schrieb Sprichwörter an die Tafel. Etwa „Morgenstunde hat Gold im Munde“ oder „Mit großen Herrn ist schlecht Kirschen essen.“ Aber je und dann mischte ich auch ein Bibelwort hinein, etwa: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ Interessant war's, daß mein letzter Hauptmann, ein gemütvoller Österreicher, das irgendwie spitz gekriegt hatte. Er hat mir mal später gesagt: „Ich hob's ja g'wußt, daß Sie Bibelsprich' an die Tofel g'schrieb'n ham. Aber i hob dacht: Was schadt's?“ Unsere Nazis waren dem Pastor gegenüber doch immer etwas mißtrauisch.

Damit habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Die Ankunft in Rohrbach – zwischen Bitsch und Saargemünd in Lothringen – war äußerlich eine angenehme Überraschung. Das hübsche Dorf lag im Tal, ein wenig auf der Höhe – die einstöckigen französischen Kasernen, die in den Rahmen der Maginotbefestigungen gehörten. Wenn wir zuerst erheblich froren, war das die Schuld unseres Oberzahlmeisters. Auch die hygienischen Verhältnisse waren nicht so, wie wir sie aus deutschen Kasernen kannten. Aber die Anfangsschwierigkeiten waren bald überwunden. Zuerst lag ich in einer Mannschaftsstube, später wurde ich Sonderführer im Rang eines

Unteroffiziers; da wohnten wir zu zweit und dritt in netten Stuben. Auch mit meinem Kompaniechef hatte ich Glück, ebenso mit dem Hauptfeldwebel. Unsere dritte Kompanie war erheblich besser dran als die anderen.

Lothringen ist ein schönes Land. Ich sollte es später auch als Kriegsgefangener kennenlernen. Die weitgestreckten Hügel, die frische Luft vom Westen her, das gesunde Klima – ich fühlte mich hier sehr wohl! Ich lernte Karl den Kühnen verstehen, der versucht hatte, hier ein Zwischenreich zwischen Frankreich und Deutschland zu gründen – von Burgund über Lothringen bis nach Flandern. Die deutschsprechende Bevölkerung war wohl meist französisch gesinnt. Wie sollte der Nationalsozialismus sich hier viel Freunde gewinnen, zumal alles streng katholisch war! Das Geschick dieser Grenzländer ist nicht leicht. Ich dachte an meine baltische Heimat.

Wir trafen wenige Tage vor Ostern ein. Am Karfreitag hielt Pfarrer Helminger aus Saargemünd im Saal des kleinen Gerichtsgebäudes einen Abendmahlsgottesdienst, auf den ich durch Kameraden aufmerksam gemacht wurde. Der Saal war voll. Die Gemeinde bestand zum Teil aus elsässischen Beamten, zum Teil auch aus mennonitischen Landwirten, die früher hier noch zahlreicher ansässig waren. Nach dem Gottesdienst lernte ich die Familie L. kennen, die aus dem Elsaß stammte und sich für die evangelischen Gottesdienste hier verantwortlich fühlte. Sehr viel danke ich dieser gastfreien Familie, in der ich nun zu verkehren begann und deren gesunde Ansichten eine Erquickung waren in dieser verwirrten Zeit. Wir haben wohl nie vergessen, daß wir uns im Abendmahlsgottesdienst kennenlernten. Als ich meinen Pfarrbruder zum Bahnhof begleitete, erkannten wir uns beide als Altfreunde der DCSV. Er bat mich, doch in Zukunft die Predigten in Rohrbach zu übernehmen, da ihm kein Auto zur Verfügung stand und er viel Vertretungen hatte. Mein Kompaniechef, mit dem ich die Sache besprach, war einverstanden. Seitdem habe ich bis zum Spätherbst 1944 alle vierzehn Tage regelmäßig in Rohrbach gepredigt. Ich zog einen elsässischen Talar an und erbat mir von Salem eines der dort überzähligen Harmonien, das auch bald per Fracht eintraf. Das Instrument hat die „Befreiung“ durch die Amerikaner nach Beschuß und den Einzug der Franzosen überlebt und tut auch jetzt noch einen guten Dienst. Nach dem Kriege war ich noch einmal drüben und erhielt sogar einen offiziellen Dank für diese Stiftung. Zum Gottesdienst kamen bald auch viele meiner Kameraden. Sogar mein katholischer Spieß sagte eines Tages: „Brandenburg, wenn Sie wieder Messe halten, sagen Sie es mir! Dann komme ich auch.“ Es blieb aber beim guten Vorsatz.

Auch der geplante Bibelkreis entstand bald und hat sich bewährt. Zu meiner Freude wurde er „oekumenisch“. Auch ein Methodist machte mit und bald auch einige Katholiken.

Eine tragikomische Episode geschah um Pfingsten. Ein Leutnant, der sich keiner großen Sympathien erfreute, hörte von dem Kreis und fragte, ob er teilnehmen dürfte. Er wurde selbstverständlich eingeladen, und es gab gerade an diesem Abend eine gute und lebhaft Diskussions, die noch auf einem Abendbummel fortgesetzt wurde. Ein paar Tage später wurde ich zum Chef befohlen. Er war Katholik, aus Wien, ohne von seiner Kirche sichtbaren Gebrauch zu machen. Ich meldete mich gespannt bei ihm. Schon mehrfach hatte er merken lassen, daß ich ihm höchst unsympathisch sei. Auch jetzt sah er mich gar nicht an, reichte mir nur einen Papierstreifen und sagte auf wienerisch: „Lesen S'!“ Es war ein Tagesbefehl des „Führers“ des Inhalts, daß evangelische Pfarrer nicht in Uniform predigen dürften. Höchstens ausnahmsweise im Urlaub. Ich knallte die Hacken zusammen und gab das Blatt zurück. „Richten Sie sich danach!“ schnarrte er mich an. Ich merkte, wo es hinausging, und meldete mit erwünscht lautem Ton: „Habe mich immer danach gerichtet, Herr Hauptmann.“ – „Aber Sie predigen doch?“ – „Aber nie in Uniform, Herr Hauptmann.“ – „Ja, wie mochen S's?“ – „Immer im Talar, Herr Hauptmann!“ – „Na, dann mochen S' aber keine Reklam für die G'schicht'!“ – „Jawohl, Herr Hauptmann.“ Ich war entlassen. Im Vorzimmer beim Adjutanten lauerte jener schleimige Leutnant auf mich. Offenbar wollte er die Wirkung seiner Denunziation erleben. Er kam mit schiefem Lächeln auf mich zu und beteuerte: „Es tut mir ja so leid, Brandenburg!“ Ich erwiderte bloß: „Ich verstehe gar nicht, warum ich Ihnen leid tue, Herr Leutnant“, und ließ ihn stehen.

Es blieb dann auch alles beim alten. Ich wurde weder beim Gottesdienst noch beim Bibelkreis gestört. Im Gegenteil. Gerade unter katholischen Kameraden fand ich ein paar sehr liebe Freunde, mit denen ich bis heute herzlich verbunden bin. Ich teilte die Stube mit zwei Kameraden. Dem einen, sudetendeutscher Katholik, trat ich persönlich näher. Wir waren ein etwas ungleiches Gespann, denn er gehörte im Zivil der SS an. Hinter ihm lag eine schwere Kindheit. Er war charakterlich schwierig und kontaktarm. Aber er war ein sauberer Junge. Als ein Kompaniefest in Aussicht war, sahen wir beide trübe, nicht nur weil mit einer großen Trunkenheit zu rechnen war. Auch der Kompaniechef sah schwarz. Da machte ich meinem Kameraden aus Böhmen den Vorschlag: „Erich, wir gehen zum Hauptmann und bieten uns an, das Programm zu machen. Es muß so lustig werden, daß alle nicht aus dem Lachen herauskom-

men, und zugleich so sauber, daß unsere Frauen hätten dabei sein können. Wenn die Leute lachen müssen, merken sie gar nicht, daß Thema Nr. 1 gar nicht vorkommt.“

Erich war gleich dabei. Der etwas hilflose Hauptmann war beinahe glücklich. Der Spieß mußte dafür sorgen, daß nicht zu viel Schnaps hergegeben wurde. Die Sache klappte dann gut. In Erinnerung an die Feste unserer Kinderzeit hatte ich ein Couplet gedichtet nach der Melodie: „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt.“ Die Herren Offiziere wurden dabei nicht geschont, besonders nahm ich unsern Oberzahlmeister aufs Korn, denn wir hatten Ursache, mit ihm sehr unzufrieden zu sein. Ich hatte die Lacher auf meiner Seite. Das Fest verlief ohne Störung.

Für meinen Unterricht hatte ich vorher eine Art seminaristischer Ausbildung bekommen. Ich lernte dabei allerhand, denn ein großer Katechet bin ich nie gewesen. Unerfreulich war es, wenn unser General zur Inspektion erwartet wurde. Selbst wenn ich starke Nerven gehabt hätte, hätten mich der Spieß und die Offiziere mit ihrer Aufregung angesteckt. Es half mir auch nicht, daß ich versuchte, die Sache von der komischen Seite anzusehen. Kommiß bleibt Kommiß. Aber auch solche Tage wurden überstanden. Im Frühling und Frühsommer konnten wir an den Sonntagen noch die schöne Gegend genießen. Das wurde bald anders nach der Landung der Amerikaner an der Normandie. Als jene Nachricht kam, ging ich allein auf eine Höhe. Hier in der Stille einer Bergwiese schüttete ich mein Herz vor Gott aus. Ich wußte: Nun naht die furchtbare Katastrophe! Auch in jener Stunde begegnete mein Gott mir neu. Ich konnte alles in seine Hände legen: meine Frau und die Kinder, meine Mutter und Geschwister, mein Volk und meine Kirche, auch mich selber! Ich war bereit.

Aber unser Schulbetrieb ging weiter. Ich lehrte die Kommandosprache und übte Geländebeschreibungen, ich erklärte die Formierung eines Heereszuges und die Rangabzeichen in der Wehrmacht. Manchmal gab es seltsame Mißverständnisse. Als ich die erste Klasse des starken Zeitwortes übte: singe, sang, gesungen – trinke, trank, getrunken! – sollten Beispiele gemacht werden. „Ich singe ein Lied, ich sang ein Lied, ich habe gesungen ein Lied“ (ja, ja, die Wortstellung im Deutschen war nicht leicht). Ich erinnerte nochmals: „Merken Sie sich's: i! — a! — u! —“ Antwort: „Ich trinke Milch, ich trinke Malch, ich trinke Mulch.“ Dabei mußte ich todernst bleiben.

Ich sitze eines Tages über meinen Büchern in meiner Stube. Da kommt der Spieß: „Brandenburg, Sie bekommen Besuch!“ In der Tür steht meine Frau! Sie war trotz des schweren Beschusses der

Züge durch Flieger von Norddeutschland bis zu mir gekommen. Mein mir wohl gesonnener Kompaniechef erlaubte mir gleich, ein Zimmer im Ort zu mieten und gab mir etwa vierzehn Tage lang halben Urlaub. Nur vormittags unterrichtete ich etwa drei Stunden. Wir beide rechneten damit, daß wir Abschied fürs Leben nehmen mußten. Aber ich danke es meiner Frau, daß wir uns nicht dem Schmerz und der Angst ergaben, sondern einander im Glauben stärkten. Wie schön waren die abendlichen Spaziergänge beim warmen Augustwetter! Meine Frau lernte meine kleine Gemeinde und die guten Freunde kennen. Damals ahnten wir nicht, daß wir etwa zehn Jahre später unsere liebe Hauswirtin noch einmal auf einer Sommerreise besuchen würden.

Schon vorher hatte ich eine ähnliche Überraschung. Wir hatten uns gerade zum Appell aufgebaut, als ich in der Ferne meinen Flakhelfersohn in seinem für ihn charakteristischen Gang kommen sah. Er machte sein „Männchen“ vor dem Spieß und fragte: „Kann ich Sonderführer Brandenburg sprechen?“ Dieser kapierte schnell, winkte mir mit dem Daumen und sagte bloß: „Brandenburg! hui!“ Damit war ich aus der Front entlassen. Die rührende Familie L. nahm meinen Jungen in ihre Wohnung auf und überließ Hans-Christian das Bett des Sohnes, der mit dem Vater das Bett teilte. Ich bekam einen Tag Urlaub, und wir beide denken heute noch gern an die herrliche Wanderung durch die Nordvogesen. Wir sangen viel Wanderlieder, deren Hans-Christian Hunderte im Kopf hatte.

Ehe wir aus Rohrbach ins Reich zurückverlegt wurden, erreichte mich hier die Nachricht vom Tode unseres Traugott südlich von Warschau. Aufgehalten durch dauernde Luftangriffe, fuhr ich auf Umwegen nach Berlin, wo wir in der Salemskapelle, wie vor einem Jahr für Eberhard, nun auch für unseren Ältesten eine Trauerfeier hielten. Hier hatten wir mit Traugott bei seinem Heimaturlaub auf seine Bitte gleich nach seiner Ankunft im Kreise der Familie eine Abendmahlsfeier gehalten. Hier konnte ich mit wundem Herzen den Heiland unseres Jungen rühmen, der ihm früh Herz und Auge für sich geöffnet hatte. Er hatte aus Traugott einen erstaunlich frohen und tapferen Zeugen gemacht. Sein Freund Konrad von Rabenau, heute Professor in Naumburg, sagte ihm warme Worte des Gedenkens, anknüpfend an das Wort aus Traugotts Lieblingspsalm 18: „Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen.“ Zwei Wochen später wollte Traugott heiraten. Nun trauerte mit uns seine Verlobte, die wir wie unsere Tochter liebten.

Bald nach meiner Rückkehr nach Rohrbach wurde die Turkvöl-

kische Dolmetscher-Schule nach Ohrdruf in Thüringen verlegt. Hier blieben wir nur etwa vier bis sechs Wochen. Der Schulbetrieb ging weiter. Gleich am ersten Sonntag besuchte ich das Schloßgut, dessen Pächter, wie mir aus Berlin geschrieben war, die Leitung der Landeskirchlichen Gemeinschaft hatte. Es war ein verregneter Sonntag. Mein Mantel tropfte und die Stiefel auch. Als ich die Tür aufmachte, stand ich einer kuchenbeladenen Kaffeetafel gegenüber, die mein Soldatenherz lachen machte. Im selben Augenblick stand auch der Hausherr auf, kam mir strahlend entgegen und sagte: „Ah, Pastor Brandenburg, wir kennen uns ja!“ Ich hatte keine Ahnung. Es stellte sich heraus, daß Herr Holder im Sommer 1926 der Vertreter der Hohenheimer DCSV war, als ich auf jener schönen Sommerreise beim DCSV-Treffen in Waldenbuch die Andacht über Joh. 15.1-5 gehalten hatte. Während des ganzen Ohrdruffer Aufenthaltes hatte ich hier im Hause Holder ein freundliches Refugium. Die Wohnung stand mir jederzeit zur Verfügung, zu jeder Mahlzeit war ich willkommen, sogar Kameraden durfte ich mitbringen, wenn ich sie telefonisch anmeldete. Als wir nach einigen Wochen weiter nach Schlesien verlegt wurden, kamen die treuen Freunde nachts auf den Bahnhof, um mir eine Decke zu bringen und mich mit heißem Kaffee zu erquicken! Besonders schön war es, daß ich in diesen sechs Wochen regelmäßig die Gemeinschaft bedienen durfte. Mein Soldatenkreis erweiterte sich durch mehrere Offiziere, einen baptistischen Hauptmann und einen Oberleutnant aus der Methodistenkirche, mit dem mich bis zur Gegenwart eine herzliche Bruderschaft verbindet. Auf Bitten jenes Hauptmanns erlebten wir einen interessanten Nachmittag. Er wußte, daß im nahen Gotha der Verfasser einer damals in Abschrift kursierenden Schrift „Der weiße Herzog“ lebte. In dieser Schrift, die eine eigenwillige Auslegung der Offenbarung brachte, galt Adolf Hitler als der Reiter auf dem weißen Pferde, der „auszog, um zu siegen“. Nachdem der Verfasser uns nachmittags eine gute Gemeinschaftsstunde gehalten hatte, kamen wir bei einer Kaffeetafel auf sein Thema zu sprechen. Es war mit Händen zu greifen, daß der Sieg längst verspielt war. Die Alliierten standen bei Aachen. Aber unser Prophet wußte alles umzudeuten. Setzte ich gegen seine Bibelworte andere und meinte ich gar, es sei willkürlich, so auszuliegen, so antwortete er mir überlegen: „Ja, dazu muß man eben die prophetische Gabe haben.“ Darauf konnte ich ihm nichts antworten. Der leidgeprüfte Mann tat mir leid. Es kann einem Propheten nichts Schlimmeres passieren, als daß er sich über die Inspiration Gottes täuscht. Es war bei jenem Mann gewiß kein böser Wille, wohl aber schwärmerische Unnüchternheit. Wie viele sind

durch ihn verwirrt worden! Mein Mißtrauen gegen Leute, die sich einer prophetischen Gabe rühmen, ist seitdem größer geworden.

Meine Stube teilte ich wieder mit einem katholischen Kameraden aus dem Sudetenland. Es war ein musikliebender Lehrer, der auch meinen Bibelkreis besuchte und sich von mir eine Taschenbibel erbeten hatte. Ich sehe ihn noch am Tische über der Bibel sitzen. Zuweilen ging ein solch fröhliches Lächeln über sein Gesicht. Es konnte vorkommen, daß er sich im Lesen unterbrach und sagte: „Weißt du, dir ist das ja alles längst bekannt, aber mir ist das meiste neu und darum so überraschend und beglückend.“ Als wir uns nach Monaten trennten, weil wir zur Front abgestellt wurden, rief er mich in den dunklen Hof und sagte: „Es ist ungewiß, ob wir uns in diesem Leben noch wiedersehen. Ich möchte dir danken. Du brauchst dich um mich nicht mehr zu sorgen, ich weiß jetzt Bescheid.“ Er blieb am Leben. Wir sind auch heute noch über die Grenzen der Konfessionen in Christus verbunden.

Mein letzter Dienst in Ohrdruf war – Polizeidienst im Kino, wo ich mit dem Rücken zur Bildwand stehend achten mußte, daß nicht geraucht wurde. Da die Partei in Ohrdruf ein neues KZ einrichtete, siedelten wir nach dem Lager Neuhammer bei Sagan in Schlesien um. Hier wohnten wir zuerst in verwanzten Baracken ohne Licht. Ich erbat mir aus der „Heimat“ Kerzen, da das stinkende Karbidlicht sehr unerfreulich war. Schon an einem der ersten Sonntage sagte Kamerad M. zu mir: „Brandenburg, als Pfarrer solltest du dich eigentlich darum kümmern, ob es hier auch eine Kirche gibt.“ Er hatte recht. Ich ging, um zu rekognoszieren. Die nächste Kirche war sechs Kilometer entfernt. So weit durften wir nicht gehen. Unterwegs traf ich aber ein altes Männchen und fragte ihn: „Sagen Sie bitte, gibt es hier in Neuhammer nicht Leute, die zuweilen zusammenkommen, die Bibel zu lesen?“ Er sah mich zuerst erstaunt an, besann sich dann und sagte: „Da draußen in der Siedlung soll es solche geben.“ – „Und Sie waren noch nicht dabei?“ fragte ich ihn. Er schüttelte den Kopf, und ich ging zur Siedlung. Nach einigen weiteren Fragen fand ich die Wohnung, in der sich sonntags eine kleine Gemeinschaft sammelte. Die Wohnungsbesitzerin sprach immer wieder von dem alten Fräulein B., die arrangiere das alles. Die sollte ich besuchen! Und dann besuchte ich das kurzsichtige und etwas gebrechliche Fräulein B., die früher einen kleinen Handarbeitsladen hatte. Sie war von Gott offenbar zum heimlichen Pastor in diesen kirchenlosen Ort gesetzt. Wieder wurde mir deutlich, wie Gott durch die kleinen unscheinbaren Gemeinschaften, die so oft verachtet, verspottet oder gar bekämpft werden, unmeßbaren Segen in unser Volk leitet. Mit welcher einer

Treue machte Fräulein B. Besuche! Sie kannte alle ihre „Schäflein“, umsorgte und umbetete sie. Das alles geschah ohne irgendeine Gegenleistung. Wenn wir doch allseitig in der Kirche erkennen wollten, daß nur dort, wo das biblische Fundament gelegt ist, auch wirklich weitergebaut werden kann. Wie viel Kraft und Zeit geht verloren, indem man in die Luft baut. Man erwartet und verlangt vom natürlichen Menschen etwas, was nur der wiedergeborene geistliche Mensch zu tun bereit ist. Fräulein B. war unermüdlich hilfsbereit. Für mich übernahm sie das Stopfen meiner Strümpfe. Diese wurden nämlich bei meiner Behandlung immer kleiner, weil ich die Löcher einfach zusammenzog. Vor allem aber sorgte Fräulein B., daß in Neuhammer und Umgebung das Wort Gottes nicht verstummte. Ich wurde auch gleich angestellt. In jener Wohnung hielten wir am nächsten Sonntag Bibelstunde. Und am Sonntag darauf ging es in ein Nachbardorf hinaus. Die Kameraden, die sich sonntags ohnehin langweilten, kamen zahlreich mit.

Hier in Neuhammer wurde ich in eine Leutnantsuniform gesteckt. „Schmalspurlieutenant“ hieß das beim Kommiß. Nun wohnte ich in einer netten Leutnantsstube zusammen mit einem katholischen Balten. Wir wurden uns bald einig, eine „Una-Sancta“-Bibelstunde auf unserer Stube zu halten. Es gelang recht gut, und wir hielten den konfessionellen Frieden.

Hier hatte ich einen kleinen Usbeken als Burschen. Er heizte mir den Ofen und machte mir Besorgungen. Aber der charaktervolle Mann nahm keine Gegenleistung an, weder Zigaretten noch Geld. „Das tue ich alles aus Liebe zu Ihnen!“ Wie beschämten diese Muselmanen uns Christen!

In diesen Wochen standen wir begreiflicherweise vor der Gewißheit: Nun kommt der letzte Akt des Krieges mit allem Grauen. Als ich hörte, daß auch unser Dritter an die Front kommt, wollte ich ihn begreiflicherweise noch einmal sehen. Ich mußte ja damit rechnen, daß auch er ein Opfer des Krieges wurde. Solch eine Reise war aber jetzt nur in Verbindung mit einem Dienstauftrag möglich, da allgemeine Urlaubssperre war. Ich redete daher mit unserem Abteilungschef, der mich zwar nicht mochte, aber mit dem ich nun doch beim Essen im Offizierskasino am gleichen Tisch saß. Er erwiderte auf mein Anliegen: „Ja, sagen S' mir e Grund, daß ich Sie dienstlich fahren lassen kann.“ – „Herr Hauptmann, ich könnte Lehrmittel holen!“ Wir brauchten ja dauernd Hefte etc. Seine Antwort lautete: „Ach, wissen S' – Nährmittel wären mir lieber als Lehrmittel.“ Unsere leibliche Versorgung war längst sehr bescheiden geworden. Um einen Sack Äpfel, um einen Hasen oder ein Stück Speck gab er gerne Urlaub. Obwohl ich damit nicht die-

nen konnte, durfte ich doch fahren. Der Adjutant nahm mir übel, daß ich ihn übergangen hatte, und hielt mich absichtlich vierundzwanzig Stunden zurück. Das waren Augenblicke, wo ich mir meines Sklavenstandes bewußt war. Nur im Gedanken an den, der auch die Haare auf unserem Haupt zählt, blieb ich gefaßt. Ich konnte also von Hans-Christian Abschied nehmen. Fast hätte ich ihm an der Oderfront begegnen können, denn eines Tages wurde mir mitgeteilt, daß ich an die Front abgestellt werden sollte. Unser Chef protestete mir daraufhin sogar im Kasino zu. Aber es sollte nicht dazu kommen.

Eigenartig war das Weihnachtsfest. Bei starker Kälte mußten wir kilometerweit marschieren, um den Festraum zu erreichen. Ich marschierte zwischen einem arabisch-semitischen Typ aus Turkestan und einem negerhaften Krauskopf. Als wir so durch den schneeeigen Winterabend zogen, kam ich mir vor wie einer der „heiligen drei Könige“. Die Feier war trotz einiger gut gemeinter Chorgesänge und sogar einer kleinen Bescherung inhaltslos und unbefriedigend. In der Voraussicht dessen hatte ich vorher schon für den engeren Kameradenkreis der Lehrer eine Feierstunde mit Keks, Obst und allerhand lustigen Versen auf unserer Stube vorbereitet. Hier konnte ich auch die Weihnachtsgeschichte vorlesen. Wir rückten spürbar näher zusammen. Meinen Bibelkreis hatte ich vorher in unserer Unteroffiziersstube abgehalten, die wir zu vier Mann bewohnt hatten. Hier geschah es das einzige Mal während meiner ganzen Soldatenzeit, daß ich auf einen leidenschaftlichen Protest gegen den Bibelkreis stieß: Mein Bett Nachbar, ein Lehrer, behauptete, ihm würde schon übel, wenn er meine Bibel sähe! Ich hatte nun alle Mühe, ihn gegen die Entrüstung der anderen zu verteidigen, die mehr meinerwegen als um der Sache willen seine Reaktion übelnahmen. Ich sagte: „Kamerad H. hat ein volles Recht zu seinem Einspruch. Ich blase heute den Kreis ab.“ Statt dessen hatte ich unter einer verschneiten Tanne eine stille Gebetsstunde mit einigen neu zum Bibelkreis gestoßenen Kameraden. Kamerad H. aber war seitdem wie umgewandelt. Ich habe von ihm später viel Gutes erfahren, auch im Gefangenenlager. Wir haben heute noch Verbindung. Zu seiner Entschuldigung sei gesagt, daß er an der Galle litt und in der Nacht drauf eine böse Kolik hatte.

Hier im Lager gab es sogar Lagergottesdienste. Davon hatten wir früher nichts gewußt. Eine kleine bescheidene Baracke stand zur Verfügung. Abwechselnd war sonntags katholische Messe und evangelischer Gottesdienst durch einen alten Pfarrer herrnhutischer Tradition. Wenn Messe war, so ging ich durch die große Kaserne und rief in jede Mannschaftsstube: „Fertigmachen zur

katholischen Messe.“ Manchmal klang mir entgegen: „Was geht das dich an? Du bist doch evangelisch!“ Dann pflegte ich zu sagen: „Macht nichts, ich komme mit!“ — „Ach, du kommst mit? Na, dann gehe ich auch.“ Am nächsten Sonntag hieß es: „Fertigmachen zum evangelischen Gottesdienst!“ — Antwort: „Ne, ich bin katholisch.“ — Darauf ich: „Macht nichts, ich bin ja vorige Woche auch mitgekommen. Schadet dir gar nichts, wenn du mal eine evangelische Predigt hörst.“ So standen wir Evangelischen und Katholiken ganz treu zusammen.

Die Lage wurde von Tag zu Tag ernster. Die Russen hatten den Übergang über die Oder bei Glogau erzwungen. Bei Liegnitz wurde schon gekämpft. Wir bauten Stellungen im hart gefrorenen Boden. Ich kannte mein Schützenloch in der verschneiten Landschaft, in dem ich den Feind erwarten sollte. Ich sah mir die kleinen verschneiten Kiefern in der nächsten Umgebung recht genau an. Vielleicht würden sie das letzte sein, was ich von dieser Welt zu sehen bekomme. Da wir fast waffenlos waren, würde dieses Loch wohl mein Grab werden. Die wenigen Karabiner und Pistolen stammten zum Teil aus Frankreich und Italien. Unser Friedenshaufe hatte keine panzerbrechenden Waffen, nicht einmal Handgranaten.

Wie freute ich mich, als unser alter Pfarrer im Gottesdienst das Abendmahl abkündigte. Am Altar kniete neben mir ein SS-Mann in seiner schwarzen Uniform. Das war ungewöhnlich. Nach der Feier machte ich mich mit ihm bekannt, und er besuchte mich in meinem Zimmer. Wir wurden sehr enge Freunde. Er gehörte zu einer estnischen SS-Formation, in die die jungen Esten im nördlichen Baltenland hineingezwungen wurden. Zuerst hatte er sich geweigert und sogar einen Fluchtversuch über den Finnischen Meerbusen gemacht. Dabei war er ertappt und mit zwei Kameraden ins Gefängnis geworfen worden. Von Hause aus war er völlig ungläubig. Im Gefängnis las er einen Band Schopenhauer aus der Anstaltsbibliothek und erlag diesem Pessimisten. Am vierunzwanzigsten Dezember 1943 wurden zwei sowjetische Fallschirmagenten in seine Zelle gestoßen, die hinter der Front abgesprungen waren. Der eine, ein Pole, besaß eine russische Bibel, die jener junge Este sich auslieh. Zwei Monate las er vom Morgen bis zum Abend in der Bibel. Er konnte mir den Februartag nennen, an dem ihm das Licht des frohen Glaubens aufging. Nun überließ er sich der Führung seines Herrn und trat in die deutsche Truppe. Während der Ausbildungszeit verlebte er einige Urlaubstage in Dresden, wo er eine Begegnung mit einer Diakonisse aus der Stadtmission hatte. Diese wußte zufällig von meiner Existenz im Lager Neuhammer. So war unsere Begegnung nicht so überraschend für ihn. Mein neuer Freund

war vielseitig begabt, sprach deutsch und russisch fehlerfrei und wollte ursprünglich Bibliothekar werden. Er sammelte einen kleinen estnischen Bibelkreis, nahm aber auch an meinem Kreis teil. Als der Befehl zum Ausmarsch gegen die Sowjets kam, übergab er mir seine Bücher und Briefschaften, bat mich, vor mir eine Lebensbeichte ablegen zu dürfen und betete beweglich für seine ferne Mutter und seine Schwestern. Es war für mich ein Abschied wie einst von meinen eigenen Jungen. Ich wußte: Er geht in den sicheren Tod.

Etwa ein Jahrzehnt nach dem Kriegsende erfuhr ich beim Besuch seiner Mutter in Schweden, daß er nicht nur lebe, sondern auch im Osten als Prediger wirke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Die estnische Truppe hatte im Anblick der sowjetischen Soldaten auf tschechischem Boden ihre Waffen fortgeworfen und kapituliert. „Ich bin buchstäblich durch Feuer und Wasser gekommen“, schrieb er mir später. Ich besitze noch ein Foto vom Tage seiner Ordination.

Uns in Neuhammer brachte jede Stunde der Katastrophe näher. Plötzlich kam aus Berlin der Befehl, wir sollten uns zum Verladen bereit machen. Zwei Tage, ehe der Russe Neuhammer besetzte, waren wir auf der Fahrt über die Berge und das Egerland, über Augsburg und Ulm nach Münsingen auf der Schwäbischen Alb.

Während des tumultartigen Aufbruchs begleitete mich dauernd ein Vers von Philipp Spitta: „Gib gleich Stephanus mir Frieden mitten in dem Lärm der Welt, wenn das Los, das mir beschieden, in den schwersten Kampf mich stellt! In dem rasenden Getümmel gib mir Glaubensheiterkeit! Öffn' im Sterben mir den Himmel, zeig mir Jesu Herrlichkeit!“ Die letzte Nacht stand ich wieder auf Wache. Unser Abteilungschef war sehr musikalisch und reiste durch den Krieg mit einem Flügel!! Da es regnete, mußte das kostbare Stück besonders geschützt werden. Während ich reichlich müde im Regen zwischen den Eisenbahnwagen auf und ab gehe, erscheint der klavierbesitzende Hauptmann: „Brandenburg, was mochen S'? Sie stehen hier und – beten! Aufpassen sollen S'!“ Ich ratterte meine Meldung, und er verschwand. Hernach mußte ich lachen. Recht hatte er gehabt, man sollte solche Leerlaufstunden mehr zum Beten nützen!

Münsingen! Von Tübingen aus war ich seinerzeit bis zu diesem „Schwäbisch Sibirien“ nicht vorgestoßen. Nun war es ein schneeger Februartag, als wir in Münsingen ausluden und in das neue Lager nahe der Stadt zogen. Dort war es so eng, daß wir zu zwanzig Offizieren in einem Schlafsaal schliefen und nicht mehr als zwei Waschschüsseln hatten. Ich gewöhnte mich, sofort nach dem Wecken im Trainingsanzug in den Hof zu laufen und mich dort unter der Wasserpumpe zu waschen, obgleich es barbarisch kalt war.

Sonntags sagte einer der Kameraden zu mir: „Du, Brandenburg, weißt du, daß drüben jenseits des Kasernentors so etwas wie eine christliche Versammlung stattfindet?“ Das war ein wunderbarer Tip. Richtig, bei Autenrieths drüben sammelte sich in einem dazu angebauten Saal die Hahnische Gemeinschaft. Diese hatte ich schon von Tübingen aus in Unterjesingen durch den bekannten Bruder Lukas Theurer kennengelernt. Ich holte tief Luft, als ich nun wieder mal in der „Stund“ saß. Und bald merkte ich, daß der wortkarge Leiter ein Mann besonderer Erkenntnis und geistlichen Formates war, wie man sie in diesen Stunden je und dann anzutreffen vermag. Das war meine erste Begegnung mit dem Lehrer und Gemeinschaftsleiter Friedrich Mayer, die für mich von so reichen Folgen sein sollte.

Wie oft hatte ich bisher in meiner Soldatenzeit gemerkt, wie Gott mir begegnete. Sei es in Bewahrung vor Gefahr, sei es durch Menschen, die mir halfen, oder solchen, die mich brauchten. Hier beim letzten Akt der großen Katastrophe unseres Volkes begegnete mir Gott dadurch, daß er mir die Freundschaft mit Friedrich Mayer bereitete. Mayer war auf der Alb auch dadurch bekannt geworden, daß er sich weigerte, den sogenannten „deutschen Gruß“ zu sagen, d. h. „Heil Hitler“ zu rufen. Es war keine Kleinigkeit für diesen national und sozial denkenden Mann, in dieser Sache konsequent zu sein. Er ließ sich dafür ins Gefängnis werfen und wurde mit dem Entzug seiner Pension bedroht. Das unter seinem Einfluß erbaute große Vereinshaus der Hahnischen Gemeinschaft kam in die Hände der NSV. Aber Friedrich Mayer blieb aufrecht. Das war weder Trotz, noch das, was man etwa Charakter zu nennen pflegt — es war vielmehr Gewissensbindung und Glaubenstreue. Er wußte sich verantwortlich für eine große Schar von Menschen, die auf sein seelsorgerliches Wort hörten und sich auch durch sein Vorbild stärken ließen. Jetzt war er ein schwer herzkrankter Mann. In der Stunde sprach er als letzter höchstens vier bis sieben Minuten. Aber in jeder Stunde wartete ich gespannt auf sein schlichtes und doch so vollmächtiges Wort.

Schon nach einer der ersten Stunden lud er mich zum Kaffee nach Hause. Ich war so froh, daß ich wieder in solch einer Runde von Brüdern sein durfte, daß ich meinem Redefluß freien Lauf ließ. Nach einer Weile stand Bruder Mayer auf und sagte einfach: „Es wird mir zuviel, ich gehe auf mein Zimmer.“ Ich habe daraus gelernt. Dennoch sollte unsere Gemeinschaft enger werden.

Nach ein paar Wochen sagte uns der Abteilungschef, es sei zu wenig Platz im Lager; wir sollten uns um Privatquartiere bemühen. Ich ging zu Mayers in der Erwartung, durch ihre Vermittlung bei

Gemeinschaftsleuten ein Zimmer zu bekommen. Wie überrascht und froh war ich, als sie mir ein Zimmer bei sich im Hause anboten! Die fünf bis sechs Wochen, die ich in diesem gesegneten Hause wohnen durfte, darf ich wohl als einen der Höhepunkte meines Lebens ansehen. Nach Walter Michaelis, Jakob Kroeker und Adolf Schlatter hat wohl keiner mein Innenleben so beeinflusst wie Friedrich Mayer, abgesehen von Hugo Flemming. Und doch war ich nur diese wenigen Wochen bei ihm. An manchem Tage sprachen wir uns gar nicht. Wir waren uns auch durchaus nicht in allen Erkenntnisfragen einig. Bei einem unserer ersten Gespräche – ich lag an Grippe krank zu Hause – wagte ich, ihm sogar kräftig zu widersprechen. Aber gerade das verband uns. Er zwang mich nicht in seine Jacke und sagte später, als er mir längst das Du angeboten hatte: „Bruder, du hast die Gabe der göttlichen Rücksichtslosigkeit. Behalte sie ja! Sie ist sehr wichtig.“ Mayer war ungeheuer belesen, nicht nur in der Bibel und in den Schriften der Württembergischen Väter, besonders Michael Hahn und Friedrich Oetinger, Johann Albrecht Bengel und Philipp Matthäus Hahn. Er war auch ein guter Kenner Kierkegaards und ein geradezu begeisterter Anhänger Luthers. Jeden Samstagabend mußte ich ihm eine Lutherpredigt vorlesen. Dann lag er auf seiner Couch und hörte gespannt zu. Er konnte vor Freude in die Hände klatschen, wenn wieder ein prägnanter Satz kam. Er war ein Gegner aller schnellen Lösungen und ein abgesagter Feind der Oberflächlichkeit. Darum hielt er auch nicht zurück mit seiner Kritik an der Kirche, aber auch nicht weniger an den Gemeinschaften, die alles zu leicht nach einfachen Schemata abtun. Selbst innerhalb der Hahnischen Gemeinschaft war er ein Einzelgänger. Seine strenge Prädestinationslehre, die er von Calvin übernommen hatte, wurde dort abgelehnt. Gewiß war und blieb er ein Schulmeister von großen Gaben, aber auch zugleich ein zarter und viel gesuchter Seelsorger. Die Sünde nahm er so ernst, daß er einen gewissen Zug zur Schwermut hatte. Und doch konnte er herzlich lachen. Ich habe noch eine Karte von ihm aus der Zeit nach meinem Abzug von Münsingen. Da schreibt er: „Du fehlst uns sehr. Wir lachen gar nicht mehr so viel.“ Er war ein Kämpfer gegen alle Gesetzlichkeit. Er hat mich sogar von meiner dreißigjährigen Abstinenz gegenüber dem Alkohol gelöst, indem er sagte: „Der Wein ist die Milch des Alters.“ Und doch beeindruckte mich am stärksten sein geheiligter Wandel. Seine kränkelige Schwester führte ihm, dem Junggesellen, mit Hilfe der Nichten den Haushalt. Wenn ich aus dem lauten Lager kam und in die Mayersche Wohnung trat, so war es, als träte ich in eine Kirche. Ich fühlte deutlich: hier wird viel gebetet. Mayer verstand die Medi-

tation. Einst sagte er zu mir: „Bruder, du liest zu viel! Das ist geistige Genußsucht. Du solltest mehr nachdenken.“ Nach wenigen Wochen war ich hinter dem Stacheldraht und hatte monatelang Gelegenheit, seinen Rat zu befolgen.

Im Lager übten wir weiter die deutsche Sprache. Pforzheim, Heilbronn, Ulm, Stuttgart lagen in Trümmern. Besonders der Untergang Pforzheims, wo ein großer Teil der Hahnischen Gemeinschaft unter den Ruinen umkam, erschütterte Friedrich Mayer sehr, da er die Toten alle kannte.

Am Gründonnerstag mußte ich Abschied nehmen. Noch einmal machte ich eine Abendmahlsfeier in der Kirche mit. Dann marschierten wir fast einen Tag lang über das weite Gelände des Truppenübungsplatzes nach Feldstetten. Hier erlebten wir Ostern. Ein rheinischer Pfarrer, jetzt Unteroffizier, hielt uns in der Frühe die Osterpredigt. Er ist einige Tage später gefallen. Nach seiner Predigt nahm ich noch teil am Gemeindegottesdienst, den Oberkirchenrat Seitz, Jurist in der Stuttgarter Kirchenleitung, unshielt. Als ich ihn begrüßte, schien er mich zu kennen und lud mich ein, am Sonntag nach Ostern in Laichingen zu predigen, wo er zur Zeit wohnte. Es sollte nicht mehr dazu kommen. Am Osternachmittag besuchte ich eine altpietistische Stunde. Auch einen einsamen Hahnischen Bruder, Jakob Schneider, besuchte ich dankbar einige Male. Diese Stillen im Lande, die nicht viel Worte machten, aber wenn sie sprachen, Wesentliches sagten, stärkten mich durch ihre Gelassenheit und Leidensbereitschaft. Hier war nichts von Nervosität und Hast, trotz der explosiven Zeit.

In Feldstetten löste sich unser Verband auf, da wir in einzelnen Kampfgruppen an die Front abgestellt wurden. Der Abschied von Erich wurde mir schwer, obwohl wir seit Monaten nicht mehr Stubbengenossen waren. Er war ein seltsamer Mann. Als in Neuhammer einige SS-Leute meinen Bibelkreis zu besuchen begannen, drohte er im Ernst, mich anzuzeigen, weil ich „die Wehrkraft des Heeres untergrübe“. Ich lachte ihn aus, aber es fehlte nicht viel, daß er ernst gemacht hätte. Jetzt aber füllten sich seine Augen mit Tränen, weil wir getrennt wurden. Der Nationalsozialismus brachte vielfach solche Gespaltenheit der Charaktere hervor. Am schlimmsten unter den KZ-Wächtern. – Es gab sonst noch einige bewegende Aussprachen, die fast zu Beichten wurden. Nach einer knappen Woche wurde auch ich in einer Kampftruppe an die Front geschickt. Man müßte wohl richtiger sagen: Die Front kam zu uns. Nachts marschierten wir von Feldstetten über Westernheim und Wiesensteig nach Gosbach, einem entzückend gelegenen Dörfchen am Schnittpunkt von drei Tälern an der oberen Fils.

Eigenartig: während Deutschland verblutete und ich von all den Meinen nun völlig abgeschnitten war und die Todesschlinge sich um uns von Tag zu Tag enger schloß, erlebte ich hier einige idyllische Wochen des aufbrechenden Frühlings in wundervoller Landschaft! Seit ich meiner Frau nicht mehr schreiben konnte, schrieb ich für sie ein Tagebuch, das ich auch durch die amerikanische Gefangenschaft hindurchretten konnte. Diese Wochen erlebte ich als eine Zeit der Einkehr und Besinnung und zugleich der Vorbereitung auf kommende neue Bewährungsproben. Stuttgart war von den Franzosen besetzt. Uns näherten sich die Amerikaner. Von Hans-Christian wußte ich nur, daß er in der Osterwoche aus dem Lazarett in das Ersatzbataillon in Berlin entlassen war. Da zur gleichen Zeit die Russen schon in Berlin kämpften, hieß das mit hoher Wahrscheinlichkeit: Tod oder Gefangenschaft. Gertrud arbeitete in Franzensbad im Sudetenland an einem Berliner Ausweichkrankenhaus. Meine Frau war in der Uckermark nahe der russischen Front. Bei nüchterner Überlegung mußte ich damit rechnen, niemand der Meinen wiederzusehen. Meine eigene Zukunft war ebenso dunkel. Ich wußte, daß ich mich mit den Meinen ganz neu in die Entscheidung meines Gottes befehlen mußte. Aber wem ging das damals anders? Der echte Frontsoldat wird ohnedies über mein Soldatenleben lächeln.

Ich wurde mit einem katholischen Kameraden bei einem alten Fräulein einquartiert, deren Häuslein an das Märchen von den sieben Zwergen erinnerte. Wie oft habe ich meine Stirne an dem Türbalken blutig gestoßen, obwohl ich gelernt hatte, mich zu bücken. Als wir eingewiesen wurden, war gerade die katholische Gemeindegemeinschaft da. Gosbach ist ein katholisches Dorf. Mein Kamerad stellte uns vor: „Unteroffizier A., katholisch – das ist Sonderführer Brandenburg, evangelischer Pastor – mein Seelsorger!“ Ich war auf die Reaktion gespannt. „Wie freundlich von Gott, daß Sie solche Einquartierung bekommen!“ sagte die Schwester. Offenbar hatte das Fräulein große Furcht vor den bösen Soldaten gehabt. Aber wir vertrugen uns ausgezeichnet. Nur ihren Most haben wir mit der Zeit ganz ausgetrunken. Noch heute wechseln wir zu Weihnachten Grüße. Auch sonst lebte ich mich im Dorf gut ein. In Ermangelung evangelischen Gottesdienstes besuchte ich die katholische Kirche. Der Pfarrer lieb mir freundlich Bücher aus seiner Bibliothek.

Im übrigen aber lief der Dienst weiter. Es wurden auf den Höhen Stellungen gebaut, deren Bau ich zu überwachen hatte. Oft mußte ich zweimal am Tage dreiviertel Stunden hinaufsteigen. Bei dem erwachenden Frühling war das ein Genuß. Oben auf den Bergen blühte der Enzian, die Buchen bekamen ihr erstes Grün. Unsere

asiatischen Hilfsvölker benahmen sich so vorbildlich, daß mir nach dem Kriege im Dorf gesagt wurde: „Eure Leute waren die besten von allen Truppen, die durchzogen.“

Bald mußten wir Nacht für Nacht auf Streife gehen. Auch das war bei dem schönen Wetter eine Freude. Aber es kam die letzte Nacht. Ich war wieder unterwegs und kam zur Meldung in die Schreibstube. Unser junger Hauptmann war gerade anwesend. Als er mich sah, sagte er: „Ja, Brandenburg, wenn die Amis kommen, werfen Sie sich in den Graben und liegen Sie schön still. Mehr können Sie auch nicht machen.“ Eine Pistole war meine einzige Waffe. Dann verabschiedete er sich: „Gute Nacht, meine Herren, die Lage ist aussichtslos, aber nicht verzweifelt.“

Schon nach einer Stunde kam der Befehl, daß wir uns auf die Höhe zurückziehen sollten. Wieder gab es einen Nachtmarsch. Ich ging mit meinem Kamerad A. voran. Wir verloren bald die Verbindung nach hinten, zogen über den Drakenstein weiter hinauf bis nach Hohenstadt. Dort saß ich ein Stündchen auf einer Bank im Rathaus und versuchte zu schlafen. Als nichts von unserer Truppe zu sehen war, ging ich wieder zurück. Es war kurz vor Sonnenaufgang. In der Ferne in Richtung Reutlingen stiegen schwarze Rauchwolken auf – offenbar nach einem Fliegerangriff. Der Wald aber lag im Morgennebel, angestrahlt vom ersten Morgenlicht. Ich mußte an Goethes Wort denken: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Unser Haufe war in Unterdrakenstein im Strohlager liegen geblieben. Als ich meinen Schlaf nachholen wollte, konnte ich vor dem allgemeinen Krach keine Ruhe bekommen. Wir waren dann Zeugen, wie eine hier liegende Pionierabteilung den großen Drakensteinviadukt der Reichsautobahn in die Luft sprengte. Dazu mußte um der Gefahr willen das untere Dorf geräumt werden. Ich trug zuerst ein kleines Kind. Später hatte ich eine Alte am Arm. In einer Sekunde sank in Schutt, was jahrelang gebaut war. Die Amis hatten später in wenig Tagen mit ihren großen Maschinen den Berg entlang eine Notstraße hergerichtet.

Die nächste Nacht war ich mit meinem Kameraden im Pfarrhaus einquartiert. Der katholische Pfarrer Burger und seine Base nahmen uns sehr liebevoll auf. Es tat gut, noch einmal in einem wohl geordneten Hause zu sein, am Tisch zu essen und in einem sauberen Bett zu schlafen. Es sollte für Monate die letzte Nacht im Bett sein. Dem Pfarrer bleibe ich viel Dank schuldig. Am Tage drauf waren wir beiden die letzten, die das Dorf räumten. Die Straßen waren durch Sprengungen unbrauchbar gemacht. Fräulein Walburg hatte noch einen schönen Apfelkuchen gebacken, von dem wir uns

nicht trennen konnten. Kamerad A. hatte sein Gepäck auf einem Fahrrad. Da wir damit auf der Straße nicht vorankamen, kehrte er noch einmal um. Ich wartete auf ihn einige Minuten. Kaum war er fort, da peitschte irgendwo ein Maschinengewehr, die Bäume ringsum splitterten, und ich merkte, daß ich unerwartet meine Feuertaufe bekommen hatte. Erst nach einer Stunde erfuhr ich, daß fünfzig bis hundert Schritt von mir ein Oberleutnant der Pioniere getroffen und getötet war. Ich war der Meinung, der Beschuß käme drüben von der Autobahn. Aber in den Bergen täuscht der Schall. Ich hatte später einen Briefwechsel mit der Witwe des Gefallenen. Nach ihren genauen Erkundigungen scheint es, daß die Kugel aus einem von den fremdländischen Hilfstruppen bedienten MG kam. Ich habe später am Grabe des Oberleutnants gestanden und daran gedacht, wie leicht ich statt seiner hier hätte mein Grab finden können. Kaum waren wir oben, so wurden wir in die Stellung gerufen, die unsere an Bergkämpfe gewöhnten Armenier und Georgier zwischen den Felsklippen am Drakenstein gut gewählt hatten. In unserer armenischen Kampftruppe waren wir nur vier Deutsche: unser Feldwebel und wir drei Sonderführer. Erst hinterher kam mir der Gedanke, daß es uns wie jenem Oberleutnant hätte gehen können. Später erfuhr ich im Gefangenenlager, daß die Amerikaner in einem Keller vier erschlagene Sonderführer gefesselt gefunden hatten. Wahrscheinlich war unter ihnen auch mein alter Kamerad Erich.

Während wir im Regen im Walde lagen, donnerten in der Ferne Geschütze, hörten wir in der Höhe das Pfeifen der Granaten und hin und wieder knatterten MGs. Unten im Tal brannte Gosbach. Ich mußte an die treuen Leute aus dem Dorf denken. Nachts hockte ich unter einem überhängenden Felsen und konnte trotz Kälte und Nässe ein wenig schlafen.

Am nächsten Morgen erschien ein Truppführer bei uns und war sehr erstaunt, daß er uns noch alle an unserem Platz fand. Unsere Offiziere hätten sich bereits alle abgesetzt! Zur gleichen Zeit belauschte ich unsere Armenier, die in russischer Sprache miteinander verhandelten, daß sie nicht mehr weiterkämpfen wollten. Ich berichtete dem Wachtmeister meine Beobachtung, und wir beschlossen, die Leute zu entwaffnen und laufen zu lassen. Sie waren einverstanden und liefen den Amerikanern entgegen. Ihre Hoffnung auf bevorzugte Behandlung erfüllte sich allerdings nicht. Ich traf sie später alle im Gefangenenlager.

Unter uns vier Deutschen kam es fast zu einer Tragödie, da unser Wachtmeister mit Selbstmord drohte. Wir konnten ihn beruhigen und nahmen ihn in unsere Mitte. Da uns mitgeteilt war, daß die

Amerikaner längst rechts und links von uns vorgestoßen und wir allein weit hinter der Front waren, entschlossen wir uns, unsere Waffen zu vernichten und zu versuchen, ohne Gefangenschaft durchzukommen. Mit unserer geringen Munition war an ein Weiterkämpfen sowieso nicht zu denken. In einem benachbarten Hof eines evangelischen Bauern wärmten wir uns auf und bekamen mit großzügiger Selbstverständlichkeit warmes Essen.

Hernach schlug ich vor, daß ich mich nochmals nach Unterdrakenstein hineinschleichen wollte, um festzustellen, ob das Dorf vom Feinde besetzt sei, und beim Pfarrer zu erkunden, wie die Amerikaner sich benommen hätten. Es gelang mir, den Pfarrer zu sprechen. Im Unterdorf hatte sich kein Amerikaner gezeigt. Er wollte im Oberdorf Erkundigungen einziehen. Solange ruhte ich ein wenig und trank eine Tasse Kaffee. Seine Auskunft war: Wer deutsche Soldaten verbirgt, wird gehängt. Trotzdem bot mit der tapfere Pfarrer an, mich in der Mariengrotte unter dem Drakenstein zu verstecken. Ich dachte an den weiland Ulrich von Württemberg in der Nebelhöhle und lehnte dankend ab. Als ich nun Abschied genommen hatte und wieder in den Wald ging, hatte ich das Gefühl voller Vogelfreiheit. Es war bald sieben Uhr abends geworden. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Die letzten Sonnenstrahlen fielen durch die Kronen der Bäume. Es war ein liebliches Bild. Während ich hinaufstieg, wurde mir mein Herz leicht. Ich meinte, meine Lebensaufgabe sei nun zu Ende. Eine tiefe Dankbarkeit erfüllte mich. Es war eine Stunde, wie sie so leicht nicht wiederkehrt. Ich war zum Abscheiden bereit und wünschte mir im stillen jetzt einen amerikanischen Feuerstoß aus dem Walde. Meine Kameraden fand ich nicht mehr vor. Sie hatten wohl die Geduld verloren. Nun war ich wirklich auf mich allein gestellt. Plötzlich hörte ich hinter mir Pfeifen und leises Rufen. Sieben Georgier unserer Schule hatten mich erkannt und eilten auf mich zu. Auch sie hatten sich ihrer Waffen entledigt und baten mich ganz dringend, sie nicht allein zu lassen. Es war eine seltsame Situation: Sieben Vertreter eines sehr kampf- und kriegslustigen alten kaukasischen Volkes suchten bei mir, dem evangelischen Pastor, Schutz! Denn darum ging es. Erst später verstand ich ihre Haltung. Bekanntlich gab es SS-Trupps, die hinter der zurückweichenden Truppe solche suchten, die den Kampf aufgegeben hatten, um sie am nächsten Baum aufzuknüpfen. Das hätte auch uns blühen können. Daran dachte ich damals nicht. Ich sagte den Georgiern zu, bei ihnen zu bleiben. Wir Deutsche hatten diese Unglücksmenschen in diese Lage gebracht. Jetzt mußten wir auch in der Katastrophe zusammenstehen. Ich riet, daß wir den Mut haben sollten, uns den Amerikanern gefangen zu geben. „Nur noch eine

Nacht, Herr Sonderführer!“ war ihre Bitte. Ich dachte an die Nässe und Kälte der vergangenen Nacht und wollte ablehnen; ich hatte nicht einmal eine Decke. Aber sie ließen nicht locker, und ich gab nach. Wir suchten wieder unsere Schlucht auf, ich bekam von den Männern eine Decke, wickelte mich in sie hinein und legte mich unter den Felsen. Meine kaukasischen Kameraden gruben sich in das Waldlaub ein, so daß man nur ihre Köpfe sah – als lägen sie ohne Leiber da.

Die Nacht gab es ein fürchterliches Unwetter. Der Sturm brach sich in unserer Schlucht. Es gab ein Schneetreiben. Es war, als ginge Wotans wilde Jagd durch die Wipfel. Ich dachte an die Wolfsschlucht im Freischütz. Als ich mich morgens bei Sonnenaufgang umsah, lag ich im Schnee. Fast hätte ich mein altes Studentenlied gesungen: „Hab überschneit und überreift den Fels zum Bett gemacht.“ Es dauerte lange, bis ich mich mit Freiübungen wieder gelenkig gemacht hatte. Dann weckte ich meine Männer, teilte mit ihnen ein kleines Stück Brot, das ich noch hatte, und machte aus meinem Taschentuch eine kleine weiße Fahne.

Mir war kläglich genug zumute. Ich dachte an meine beiden gefallenen Jungen und an meinen Fahneneid. Wurde ich jetzt meineidig? War es unrecht, was wir nun taten? Es gibt Situationen, die nicht von außen beurteilt werden können. Auch meine Georgier waren wortkarg und still geworden. Wir gingen nach Oberdrakenstein, wo zwei Brände noch nicht voll gelöscht waren. Vom Amerikanern war nichts zu sehen. Zersprengte Landser und frei gewordene Fremdarbeiter streiften durchs Land. Als wir bis Hohenstadt kamen, las ich einen Wegweiser nach Laichingen. Lebte dort nicht Oberkirchenrat Seitz, der mich vor Wochen zur Predigt eingeladen hatte? Vielleicht konnte ich mich dort in Zivil werfen und kirchlichen Hilfsdienst tun. Meine Georgier hätten sich in Ostarbeiter verwandeln können. Also auf nach Laichingen! Plötzlich riefen die Männer laut: „Maschina, Maschina!“ Querfeldein kam ein Lkw und ein Pkw mit Amerikanern direkt auf uns zu gefahren. Ich schwenkte mein weißes Fähnlein.

Zum erstenmal sah ich die amerikanischen Soldaten in ihren gelben Uniformen. Sie sprangen aus dem Wagen und richteten ihre Pistolen auf uns. Gleichzeitig stürzten sie auf uns los. „Mantel ausziehen!“ war der erste Ruf. Wir gehorchten. Nun hatte ich zwar mein Gepäck dadurch verloren, daß es von den durchziehenden Truppen im Bauernhaus geraubt wurde, wo es abgestellt war. Aber noch war ich reich. In meiner Manteltasche steckte meine Taschenbibel, das griechische Neue Testament, ein hebräischer Psalter und mein Losungsbuch. Diesen Reichtum wollte ich nicht drangeben.

Ich flüsterte daher dem jungen Amerikaner mit dem Mengin-Schnurrbärtchen zu: „I am reverend.“ Der gute Junge korrigierte mein fehlerhaftes Englisch und sagte: „O no — chaplain!“ — „Meinetwegen chaplain, aber da ist meine holy bible, die laß in Frieden!“ Meine Bitte hatte eine schnelle Wirkung. Der Mann sprach mit seinem Vorgesetzten, und sie wurden höflich zu mir. Offenbar hielten sie mich für einen Kriegspfarrer. Wir durften unsere Mäntel wieder anziehen, nachdem wir erfolglos auf Waffen untersucht waren. Dann lud man uns auf den Lkw, und mein junger Yankee setzte sich neben mich. Wieder ist mir jeder Augenblick gegenwärtig. Auch das Gespräch mit meinem Cerberus. „Du mußt predigen, was Itler sakt.“ — „Nein, mein Bester, ich predige, was in der Bibel steht.“ — „Du nicht kannst sagen: Itler — Swainehund.“ (Mir schwante Unheil: wollte der Mann mich jetzt zu allerhand zwingen?) Ich sagte ausweichend: „Habe ich auch gar keine Lust.“ — „Aber ich kann sagen: Roosevelt — Swainehund! Das ist Demokratie.“ (Aha, die Umschulung setzt ein.) Ich wechselte das Thema. „Woher kannst du so gut Deutsch?“ — „Nun so! Aus Bücher! Zum Beispiel: Goethe ist ein großer Dichter.“ — „Ja, das habe ich auch mal gehört, das wird stimmen.“ — „Kannst du von Goethe: Ich hatt einen Kameraden?“ Das werden die Schwaben übelnehmen, daß er den Uhland bestohlen hat. Ja, die neue Bildung kam in Kübeln auf mich zu. Aber ich wich wieder aus: „Ja, das ist ein schönes Lied.“ — „Kannst du singen?“ — „Gewiß kann ich singen!“ — „Nun wollen wir singen!“ Und nun fuhr ich mit dem Amerikaner längs dem Drakenstein und Gosbach und sang „Ich hatt einen Kameraden.“ Meine Georgier sahen mich etwas erstaunt an, daß ich mich mit dem Gegner so schnell angebiedert hatte. Plötzlich sagte jener: „Kennst du Niemöller? Das ist a big man!“ — „Jawohl, den kenne ich gut.“ — „O, da muß ich my father schreiben, daß ich einen Freund von Niemöller gefangen habe.“ — „Wer ist denn dein father?“ Und nun stellte es sich heraus, daß mich ein frommer Sohn eines Methodistenpredigers aus Philadelphia gefangen hatte. Wie anders wäre alles verlaufen, wenn es ein Gangster aus Chicago gewesen wäre!

„Du wirst gut haben: eigen Simmer und eigen Bett!“ Nun, ich hatte in den nächsten Monaten als Decke den regenverhangenen Himmel und als Bett die nasse Mutter Erde. Ich habe dann manchmal an diese nicht eingetroffene Prophezeiung denken müssen. Leider verließ mich mein freundlicher Wächter schon in Boll. Wir fuhrten weiter nach Göppingen, wo wir in einer Turnhalle untergebracht wurden. Ein dicker Mestize in amerikanischer Uniform empfing uns hier und kommandierte: „Aufs-tellen!“ Ich aber war

bockig und erwiderte: „O no, I am officer — nix aufstellen.“ Da näherte sich der Mann mit seinen gewaltigen Pranken, und mein Herz fing heftig an zu klopfen. Aber ehe er Gewalt gegen mich brauchte, erschien ein amerikanischer Offizier — ich nehme an, es war ein deutscher Jude — und holte mich zur Vernehmung. Mit betonter Höflichkeit brachte er mir einen Stuhl. Der friedliche Haufe einer Dolmetscherschule schien ihn wenig zu interessieren. Er verließ mich bald. Es schien also alles gut zu gehen — bis auf meinen erheblichen Kohldampf. Der kleine Bissen Brot heute früh war etwas zu wenig gewesen. Ich wagte sogar, ein Wachstuchheft aus der Tasche zu holen und machte mir Tagebuchnotizen. Eigenartig, daß das niemanden störte. In der Turnhalle waren allerlei Leidensgefährten. Leider auch eine Schar Knaben aus der Hitlerjugend. Einer von ihnen fiel plötzlich ohnmächtig zu Boden. Sie hatten seit gestern nichts zu essen bekommen. Nun brachte die amerikanische Wache etwas von ihren Büchsenvorräten, die verteilt werden sollten. Ich beobachtete, wie deutsche Zivilleute beim Verteilen manches in die eigenen Taschen verschwinden ließen. Ein Zeichen unserer moralischen Auflösung. — Mich hielt nichts in dieser Behausung. Als ein Lkw vorfuhr, um Gefangene abzutransportieren, drängte ich mich vor — und bald ging es im strahlenden Sonnenschein über die Höhe ins Remstal und wieder hinauf über den Schwäbischen Wald, über Gaildorf und Löwenstein in weitem Bogen in das furchtbar zerstörte Heilbronn. Hier wurden wir auf einem alten Sportplatz abgeladen. Zehntausende drängten sich hier auf engem Raum. Es war alles sehr improvisiert. Am unangenehmsten war, daß es noch keine Toiletten gab. Ich traf viel alte Bekannte, auch unsere Fremdländer.

Es ist erstaunlich, wie schnell Gefangene sich irgendwie installieren. Man findet ein Stück Dachpappe — und schon meint man, ein Paradiesbett gefunden zu haben! Ich machte mich mit einigen Kameraden bekannt, mit denen ich monatelang das Geschick teilen sollte. Für uns war der Krieg zu Ende. Es quälte mich, daß ich beim Zusammenbruch Deutschlands und der völligen Ungewißheit über das Geschick der Meinen doch irgendwie ein Gefühl der Entspannung und der Erleichterung hatte. Es war also doch nicht mit mir zu Ende gegangen, wie ich's noch gestern oder vorgestern im Walde erwartete. Sollte ich wirklich aus diesem Chaos noch einmal herauskommen? Peinlich war, daß plötzlich solche, die gestern noch sehr „braun“ getan hatten, nun eifrig über Adolf und seine „Bewegung“ schimpften. Diese Metarmorphosen gingen mir etwas zu schnell.

Zur seelischen Entspannung kam hinzu, daß es wieder etwas zu

essen gab. Die amerikanischen „Wundertüten“, wie wir die rationierten Päckchen nannten, enthielten in kleiner Menge hochwertige Nährstoffe. Das hob nun doch auch das Lebensgefühl. Nachts war's zum Schlafen zu kalt. Die Landser machten Feuer, und plötzlich erklangen alte Lieder: „Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr.“ Die Sentimentalität steckt den Deutschen im Blut.

Nach wenigen Tagen wurden wir wieder verladen. Auf offene Lkws wurden wir wie die Streichhölzer aufrecht hineingepreßt. Die schwarzen Fahrer hatten ihre Freude daran, in Höchstgeschwindigkeit um die Ecken zu sausen, so daß wir hinauszustürzen drohten oder die Seitenbretter krachten. Noch einmal bangte ich um mein Leben. Obst und Flieder blühte im Neckartal, als wir in das unversehrte Heidelberg kamen. Über Mannheim ging es über den Rhein nach Ludwigshafen. Hier gab es ein paar Stunden Pause. Und dann landeten wir schon im Dunkeln hungrig und verfroren im großen Gefangenenlager von Böhl-Iggelheim, zwischen Schifferstadt und Neustadt in der Pfalz. Hier sollte ich den Tiefpunkt meines bisherigen Lebens durchmachen.

Nach der Genfer Konvention – so hörte ich später – darf man Gefangene bis zu sieben Wochen unter freiem Himmel liegen lassen. So geschah es uns auch hier. Das Wetter war bis in den Mai hinein sehr ungünstig: Nachtfröste, Regen, sogar Schnee. Hier lagen etwa vierzigtausend Gefangene auf nassem, lehmigem Ackerboden. Ohne Zelt und ohne Unterlage. Viele ohne Mantel und noch mehr ohne Decke. Je rund fünftausend in einem sogenannten Cage. Doppelter Stacheldraht – zwischen beiden sogenannter Stolperdraht – umgab uns. Wir waren ein Offizierscage. Die abgesperrte Küche war ehemaligen KZlern übergeben, die sich an uns rächen sollten.

Der erste Abend schien wie ein Sturz in den Tartarus. Wir warteten eine Stunde, im Dunkel und Regen stehend, auf das Essen. Zum Schluß bekam jeder etwa einen Tassenkopf lauwarmen Wassers, in dem ein paar unverkochte harte Erbsen schwammen. Die Beine wollten uns nicht mehr halten. Ich hatte auf eine Baracke oder ein Zelt gehofft. Nach einer weiteren Stunde kam ein deutscher Offizier, zählte etwa zehn bis fünfzehn Mann ab, machte ein paar Schritte im Viereck und sagte: „Das hier ist Ihr Schlafplatz!“ Ich starrte ihn an und sagte gereizt: „Mann, Sie sind wohl nicht bei Trost? Das glauben Sie doch wohl selber nicht?“ Er aber antwortete ruhiger als ich: „Ich kann Sie gut verstehen. Aber ich habe auch keinen andern Platz.“ Ich stand neben Kamerad V., dem katholischen Kaufmann aus Düsseldorf, dem ich in der vergangenen Nacht ein Stück meiner Decke gegeben hatte, denn er hatte keine. Wir waren wie erstarrt. Plötzlich sagte er: „Ach was!“ riß seinen

Mantel von der Schulter, warf ihn auf den Boden und setzte sich darauf. Ich setzte mich hinter ihn, Rücken an Rücken, und breitete über uns meine Regendecke aus. Das war unsere erste Nacht in Böhl. Hätte jemand aus der Ferne hergeschaut, so hätte er gedacht, die Straßenreinigung habe hier einen Haufen zusammengekehrt. „Wir sind geworden wie jedermanns Kehricht“, schreibt Paulus in einem andern Zusammenhang (1. Kor. 4.13).

Vielleicht hätte ich diese nun beginnende Zeit nicht überstanden, wenn wir nicht von Tag zu Tag gehofft hätten, es würde besser werden. Aber das war ein Irrtum! Mein Tagebuch berichtet über die nächsten fünf Monate ausführlich. Es zeigt, daß neben der Angst um das Geschick der Meinen der Hunger und in der ersten Zeit noch mehr die Kälte mich in meiner Existenz bedrohten. In den ersten Tagen waren meine Finger so klamm, daß ich kaum zum Lesen meiner Losung kam. Langsam aber bekam die Bibel Macht. Nicht nur über mich. Später haben auch andere mir gesagt, daß das Bibelwort die einzige Kraft war, die auch das Hungergefühl überwinden konnte. Wohl waren die kalten schlaflosen Nächte so ermüdend, daß es sogar schwer war, klare Gedanken zu fassen. Und tags standen wir zum Umfallen müde stundenlang im strömenden Regen. Der lehmige, glitschige Boden klebte an den Stiefeln, so daß jeder Schritt Mühe machte. Eine Zeitlang hatten wir uns eine Höhle gebaut, wo wir wenigstens vorm Regen geschützt waren. Aber bald mußten wir auch diese zuschütten. Zu essen gab es blutwenig. Morgens heißen Kaffee und als Tagesverpflegung eine Scheibe Knäckebrot (später eine dünne Scheibe Weißbrot oder ein paar Kekse), dazu etwa eine Dose Kürbisschnitten für fünfzehn bis zwanzig Mann. Es kamen ein bis zwei Stückchen auf den einzelnen. Wenn es Büchsenfleisch gab – selten genug! – dann kam etwa ein gestrichener Löffel auf den Mann. Mittags ein halber Liter Wassersuppe, und bis zum nächsten Morgen nichts. Ich litt unter dem Hunger besonders, weil ich schon unterernährt ins Lager gekommen war. Und doch lese ich oft in meinem Tagebuch: „Schwerer noch ist die Kälte zu ertragen.“ Ich teilte meine Decke mit sieben bis acht Mann. Wir kringelten uns zusammen wie die jungen Hunde. Am siebenten Mai heißt es: „Wir kämpfen mit dem Schlammteufel.“ Alles war durchnäßt oder von der lehmigen Erde durchsetzt. Wochenlang kam ich nicht aus meinen Kleidern.

Zur seelischen Qual gehörten auch die Gerüchte, auf die wir in Ermangelung von Nachrichten angewiesen waren. Der Mensch kann ohne Hoffnung nicht leben. Es gab Eulenspiegelnaturen unter uns, die sich bewußt Gerüchte ausdachten und sich amüsierten, wie schnell sie durchs Lager liefen. „Wir werden nächste Woche ent-

lassen.“ „Eine Kommission ist schon eingetroffen.“ „Wir kommen alle nach Frankreich.“ „Alle über Fünfzigjährigen werden bald frei“ usw. Im Tagebuch heißt es: „Wir hausen zu zehn Mann wie gepökelt in unserer Höhle.“ Ein andermal: „Ein Stückchen Weißbrot brach ich mir und aß es in Erinnerung an das Wort: Er nahm das Brot, dankte, brach es“ usw.

Viel verdanke ich Kamerad Eberhard Stammler, damals noch Pfarrer in Blaubeuren. Er holte mich täglich in der Frühe an den Stacheldraht, wo wir gemeinsam beteten. Am siebenten Mai konnte ich den ersten Gottesdienst halten, nachdem wir schon einige Tage mit Stammler und anderen zusammen die Bibellese gehalten hatten. Als Text der Predigt nahm ich Psalm 46: Unser Glaube als Kraft – die alten und die neuen Kraftquellen. Sehr bald ergaben sich fruchtbare Gespräche mit Kameraden, die sich das Neue Testament für einen Tag oder ein paar Stunden erbateten. Mein letzter junger Hauptmann aus Gosbach begegnete mir nachts bei einer Wanderung längs dem Stacheldraht: „Brandenburg, kommen Sie, erzählen Sie mir von Jesus! Mein Glaube hat sich als ein großer Schwindel entpuppt, vielleicht finde ich bei Ihnen Besseres.“

Als es warm wurde, trat eine neue Not ein: Wassermangel. Als wir einst vor der Küche gegen das mangelhafte und allzu spärliche Essen protestierten, hingen sie entsetzliche Bilder von Haufen der Hungerleichen aus dem KZ Bergen-Belsen aus und riefen uns zu: „Das ist euer Zukunftsbild!“ Es gab Tage, wo ich das glaubte.

Ein gewisser Höhepunkt war der Pfingstsonntag. Im Tagebuch steht: „Körperlich schwach. Halb sieben Uhr abends Predigt. Etwa fünfhundert Teilnehmer. Große Ergriffenheit. Viel Gespräche. Schrecklich matt. Dennoch unvergeßlich.“ Fast wäre ich vor der Predigt ohnmächtig geworden. Aber heimlich schrie ich im Gebet zu Gott: „Nur diese Predigt laß mich noch halten, dann ist mir alles gleich!“ Es ging dann auch. Gleich nach der Predigt stand unerwartet ein kleiner Chor neben mir und sang recht gut Schuberts „Heilig, heilig, heilig...“ Es war ein kleiner Chor der katholischen Lagergemeinde, der uns helfen kam. Hernach hatte ich die Möglichkeit, das Abendmahl anzubieten. Ich rechnete mit fünf bis zehn Teilnehmern. Rund dreihundert blieben zum Mahl. Es war ein fast beängstigender Augenblick, als die Hunderte aufstanden und zu mir drängten. Ich forderte sie zum Niederknien auf. Einer der ersten, dem ich das Brot und den Kelch reichte, war ein ehemaliges Mitglied unserer Freien Jugend in Neukölln. Welch ein Wiedersehen! Seit diesem Pfingsttag begann auch meine innige Freundschaft mit Rechtsanwalt Dr. Frank Dieterich aus Cannstatt. Er hat mir später erzählt, daß er seit diesem Tage wisse, daß in Jesus Gott

selbst zu ihm gekommen ist. Wir blieben die ganze Gefangenzeit verbunden. Sein früher Tod war mir ein schwerer Schlag.

Stammler organisierte evangelische Abendvorträge. Da stand auch ich abends auf einer Tonne wie der Kapuziner in Wallensteins Lager und rief laut: „Alles hierher gehört! Hier gibt es gleich einen Vortrag über das Thema: Ist das Neue Testament historisch treu überliefert?“ Die Langeweile holte die Hörer zusammen. Nach solch einem Vortrag lag ich meist halb ohnmächtig auf dem Stück Pappe unter einer ausgespannten Decke, die mit Kistenbrettern gestützt war. Morgens nach meiner Gymnastik stellte ich mich oft hin und rief laut: „Hierher, wer die Losung des Tages hören will!“ Dann sammelte sich ein Trüpplein. Abends organisierte unser Lagerpfarrer, der heutige Musikdirektor Dr. Kiefner in Tübingen, eine tägliche Bibellese. Als wir dabei auch ein Lied zu singen begannen, war es bald ein Kreis von dreißig bis fünfzig Mann. Manchmal gab es auch Bücher zu lesen. So lieb mir jemand Bergengruens Großtyrann und dann einmal die Biographie von General Booth von der Heilsarmee. Mein Neues Testament wurde je und dann auch zum Unterricht der Griechischen Sprache benutzt. Später für einen exegetisch-theologischen Kreis. Ich selbst zeigte hebräischen Unterricht am schwarzen Brett an. Bald hatte ich zehn bis zwölf Schüler, die wie in der Koranschule im Sand um mich herumsaßen. Auf Klopapier malten wir unsere hebräischen Buchstaben. Den ersten Psalm versuchten wir grammatisch zu analysieren. Ich selber machte mir die Arbeit, in meinem Nestle alle Parallelstellen aufzuschlagen. Dabei kontrollierte ich ihre Richtigkeit und fand etwa sechzig Druckfehler. Später schrieb mir D. Nestle: „Wozu ein Gefangenlager doch gut sein kann!“ und schenkte mir die neue Auflage mit den entsprechenden Korrekturen. Ich lernte etliche hebräische Psalmen auswendig.

Eine noch reichere Zeit sollte folgen, als wir nach sieben Wochen überraschend in ein anderes Lager überführt wurden. Allerdings ging es bei mir zuerst noch durch einen körperlichen Tiefpunkt. Vor dem Abtransport ins Unbekannte standen wir mehrere Stunden tatenlos jenseits des Stacheldrahtes, und ich konnte den elenden Platz sehen, auf dem ich nun wochenlang gehungert und gefroren hatte. Seltsamerweise verband mich nun ein gewisses Heimatgefühl mit diesem Fleck Erde. Ich dachte an manch gesegnetes Gespräch, aber auch an gotterfüllte Stille, die ich dort erlebt hatte. Aber auf dem nächtlichen Transport erlitt ich eine furchtbare Darmkolik. Wahrscheinlich war sie dadurch hervorgerufen, daß wir am Tage vorher aus den zu räumenden Vorräten der Küche gepreßtes Zwiebelgemüse zu essen bekommen hatten. In meinem

Hunger verschlang ich alles schnell und trank hernach viel-Wasser, weil ich von dem gesalzten Zeug durstig geworden war. Ich glaubte, mein Ende sei nahe. Denn meine Körperkraft war aufgebraucht. Hungerödeme und Ausschläge quälten mich. Die Not in dem verschlossenen Viehwagen war nicht zu beschreiben. Als wir in St. Avold in Lothringen eingetroffen waren, gab mir ein Mann, der seinen scharfen Gegensatz zu mir nie verborgen hatte, eine Handvoll schwarzer Kaffeebohnen. Die sollte ich kauen und essen. Der Kaffee wirkte auf mich wie ein Opiumpräparat. Ich hatte in kurzer Zeit Ruhe und war in ein bis zwei Tagen wieder hergestellt.

Im Lager St. Avold blieben wir von Mitte Juni bis Anfang September. Innerhalb des Lagers wurde ich aus nicht erfindlichen Gründen für die letzten sieben Wochen in ein anderes Cage gebracht. Jene erste Zeit von etwa einem Monat war für mich sehr reich durch die Gemeinschaft mit Eberhard Stammler, mit dem ich Schulter an Schulter auf dem steinigem Boden lag. Eine gewisse Erleichterung war es für uns, daß wir hier in langen Zelten untergebracht waren, die die Form der bekannten Nissenhütten hatten. Es war aber nur ein Holzgerippe, über das Dachpappe gelegt war. Immerhin waren wir vor Regen geschützt. Wenn allerdings ein lothringischer Hagelschlag kam, dann gab es Löcher in unseren Dächern. Mit Stammler arbeitete ich nun noch enger Hand in Hand. Seine angriffige Art und dialektische Begabung war für mich ermutigend. Er bekam schnell Kontakt auch mit Fernstehenden und verstand, in ihrer Sprache den Glauben zu bekennen. Hier in St. Avold bildete sich bald fast eine freiwillige Hochschule mit Vorträgen in allen Fächern. Ich hörte vorübergehend Französisch und Englisch. Wer nicht zu müde war, konnte sich in Geschichtskenntnissen, Jurisprudenz, Bienenzucht, Naturheilkunde und andern Fächern bilden lassen. Bekannte Schauspieler lasen aus Büchern oder trugen Monologe aus Schillerschen Dramen vor. Große Männerchöre sangen beachtlich, und ein Teilnehmer der Nanga-Parbat-Expedition berichtete in beglückender Bescheidenheit von großen Leistungen. In diesem Rahmen hielten auch wir unsere biblischen Vorträge. Zwar waren für das große Lager zwei evangelische Lagerpfarrer eingesetzt, aber sie überließen uns oft die Predigt.

Die Trennung von Stammler war mir nicht leicht, als ich ins andere Cage überführt wurde. Hier aber zeigte sich bald eine noch größere Dienstmöglichkeit. Ein Hauptmann, im Zivil Oberstudien-direktor, redete mich eines Tages an, ich hätte in der Predigt den ersten Petrusbrief erwähnt. Er habe den Eindruck, dieser sei viel zu unbekannt. Ich sollte doch jetzt allabendlich über diesen Brief

sprechen. Wieder kam solch eine Anregung von außen an mich heran. Dabei erinnere ich mich nicht, diesen Hauptmann auch nur ein einziges Mal bei unsern Abendversammlungen gesehen zu haben. Diese wurden nun eine stete Ordnung in unserem Cage. Bald sammelten sich etwa dreihundert, später fast fünfhundert Offiziere allabendlich auf einem Abhang und hörten eine Stunde lang das Wort Gottes. Wenn auch hier die Ernährung ein wenig besser war als in Böhl, so war ich körperlich doch sehr geschwächt. Ich saß bei meinem Vortrag auf einer Kiste oder einer gebastelten Sitzgelegenheit. Wir haben in diesen Wochen nicht nur den ersten Petrusbrief, sondern auch große Teile des zweiten Korintherbriefes besprochen. Außer meinem griechischen Neuen Testament und der Lutherbibel hatte ich keinerlei Hilfsmittel. Aber hinter mir stand ein Kreis von Betern. Ganz zum Schluß hielt Pfarrer Oertel-Ansbach die Schlußandacht, die stets mit dem Kanon: „Herr, bleibe bei uns“ ausklang. Die Lagerpfarrer übertrugen mir die seelsorgerliche Betreuung unseres Cage. Sonntags und donnerstags abends hielt ich den Feldgottesdienst. Fast allwöchentlich feierten wir das heilige Abendmahl. Was hier geschah, könnte man eine kleine Erweckung nennen. Wie oft habe ich seitdem von ehemaligen Leidensgefährten das Wort gehört: „Es war doch die beste Zeit!“

Als ich eines Abends beim Feldgottesdienst am andern Ende des weiten Platzes den katholischen Amtsbruder mit seiner Schar stehen sah, fiel es mir aufs Herz, daß er durch die Beichte engere Beziehung zu seiner Gemeinde habe. Da drängte es mich, nach der Predigt zu sagen: „Kameraden, einen Beichtzwang gibt es bei uns Evangelischen nicht, aber das Beichtrecht kann uns niemand nehmen. Wer Vertrauen zu mir hat, dem stehe ich gerne zur Verfügung.“ Schon im nächsten Augenblick dachte ich: Das hättest du dir sparen können! Du weißt ja, wie deine Kameraden sind! Aber mein Kleinglaube wurde gestraft. Schon nach wenigen Augenblicken standen zwei junge Leutnants neben mir und fragten mich, wann ich Zeit für sie hätte. Es war gut, daß ich ein leeres Zelt benutzen konnte. Denn in den nächsten Tagen hatte ich Nachmittag für Nachmittag stundenlang Aussprachen und Beichten. Es war, als bräche ein Frühling das Eis der Flüsse und bringe es in Bewegung. Viel verdanke ich in diesen Wochen der Verbundenheit mit Dr. Frank Dieterich. Zwar bewohnten wir nicht das gleiche Zelt. Aber gleich nach dem Aufstehen trafen wir uns in irgendeiner stillen Ecke, lasen die Losung und beteten miteinander.

Schon im vorigen Cage war ein Badener CVJMer an mich herangetreten mit der Frage: „Hören Sie, Brandenburg, ich suche jemand, mit dem ich beten kann.“ Bald hatten wir täglich einen klei-

nen Gebetskreis. Hier im neuen Cage wuchs dieser auf zehn-, fünf-zehn bis zwanzig Mann. Eine Stunde vor dem Essen trafen wir uns in einem leeren Zelt oder, wenn dieses nicht vorhanden war, auf freiem Felde. Männer, denen so etwas völlig fremd gewesen war – vom Major und Oberstleutnant bis zum Leutnant und Sonderführer – schlossen sich uns an. Wieder gab es eine glückhafte Mischung der Konfessionen: Evangelische aller Landeskirchen, Katholiken, Baptisten, Methodisten.

Seltsame Begegnungen blieben nicht aus. Ein ehemaliger Benediktiner-Mönch schrieb sich gerne Verse aus unserem Gesangbuch ab. Eines Tages bat er, an unserem Abendmahl teilnehmen zu dürfen. Ich wollte ihn zurückhalten, da es den Bruch mit seiner Kirche bedeuten würde. Aber er drang darauf, weil er ohnehin die Brücken abgebrochen hatte. Ich riet ihm, mit solch schwerwiegender Entscheidung zu warten, bis er wieder in normalen Verhältnissen sei. Er aber fürchtete, das Ende der Gefangenschaft vielleicht nicht mehr zu erleben. Da überließ ich ihm die Entscheidung. Ich würde ihn nicht abweisen. Einer der vielen anwesenden Pfarrer hielt auf meine Bitte die Ansprache. Er merkte nicht, daß in seinem Rücken ein schweres Gewitter aufzog, wie es in jener Gegend oft schnell und unerwartet droht. Ich half darum bei der Austeilung. Als ich jenem ehemaligen Benediktiner das Brot gab, ertönte im gleichen Augenblick ein furchtbarer Donnerschlag, ehe ein Tropfen gefallen war. Gleich nach der Feier gab es einen argen Platzregen. Wir eilten in die Zelte. Am nächsten Tage kam jener, um sich für die Feier zu bedanken. Ich fragte, ob ihm der Donnerschlag nicht den Segen gehemmt habe. Er aber antwortete: „Das war mir nur ein Amen vom Himmel.“

Eines Tages kam einer der vielen mitgefangenen ungarischen Offiziere, Oberstleutnant von A., zu mir und sagte: „Wir Ungarn haben zwar einen Lehrer, der ausgezeichnet predigt, aber er ist leider nicht rite vocatus und kann uns daher das heilige Abendmahl nicht geben. Würden Sie wohl so freundlich sein?“ – „Herr von A., ich versteh kein Wort Ungarisch.“ – „Schadet nichts! Er wird sprechen. Sie werden geben.“ Ich war einverstanden, lernte aber wenigstens die Einsetzungsworte ungarisch sagen. Noch einmal kam der Oberstleutnant: „Wir Ungarn haben Reformati und Lutherani. Die Reformati wollen stehen und wollen Brot, die Lutherani wollen knien und wollen Oblaten. Können Sie das auch?“ – „Ja, Herr Oberstleutnant, daran soll die Feier nicht scheitern.“ Wiebewegend war hernach jene Stunde unter offenem Himmel vor einem Tisch mit einem Holzkreuz! Jener beredete Ungar sprach zuerst. Dann trat ich vor den Tisch, und etwa sechs ungarische Offiziere knie-

ten, während ich ihnen die Oblate und den Wein reichte unter Hinzufügung der ungarisch gesprochenen Einsetzungsworte. Währenddessen standen etwa fünfzehn Offiziere im Kreise um die Knienden. Hernach traten jene vor, und diese traten zurück. Nun reichte ich den Reformierten das Brot und den Wein mit den gleichen Einsetzungsworten. So fanden alle, was sie beehrten. Für mich aber war die leider noch offene Frage der Abendmahlsgemeinschaft der evangelischen Bekenntnisse hier gelöst.

Selbst der Hunger quälte nicht mehr so, seit wir unsere Tischgemeinschaft im engsten Kreise hatten, wo wir nie ohne Tischgebet angingen. Anschließend gab es noch gute Gespräche, aus denen sich eine Art von homiletischem Seminar entwickelte. Täglich hatte einer aus der Tischrunde uns eine kurze Andacht über ein ihm aufgetragenes Bibelwort zu halten. Was für Gaben erwachen doch in Zeiten, in denen der Mensch sich als unwürdig erkennt und vor der Heiligkeit Gottes beugt!

„Ich muß dir etwas sagen“, der junge Thüringer führte mich etwas müden Mann nach der Abendstunde am Arm in mein Zelt, „wenn ich das den andern sage, so meinen sie, ich wäre verrückt!“ – „Na, dann schieß mal los!“ – „Ich habe mich in meinem Leben noch nie so wohl gefühlt wie in diesem scheußlichen Lager.“ Es könnten noch viele ähnliche Gespräche berichtet werden. Bald kam aus der Mitte der Kameraden auch die Bitte, für einen engeren Kreis der neu Gewonnenen Lebensfragen zu besprechen. Es war ja klar, daß wir unser Leben neu nach dem Willen Jesu zu gestalten hatten – was auch draußen auf uns warten mochte! So ergaben sich Themen über das Gebet, über die Ehe und die Kindererziehung, über unsere Stellung zum Gelde und ähnliche. Es mögen etwa dreißig Offiziere gewesen sein, die sich hier zusammenfanden. Mit weit über hundert Kameraden aus der Lagerzeit habe ich fast zwei Jahrzehnte durch Rundbriefe und Treffen, Besuche und brieflichen Austausch Verbindung halten können. Viele sind schon heimgerufen.

Was brachte die Notzeit des Gefangenenlagers mir selbst? In den ersten Wochen bewegte mich der biblische Begriff des „Peirasmos“, Luther übersetzt es bald „Versuchung“, bald „Anfechtung“. Aber beides ist im Urtext ein und dasselbe Wort. Es ist jener Zustand, in den Gott seine Leute fallen läßt, damit sie sich kämpfend und überwindend bewähren. Das erste Kapitel des ersten Petrusbriefes und das gleiche des Jakobusbriefes sprechen ausführlich davon. Ich kann nicht sagen, daß ich die Probe bestand. Es gab auch böse Niederlagen. Aber das weiß ich auch: Es war eine Segenszeit für mich und eine Zeit der Reinigung des inwendigen Menschen. Ich

bin zwar als glaubender Christ ins Lager gekommen. Aber der Glaube ist eine sich stets erneuernde Tat. Er hat täglich den uns gegebenen Stoff in ein Erleben mit Gott zu wandeln. Im Laufe dieser Wochen lernte ich, daß ich die mir zugelegte Zeit „wesentlich“ zu leben hätte. Ich wußte, daß ich sie viel mehr für Jesus und seine Sache auszunutzen hätte, als ich es bisher getan hatte. Wie einst in der Zeit der reifenden Jugend manch kindliches Spiel uns keinen Spaß mehr machte, weil es uns leer und langweilig wurde, so ging es mir jetzt. Ich freute mich auf den Dienst für Jesus Christus. Ich glaubte, seinen Ruf zur Evangelisation als neue Lebensaufgabe zu verstehen. Ich wollte ungeteilter für ihn da sein, frei von allem Allotria. Wieviel Jahre mein Gott mir noch zugelegt hatte, konnte ich nicht wissen, aber mein Gebet war: Laß mich nur für dich, mein Herr und Heiland, leben! Nur er weiß, ob und wie weit ich dieses Gelübde gehalten habe.

Daß ich aus dem Lager gesund herauskam – zum Unterschied von vielen Kameraden – bleibt ja ein erstaunliches Wunder. Manche Nacht hatte ich in Wassertümpeln gelegen und war von Nierenschmerzen aufgewacht. Aber abgesehen von großer Schwäche und Hungerödemen war mir kein Schaden geblieben. Ich habe mich in der Woche nach der Entlassung gründlich untersuchen und durchleuchten lassen.

Als wir am 2. September getrennt wurden, gab es trotz der Freude auf die Heimkehr – Männertränen! Wir aus dem Norden Deutschlands wurden den Engländern übergeben und landeten nach langer Fahrt durch Frankreich und Belgien im Lager Weeze an der holländischen Grenze nicht weit von Geldern. Dem Luftwaffenmajor Karl Keding und dem baltischen Sonderführer Axel Plath habe ich es zu danken, daß ich trotz meiner körperlichen Hinfälligkeit aufrecht blieb und durch die letzten Strapazen kam. Sie haben mich manchmal in den Wagen und heraus gehoben. Ich habe viel brüderliche Liebe erfahren.

Am ersten Tag in Weeze wurde ich zum Lagerältesten gerufen, der mich bat, einen Dankgottesdienst für beide Konfessionen zu halten. Ich war gerne bereit, nur fürchterlich müde durch den fast völlig ausgefallenen Schlaf der letzten Nächte. Um fünf Uhr sollte ich predigen, jetzt war es drei Uhr nachmittags. Ich legte mich auf den nackten Boden, um etwas zu schlafen, und bat die Freunde, mich in etwa einer halben Stunde zu wecken. Aber sie wollten mich wohl schonen, und ich erwachte erst um halb fünf. Als ich über meinen Text Jesaja 40.31 „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler“ meditierte, entstand seltsamerweise zuerst ein Gedicht (das Dichten war

unter uns förmlich epidemisch). Erst dann wurde eine Predigt daraus. Wenige Minuten vor dem Gottesdienst ging ich selbst durch das Lager und rief in jede Lagerstraße hinein: „Alles hierher gehört! Gleich gibt es auf dem großen Platz Gottesdienst für Evangelische und Katholische! Weitersagen!“ Es war ja immer eine Freude, vor den großen Männerversammlungen zu predigen. Auch die Choräle klangen kräftig. Wir sangen: „Großer Gott, wir loben dich“, weil das Lied beiden Konfessionen bekannt ist.

Nach dem Gottesdienst trat ein Kamerad auf mich zu und fragte, ob ich mich seiner wohl erinnerte. Er hätte schon in Böhl mit mir gesprochen: Er sei dem Kloster entlaufen. Aber auf meine Predigt hin hätte er sich entschlossen, wieder zurückzukehren! Was doch eine evangelische Predigt für seltsame Folgen haben kann! Hernach bedankte sich ein katholischer Priester, von dessen Anwesenheit wir alle nichts wußten, bei mir. Ich machte ihn auf das entlaufene „Schäflein“ aufmerksam, das ich der katholischen Kirche wiedergewonnen hatte.

Die Woche in Weeze schloß für mich mit einer neuen Probe. Bei der Durchzählung meiner Gruppe behauptete der deutsche Entlassungsbeamte, es sei einer zuviel unter uns. Er sollte sich melden. Aber es meldete sich niemand. Und alle Papiere waren in Ordnung. Offenbar hatte der gute Mann sich selber verzählt. Aber Gefangene haben immer Unrecht. Zur „Strafe“ wurden wir alle bis auf weiteres in ein benachbartes Cage geführt. Die Leute, die wir hier trafen, sagten uns: „Hier könnt ihr monatelang hocken und warten.“ Das klang wenig tröstlich. Aber nun galt es, auch diesen „Peirasmos“ zu bestehen. Ich fragte meinen Herrn: Was hast du vor? Was gibt es hier für einen Dienst? Da traf ich auf einen ostfriesischen Kameraden, der mit mir seit Monaten in den gleichen Lagern gewesen war. Und doch hatten wir keinen Kontakt gefunden. Nun hatten wir fast vierundzwanzig Stunden eine feine Gemeinschaft über dem Worte unseres Gottes. Es knüpfte sich ein Band der Bruderschaft, die mir diesen Tag leicht und froh machte.

Schon am Tage darauf, also mit nur vierundzwanzig Stunden Verspätung, ging es auf den letzten Transport. Mit dem Lkw fuhr ich durch das ganz zerstörte Wesel nach Münster, dann über Glandorf (nur wenig Kilometer an meinem unvergeßnen Vikarsort Kattenvenne vorbei) nach Osnabrück. Noch war mein Hunger längst nicht überwunden. Als unsere englischen Fahrer eine Frühstückspause machten, auf der sie freilich allein dejeunernten, warfen sie von ihren Weißbroten die Kanten unter das Auto in den Straßenschmutz. Ich angelte sie mir in einem unbewachten Augenblick heraus und aß sie mit einem Dankgebet auf, nachdem ich den

Dreck ein wenig abgewischt hatte. In Osnabrück kochten zum ersten Mal deutsche Frauen für uns. Ich wurde satt und trat sogar einen Rest einem hungrigen Rußlandheimkehrer ab. Nach einer Nacht in einem leeren Fabrikgebäude ging es in unserem Lkw südwärts über den altbekannten Teutoburger Wald in Richtung Bielefeld. In der Senne bei Künsebeck war ein altes RAD-Lager, hier sollten wir morgen entlassen werden. Aber als wir Wanzen feststellten, revoltierten wir erfolgreich. Am selben Nachmittag – es war wohl der 11. September — öffnete ein tschechischer Soldat das Stacheldrahttor. Ich war frei!

So schön, wie ich es mir vor Monaten gedacht hatte, war es gar nicht. Mein leichtes Gepäck bestand aus einer drahtumwundenen kleinen Kiste, in der ich ein paar Wäschestücke und etwas Seife, dazu meine Bibel hatte. Das Päckchen war nicht schwer. Aber nach ein paar hundert Schritt saß ich am Boden und dachte wie jener kleine Knabe aus meinem ehemaligen Kinderbuch: „Wenn doch jemand käme und mich mitnähme.“ Ein paar Kameraden aus dem nahen Bethel hatten sich per Telefon von dort einen Wagen mit einem Pferde bestellt. Aber wie sollte ich von ihnen verlangen, daß sie mich Fremden mitnahmen! Es widerstrebte mir, in dieser Situation meine alten Betheler Beziehungen in die Wagschale zu werfen. Da fuhr ein leerer Lkw mit Anhänger vorbei, hielt auf unser Winken und nahm einige Kameraden gegen Geld und gute Worte mit. Ja, Geld! Ich war damals ohne einen Pfennig in der Tasche in Gefangenschaft geraten. Im Lager Böhl schenkte mir ein Fremder hundert Mark. Ich wollte sie nicht annehmen. Er bat mich drum, denn er fürchtete, die Amerikaner nähmen ihm sonst alles ab. Jetzt erkannte ich Gottes Fürsorge.

Es ging auf altvertrauten Wegen: Bethel - Bielefeld - Herford! Hier sprangen wir ab. Ich hatte Holzminden als Heimatort angegeben. Das war wohl beim Entlassungsschein mit Minden verwechselt worden. Seinerzeit hatte meine Frau in der Vorahnung auf das kommende Chaos mit mir und den Kindern verabredet, daß sich der Rest der Familie in Bad Suderode am Harz treffen wollte. Hier hatte das Diakonissenhaus Salem ein Schwesternerholungsheim, und wir meinten naiv genug, so weit würde der Gegner nicht ins Land vorstoßen. Als ich aber im Lager hörte, daß der östliche Teil des Harzes durch die Sowjets besetzt war, wußte ich mich gewarnt. In Holzminden hatten unsere Diakonissen das Evangelische Krankenhaus gepachtet. Mir war sehr nach Pflege durch Schwesternhände zumute. Auch in Herford arbeitete eine Salemschwester. Doch konnte ich sie nicht finden, weil ein Teil der Stadt von der Besatzungsmacht abgesperrt war. Meine englische Begleit-

mannschaft hatte mir ab Osnabrück eine Tagesration unterschlagen. Ich hungerte wieder. Ich trat drum in eine Bäckerei: Ich sei aus der Gefangenschaft gekommen – ob ich nicht ein Stück Brot ohne Marken haben könnte? Das junge Mädchen schnitt zwei bis drei Schnitten ab und drückte sie mir in die Hand. In diesem Augenblick erinnerte ich mich meines väterlichen Geschäftes in Riga. Dort kamen alle Sonnabend einige alte russische Bettler und holten sich ein paar Kupfermünzen ab. So wie sie mußte ich es jetzt auch machen. Ich zog also meine Kappe vom Kopf und machte einen tiefen Diener. Nebenbei im Lebensmittelgeschäft erhielt ich etwas Marmelade. Wie reich war ich doch!

Und nun sitze ich im Zuge nach Detmold. Nur nach Detmold, denn weiter geht er nicht. Den Leuten im Zuge schien der alte unrasierte Landser aufzufallen, der sein Brot mit Marmelade ohne Hilfe seines längst beschlagnahmten Messers zu verzehren suchte. Eine Betheler Diakonisse schenkte mir einen Apfel. Reichtum über Reichtum! In Detmold bestürmen wir etwa zehn Fahrgäste den Fahrdienstleiter, uns mit dem Güterzug bis Altenbeken fahren zu lassen. Es gelingt. Die Nacht auf dem Bahnhof Altenbeken ist kalt, auch wenn wir den Zug nach Höxter für den nächsten Morgen schon besteigen dürfen. Ich überlasse der kleinen Schwester aus Bethel meine warme Decke. Ich kann ohnehin vor Aufregung nicht schlafen. In Höxter gilt es, einen weiten Weg durchs Wesertal nach Fürstenberg zu machen. Wie gut, daß hier Knaben mit Wagen sind, die das Gepäck hinüberfahren. Der Fußweg allein ist für mich eine Kraftleistung. Wir sind in Holzminden! Ob das Krankenhaus überhaupt noch steht? Oder ist es beschlagnahmt? Ein junger Bursche trägt mein Kistlein ein paar Ecken weit. Dann verläßt er mich, und ich selbst kann es doch nicht tragen! Da kommt ein kleines Mädchen mit einem Wagen. Ich bitte sie, mein Gepäck bis zum Krankenhaus zu fahren. Sie tut's, und ich muß ihr meinen Einmarkschein fast aufzwingen.

Nun bin ich fast zu Haus, denn in der Pforte sitzt eine mir bekannte Schwester. Doch fast ging es mir wie im bekannten Lied vom Erkennen: Sie starrt mich nur entsetzt an. Andere Schwestern kommen. Eine weint. Die Frau aus der Waschküche ruft: „Kommt, da ist ein Landser gekommen – na, ich sage es euch! – der sieht aus!“ Und ich kam mir doch fast elegant vor. Endlich kommt die Oberschwester, und ich frage: „Wissen Sie etwas von den Meinen?“ – „Ja, Gertrud war vor wenig Tagen hier und fuhr nach Lübeck, ihren Bruder zu suchen.“ – „Aber der ist doch tot!“ – „Nein, man sah ihn dort. Er ist wohl in englischer Gefangenschaft.“ – „Und meine Frau?“ – „Die hat vor Wochen nach Salem geschrie-

ben.“ Sollten sie wirklich alle am Leben geblieben sein? Ich sitze im Besuchszimmer. Als der Schwesternchor mir ein Willkommenlied singt, ist es mit meiner Fassung zu Ende. Es ist wie im Traum. Und dann fragt die Oberschwester: „Und nun, Herr Pastor, was wünschen Sie sich?“ – „Ich möchte an einem gedeckten Tisch essen! Ich möchte ein Bad nehmen, und ich möchte in einem weiß bezogenen Bett schlafen.“ Noch eine berechtigte Frage kam: „Haben Sie Läuse?“ – Fast genierte ich mich zu bekennen, daß ich nicht einmal wüßte, wie eine Laus aussieht. Sollte mein Ausbildungsleutnant doch recht gehabt haben, als er sagte: „Brandenburg, aus Ihnen wird nie ein rechter Soldat!“?

## 5. DER NEUANFANG NACH DEM KRIEGE (1945–1963)

*In der Pflege der Schwestern – Ich treffe meine Kinder – Erste Evangelisation – Ankunft meiner Frau mit den Kleinen – Meine Mutter – Salem-West – „Licht im Osten“ – Der Tag „X“ – Krankheitsorgen – Soll ich auf meine Altersversorgung verzichten? – Hirschegg – Unser neues Heim in Mühlhausen – Evangelisationsreisen – Umzug nach Korntal – Ein einzigartiger Ort – Auch der Missionsbund zieht um – Freizeiten und Konferenzen – Evangelisationserfahrungen – Der „veraltete“ Pietismus – Im Württembergischen Brüderbund – Gemeindedienst – Am Schreibtisch – Königsfeld und Seewis – Theologische Nöte – Was will dieses Buch?*

Als ich nach wenig Tagen am Stock durch die Stadt humpelte, sah mir die Schwester nach und sagte: „Der holt's nicht durch!“ So hat sie mir später erzählt. Trotz der freundlichen Aufnahme im Krankenhaus fehlten mir meine Kameraden. „Gibt es hier keine Gemeinschaft am Ort?“ fragte ich. „Doch, ein kleiner Kreis. Der Steuersekretär B. im Rathaus leitet ihn.“ Ich gehe aufs Steueramt. Der alte Bruder versteht, was ich suche. Wir beteten zusammen.

Die Schwestern sind rührend zu mir. Leider darf ich nicht so viel essen, wie ich möchte. Aber dafür oft. Es dauert Wochen, bis ich das Gefühl, satt zu sein, wieder lerne. Ich werde aufs beste versorgt. Darf draußen im Garten auf dem Liegestuhl liegen. Vom Roten Kreuz bekomme ich einen Anzug. Auch meine Wäsche wird ergänzt. Aus Niendorf kommt die Nachricht, daß Hans-Christian frei ist und Gertrud bei ihm. Gott sei Lob und Dank! Bald erfahre ich auch durch Flüchtlinge, daß meine Frau mit den beiden Kleinen und ihrem Vater (die Mutter starb in Schönfeld) von zwei

tapferen Diakonissen aus ihrer Unfreiheit bei den Russen, wo sie weit über ihre Kraft arbeiten mußte, gerettet wurde und nun schwer leidend in Berlin-Lichtenrade in Salem sei. Eine Postverbindung ist nicht möglich. Soll ich den Weg über die Grenze nach dem Osten wagen? Später erkannte ich, daß es Gottes Stimme war, die mich warnte. Ich wäre nicht bis Berlin gekommen. Aber diese Ungewißheit war für uns beide, meine Frau und mich, eine schwere Last. Später, als Post durchkam, wurde ich aus Salem wiederholt dringend vor einer Reise nach Berlin gewarnt.

Nach einigen Wochen der Erholung holte mich Gertrud nach Niendorf ab. Die Fahrt war wieder phantastisch. Zwischen Celle und Hamburg saßen wir auf einer offenen Güterlore auf Granitblöcken. Wie schön war es, nun wenigstens mit den beiden ältesten Kindern zusammenzusein! Gertrud war die Flucht aus dem Sudetenlande gelungen. Hans-Christian war ebenso angeschlagen wie ich. Er hatte auch hungern müssen, was für den Achtzehnjährigen besonders schwer war. Gertrud entschloß sich, die Bibelschule in Breklum zu besuchen. Hans-Christian reiste nach vierzehn Tagen mit mir nach Holzminden. Wir vergessen nicht die Nacht auf dem Bahnhof in Altona. Wir legten uns auf die Fliesen, unsere Aktentaschen waren unsere Kopfkissen, unsere Mäntel die Decken. Wir konnten sogar unser Abendgebet miteinander halten. Und dann schliefen wir ganz gut, wenn auch manchmal Menschen über uns stolperten. Auch in Holzminden ging es bei uns noch etwas soldatisch zu. Wir hatten nahe am Solling, drei Kilometer von der Stadt, in einem schön gelegenen Hilfskrankenhaus ein Zimmer als Notquartier bekommen. Ich schlief auf der Couch, er auf dem Fußboden. Es war gut, daß Vater und Sohn bei wiederkehrender Kraft täglich durch die Wälder des Solling wandern konnten. Unser Ton war gewiß etwas rauh. Als die Hoffnung bestand, daß meine Frau zu uns komme, ermahnten wir einander, etwas bürgerlicher in unseren Ausdrücken zu werden. Aber trotz all unserer Bemühungen war meine Frau später öfters entsetzt. Weihnachten waren wir noch allein, aber in Gemeinschaft mit den Salemschwwestern. Im Januar kam die Nachricht vom Heimgang der Großmutter von der Decken aus Schwerin, die Hans-Christian fast vom ersten Tage seines Lebens betreut hatte. Wieder sank ein Stück Vergangenheit ins Grab.

Im Januar wagte ich auf Einladung des Superintendenten von Holzminden eine Evangelisationswoche. Wir begannen im Gemeindesaal, mußten aber bald in die Lutherkirche übersiedeln. Nach der Zerstörung der Großstädte waren die kleinen Provinzstädte Brennpunkte des Lebens geworden. Hier entstanden die er-

sten Volkshochschulen mit reichem Programm. Ich habe mich daran auch ein wenig beteiligt. Gute Konzerte wurden gegeben, ja sogar Ausstellungen wurden gewagt. Die Evangelisation war nicht nur gut besucht, sondern wurde der Anfang einer reichen Arbeit in Holzminden, wie ich sie mir im Gefangenenlager in meinen Gebeten erbeten hatte. Die Oberschwester des Krankenhauses lud mich ein, wöchentlich im schönen großen Speisesaal eine Bibelstunde zu halten. Ich besprach das Johannesevangelium und hatte die Freude, daß nicht nur die Schwestern und Ärzte, sondern auch die Studienräte und Lehrerinnen der Schulen, Kaufleute und Beamte regelmäßig kamen. Dazu bediente ich, so oft ich konnte, die kleine landeskirchliche Gemeinschaft. Aber wie schrecklich sauer wurde mir in der ersten Zeit der drei Kilometer lange Weg hinaus aus der Stadt in unsere Wohnung! Nach den Evangelisationsvorträgen nahmen mich Hans-Christian und einer seiner Freunde rechts und links unter den Arm und schleppten mich förmlich nach Hause. Und doch kam der Tag, wo ich meinen Stock in die Ecke steckte und zu ihm sagte: Nun brauch ich dich nicht mehr!

Über diesen ersten Monaten des Jahres 1946 stand die bange Frage, ob meine Frau mit den Kindern eine Möglichkeit der Ausreise nach dem Westen bekommen würde. Die menschliche Möglichkeiten sahen sehr gering aus. In jener Zeit stellte mir unsere Hausschwester den Spruch hin: „Berge will ich zu Wegen machen“ (Jes. 49.11). An diesem Wort buchstabierte ich nun jeden Tag. Anfang März gab es noch einen tüchtigen Schneefall und Kälte. Ich war früh müde zu Bett gegangen. Da schellt es an der Haustür des Hilfskrankenhauses. Das war an sich nichts Ungewöhnliches. Aber dann hörte ich Kinderstimmen, und plötzlich ging die Tür auf: Meine Frau mit Margarete und Arnd standen vor mir. Ich glaubte zu träumen.

Nun erst war ich richtig heimgekehrt. Gott schenkte uns hier in Holzminden über die böseste Nachkriegszeit hinweg drei Jahre lang eine liebe Zufluchtsstätte. Die Schwestern konnten uns zu unserem Schlafzimmer noch ein großes Wohnzimmer einräumen. Margarete mußte freilich in die Anstalt Treysa in Hessen, da sie nicht im Krankenhaus bei uns bleiben durfte. Jeden Sonntag hielt ich den Kranken einen Gottesdienst, der auch aus der Nachbarschaft, besonders aus dem bekannten Landschulheim von Holzminden, besucht wurde. Wir hatten sehr liebe Nachbarn, mit denen uns bald eine gute Freundschaft verband. Das Landschulheim lud uns ein, an seinen musikalischen Abendstunden teilzunehmen, die überdurchschnittliche Leistungen zeigten. Jenseits der Straße begann bereits der Sollingwald mit seinen sanften Steigungen. Im Früh-

ling blühten Windröschen und Himmelschlüssel, und im Sommer reiften herrliche Waldhimbeeren. Wir brauchten nicht weit zu gehen, um Fernblicke ins schöne Wesertal zu haben. Hans-Christian begann, sich für das noch ausstehende Abitur vorzubereiten, da er wie seine Brüder Theologie studieren wollte.

Im Sommer des Jahres folgte eine weitere große Freude. Meine über achtzigjährige Mutter und meine jüngste Schwester hatten in Rathenow bei der Eroberung durch die Russen durch die Hölle hindurch müssen. Fünf Tage und Nächte mußten sie im Walde hausen. Es dauerte lange, bis sie eine Notwohnung bekamen. Aber die Existenz drüben wurde immer notvoller. Mir war es furchtbar, daß ich ihnen nicht helfen konnte. Da brachte auch ihnen eine Salemdiakonisse Rettung und erreichte ihre Übersiedlung nach Lichtenrade ins Mutterhaus. Hier kamen beide erst mal zur Ruhe. Im Juni 1946 siedelten sie dann zu uns nach Holzminden um. Meine Mutter kam zuerst in das Evangelische Krankenhaus in der Stadt zur Pflege, da ihre Kräfte erschöpft waren. Meine Schwester Gretel war fast den ganzen Tag um sie, wohnte aber bei uns am Solling. Später zog auch unsere Mutter zu uns. Blieb sie auch um ihrer körperlichen Schwäche willen bettlägerig, so war der Geist doch bis zuletzt frisch. Wir konnten immer nur staunen, wie sie alles Schwere hinter sich ließ, an allem Gegenwärtigen lebhaft teilnahm und zugleich voll Dankbarkeit an die glückliche Vergangenheit dachte. Da sie ihr Zimmer nicht verließ, nahm sie leider nie an unseren Hausgottesdiensten teil. Aber ich mußte vor dem Gottesdienst im Talar an ihr Bett treten, ihr alle zu singenden Lieder aufschreiben und den Predigttext nennen, damit sie mit ihrem Neuen Testament in der Hand alles verfolgen konnte. So hat sie noch fast zwei Jahre bei uns verbracht. Als ich im Februar 1948 zu einer Heimkehrertagung in der Evangelischen Akademie in Bad Boll war, erreichte mich das Telegramm von ihrem schnellen Heimgang. Das letzte Wort aus ihrem Munde, ehe sie in Schlaf versank, aus dem sie nicht mehr erwachte, lautete: „Ich habe es ja so sehr gut.“ So blieb uns unsere Mutter im Gedächtnis, wie sie war, solange wir sie kannten: lebensbejahend, energisch, fröhlich und dankbar. Wie froh waren wir über ihr schmerzloses und friede-erfülltes Ende. Wir betteten sie zwischen die Salemsdiakonissen auf den schönen Friedhof nahe der Weser. Sie hatte von ihren vierzehn Enkeln sieben im Kriege verloren.

Unsere Schwester, die sie gepflegt hatte, war in der alten Heimat Kindergärtnerin gewesen. Da es dort im Baltenlande die Ausbildung als Jugendleiterin nicht gab, wollte sie diese nun nachholen. Sie ging nach Kaiserswerth und scheute sich nicht, im Alter von fünf-

zig Jahren sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Gott hatte noch große Aufgaben für sie. Daß ihr erster Dienst in einer großen Flüchtlingsnotsiedlung in Schleswig-Holstein geschah – und zwar unter der Leitung eines meiner besten Freunde aus der amerikanischen Gefangenschaft, Pastor Karl Keding – war mir ein besonderer Grund zum Dank.

Meine Arbeit an den Diakonissen verlief nicht ohne Spannungen. Die Verbindung zum Mutterhaus in Berlin war in den ersten Jahren fast abgebrochen. Nur unregelmäßig gingen die Nachrichten hin und her. Salem hatte einen großen Teil seiner Schwestern im Westen: in Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Lübeck, Westfalen, Rheinland, Hessen und in der Pfalz. Für diese Schwestern mußte gesorgt werden. Wir verhandelten mit den Stationsvorständen, erneuerten Verträge, kassierten Beiträge, zahlten die Taschengelder, sorgten für Kleidung. Ich danke es einigen der arbeitsfrohen und umsichtigen Schwestern, daß wir eine westliche Zentrale für Salem einrichten konnten. Alles kam verhältnismäßig schnell in Ordnung. Das Schwierigste waren die Reisen. Zuerst war es unmöglich, auch nur von der englischen in die amerikanische Besatzungszone zu kommen. Dazu waren die Züge vor der Währungsreform im Juni 1948 lebensgefährlich besetzt. Das Reisen war so strapaziös, daß ich mit meinen noch nicht ganz aufgeholten Kräften es nicht schaffte. Es quälte mich sehr, daß ich nicht alles so leisten konnte, wie es sein sollte.

Ganz überraschend bekamen wir ein Haus für die Zentrale des Westens. Auf dem Wege zur Stadt ging ich täglich an einer Villa mit schönem Garten vorbei, von der ich immer meinte: Das wäre etwas für Salem. Eines Tages ruft mich die schwer leidende Besitzerin, eine unverheiratete Dame, telefonisch an und bittet mich dringend, sie eilig zu besuchen. Es stellte sich heraus, daß der englische Kommandant einen Blick auf das Haus geworfen hatte. Nur wenn es in kirchlichen Händen war, durfte er es nicht antasten. Wir wurden uns in kürzester Zeit einig. Wir übernahmen das Haus sofort gegen eine Leibrente und eine geringe hypothekarische Eintragung. Nun hatte die leidende ehemalige Besitzerin unsere Schwestern zu ihrer Pflege, und wir konnten Zug um Zug Zimmer besetzen, soweit die andern Untermieter auszogen. Das sogenannte „Sollinghaus“ hat später einen schönen Anbau bekommen und ist mit seinem prächtigen Garten ein geeignetes Heim für die Schwestern im Ruhestand.

In Lichtenrade war inzwischen ein neuer Vorstand entstanden, mit dem ich noch nicht eingearbeitet war. Schmerzlich war es mir, daß dort das seltsame und völlig unbegründete Gerücht aufkam,

wir wollten uns in Holzminden separieren und selbständig machen. In jener Notzeit, wo das gegenseitige Begegnen und Aussprechen oder auch nur Schreiben so schwierig war, wirkte das Mißtrauen wie ein ansteckender Bazillus. Wäre ich nicht von Salem aus immer wieder gewarnt worden, es sei zu gefährlich für mich, hinzukommen, so wäre ich doch hingereist. Heute glaube ich, daß jene Angst übertrieben war. Aber wie sollte ich das damals wissen! So gab es manche schmerzliche Mißverständnisse. Der alte Pfarrer Christiansen war in den Ruhestand getreten und lebte in Niendorf an der Ostsee. Es war selbstverständlich, daß der Diakonissenhauspfarrer im Mutterhaus sein mußte. Bis ein Nachfolger gefunden war, durfte auch ich meinen Platz nicht räumen. Zweimal sagte ich dringende Rufe ins Pfarramt ab, obwohl mir die Orte Siegen und Wuppertal, jene alten Erweckungsgegenden, sehr verlockend erschienen. Aber ich durfte Salem nicht im Stich lassen.

Vielleicht hätte ich damals dringender auf die kommende Entwicklung in der DDR hinweisen sollen. Da ich den Osten kannte, sah ich deutlich, wie es kommen würde. Der neue Vorsitzende aber hatte die Hoffnung, das Werk stärker im Osten einsetzen zu können. Zu Spannungen kam es auch dadurch, daß wir im Westen einen eigenen Probekreis zu sammeln begannen. Denn manche junge Mädchen, die gerne in die Salemswesternschaft eingetreten wären, wurden von ihren Eltern nicht nach Berlin gelassen. Ich bin heute noch froh, daß es bei allen Mißverständnissen nicht zu einem Bruch kam. Ich danke Gott, daß ich Salems Freund blieb, dem ich so viel zu danken hatte. Noch heute gehöre ich zum erweiterten Vorstand. Vor wenigen Jahren hat der Vorstand beschlossen, die Leitung des Hauses ganz in ein neues Mutterhaus in Bad Gandersheim am Harz in Westdeutschland zu verlegen. So hat die Entwicklung mir recht gegeben.

Schon vom Jahre 1946 an zeigte es sich, daß auch der Missionsbund „Licht im Osten“, mit dem ich so lange verbunden war, nicht weiter in Wernigerode arbeiten konnte. Missionsdirektor Jakob Kroeker erkrankte schwer, legte die Leitung nieder und zog zu seinen Kindern in die Nähe Stuttgarts. Und nun trafen die Mitarbeiter einer nach dem andern im Westen ein und besuchten mich in Holzminden mit der Frage: Was sollen wir tun? Seit Jahren war ich der Vorsitzende der Mitgliederversammlung gewesen. Jetzt machte ich mich zum Notvorsitzenden des Missionsbundes und bat die Mitarbeiter, daß jeder nach Kräften weiterarbeiten möchte. Mir schien der Osten jetzt mehr denn je der Liebe und des Dienstes im Namen Jesu wert. Wir hofften auf Räume in Göttingen, aber weder hier noch sonst in der Nachbarschaft waren Büroräume zu

finden. Da folgten die Mitarbeiter der Einladung des früheren Missionsinspektors, Dr. Joachim Müller, der inzwischen Pfarrverweser in Stuttgart-Mühlhausen geworden war. Ich selbst begann, nach einem neuen Missionsinspektor zu suchen.

Hatte ich im Gefangenenlager nicht den Ruf zum Evangelisten gehört? Solange die Reiseschwierigkeiten so groß waren, mußte ich kleine Schritte machen. Aber es schien mir eine gesunde Entwicklung, daß ich nach der Evangelisation in Holzminden zuerst eine Reihe Einladungen in die nächste und dann auch in die weitere Umgebung annahm. Es war wundervoll, in so vielen Dörfern und Städten des Weserlandes zu Jesus rufen zu dürfen. In Höxter und in Boffzen, in Heimsen und in Bevern, in Stadtoldendorf und in Neuhaus auf dem Solling, in Bad Gandersheim und in Goslar, in Hameln und in Vlotho, in Stadthagen und sogar in Uelzen habe ich Vorträge und Bibelstunden gehalten. Damals war alles noch in Erregung und Bewegung, die Wunden waren noch nicht verkruftet, ein Wirtschaftswunder machte noch niemand trunken, Tür und Tor war für das Wort Gottes weit geöffnet. Ich bin heute noch froh, daß ich mit meinen kleinen Kräften die Zeit ausnutzte, so gut es ging.

Eine Rittergutsbesitzerin aus der Nachbarschaft, die in ihrer Gemeinde auch die Orgel bediente, lud mich zu einer Wochenendevangelisation ein. Am Sonntag war ich zu Tisch im Gutshaus eingeladen und wurde dort dem Prinzen Oskar von Preußen, dem jüngsten Sohn des letzten Kaisers, und seiner Gattin vorgestellt. Das prinzliche Ehepaar hatte hier vorübergehend Wohnung genommen. Den Prinzen sah man öfters in Holzminden im schlichten Lodenmantel und mit einem Knotenstock. In unsern Gesprächen freute ich mich über das ernste Interesse am Evangelium, das mir hier entgegentrat. Prinz Oskar war Heermeister des evangelischen Johanniterordens. Seine Schlichtheit und sein Humor erleichterten unsere Gespräche. Er erzählte manche Anekdoten im gemütlichen Berliner Dialekt. Zum Abschied schenkte der Prinz mir eine kleine Denkschrift aus seiner Feder über „Altpreußen, warum wir es liebten“. Die Schrift schloß mit dem Satz: Preußen ist nicht mehr. Ob es je wiederkehrt, steht nicht in Menschenhand, sondern in der Hand des Höchsten. Aber solange noch Preußen leben, werden sie es mit den beiden Liedern halten, die das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche spielte: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ und „Üb' immer Treu und Redlichkeit“. – Ich sah den Prinzen Oskar und seine Gattin einige Male in unsern schlichten Sonntagsgottesdiensten im Hilfskrankenhaus am Solling bei Holzminden. Die Vermittlung hatte wohl der jüngste Sohn,

Prinz Wilhelm Karl, der in Holzminden in der Industrie tätig war und einige Mal an meinen Bibelstunden im Krankenhaus teilgenommen hatte. Nach dem Tode des Vaters wurde er Heermeister des Johanniterordens.

Wir planten sogar, am Abhang des Solling ein Häuslein zu bauen. Freundliche Nachbarn stellten das Grundstück in Aussicht. Ein befreundeter Architekt entwarf nach meinen Wünschen die bescheidene „Villa“. Im Geist war schon alles möbliert, und wir freuten uns der Aussicht ins weite Wesertal. Geld hatte man damals ja in größerer Menge, weil man es nicht ausgeben konnte. Und dann kam der Juni 1948. Ich war von der Gemeinschaft in Goslar zur Evangelisation gerufen. Die ganze Pfarrerschaft der Stadt stellte sich freudig hinter den Dienst. Die große Stephanikirche füllte sich. Fast jeden Abend hatten wir Nachversammlungen. Das Thema war das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Am 20. Juni hatte ich als Thema angesetzt: „Unvergänglicher Reichtum“. An diesem Tage „X“ verloren wir alle unser Geld. An der Zonengrenze in Harzburg hatten die Schmuggler ihr Stammlokal mit den alten blauen Hundertmarkscheinen geschmückt, die sie wie Fähnchen auf Fäden gezogen hatten. Die Goslarer aber sagten damals: „Der Brandenburg hat's gewußt!“ Aber der Brandenburg hat gar nichts gewußt! Fast wäre ich nicht mehr heim gekommen, da ich meine mir zukommenden sechzig DM neuen Geldes nur in Holzminden und nicht in Goslar bekommen durfte. Hätten nicht einige Besucher von ihrem neuen Gelde etwas in die Kollekte geworfen, so hätte es peinlich werden können. In der Losung stand aber an jenem Tag: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen!“ Und: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch.“ Unser Haus aber blieb ein Traumgebilde.

Wieviel hatten wir zu danken, daß meine Frau in den bösen Hungerjahren nie nach Brot und Butter anzustehen brauchte, weil wir im Hilfskrankenhaus gegen unsere Marken verpflegt wurden! Immerhin war unser Aufenthalt in diesem Hause nicht unbedenklich, da es mit der Zeit zu einem Tbc-Krankenhaus wurde. Unser Jüngster, der im Jahre 1947 mit dem Schulbesuch begann, bekam damals eine böse Infektion. Die Ärzte fürchteten sogar eine Miliartuberkulose. Das bewahrheitete sich – Gott sei Dank – nicht. Wohl aber bekam er die bei Kindern oft vorkommende Hylus-Drüsen-Tbc in besonders heftiger Form. Es war eine freundliche Fügung, daß ich gerade in jener Zeit mit meiner Frau zusammen eine Einladung zu einem Bibelkurs der Gasthausmission nach Oberstdorf im Allgäu bekam. Ich hatte für Gasthausangestellte

(Kellner, Köche, Beschließerinnen usw.) die Bibelarbeit zu leiten. Wir nahmen unseren Jungen mit. Meine Frau fand viel freundschaftliche Unterstützung. Nach einigen Wochen wurde das Kind in ein Heim des bayrischen evangelischen Hilfswerks in Hirschegg aufgenommen, wo es über ein halbes Jahr blieb und leiblich wie geistig aufs beste versorgt war. Im Sommer 1948 hatten wir unsern Jungen gesund wieder. Er ist nie mehr anfällig gewesen. Auf die Bibelfreizeit sehen wir voll Freude zurück. Unvergesslich war ein Erzählabend, zu dem die evangelische Kirchgemeinde von Oberstdorf eingeladen war. Oberkellner und Küchenchefs erzählten aus ihrem Leben und wie sie einst auf den Weg des lebendigen Glaubens gekommen waren. Wir hätten noch lange zuhören mögen.

Während meine Frau noch im Allgäu war, machte ich weiter meinen evangelistischen Reisedienst. Ich war bei diesem nicht unbeschwert. Außer der Sorge um unsern Jungen bewegte mich die Frage unserer Zukunft. Zwar war zu meiner Freude Pfarrer Martin Hoene vom Diakonissenhaus in Neukirchen bei Moers willig, einem Ruf nach Lichtenrade zu folgen. Nun war ich frei. Aber gleichzeitig fragten meine Freunde vom Missionsbund „Licht im Osten“, ob ich bereit sei, selbst Missionsinspektor des Missionsbundes zu werden. Dazu hätte ich nach Württemberg übersiedeln müssen. Bei einer Anfrage beim Berliner Oberkirchenrat erfuhr ich, daß nach der Ordnung der Kirche ein Pfarrer seine Pensionsberechtigung verliert, wenn er außer Landes zieht, zum Beispiel aus Preußen nach Württemberg. Offenbar wird dann damit gerechnet, daß der Pfarrer in den Dienst der andern Landeskirche tritt und von ihr später die Pension bezieht. Bei einem freundschaftlichen Gespräch mit Prälat Hartenstein in Stuttgart mußte ich feststellen, daß ich in Württemberg nicht in die Zahl der Pensionsberechtigten kommen würde. Unser Missionsbund gehört zwar zum Landesverband der Inneren Mission, ist aber ein freies Werk landeskirchlicher und freikirchlicher Kreise. Er steht also – wie man zu sagen pflegt – auf der Grundlage der Allianz. Ich stand demnach vor der Frage, ob ich im Alter von dreiundfünfzig Jahren auf die erworbenen Rechte einer Altersversorgung verzichten wollte. In diesem Alter wäre ein Abschluß einer entsprechenden Altersversicherung nicht mehr möglich gewesen. Es ging dabei nicht nur um meinen kommenden Ruhestand, sondern auch um die etwaige Witwenpension meiner Frau. Ich konnte mich zu diesem Schritt nicht entschließen und sagte ab. Bei einem Treffen der Heimkehrer in der Evangelischen Akademie in Hermannsburg traf ich meinen alten Leidensgefährten aus dem Gefangenenlager Eberhard Stammer. Ich erzählte ihm meine Lage. Er sah mich erstaunt an

und sagte: „Ich denke, du reist in Deutschland umher, um Glauben zu wecken! Vielleicht fängst du selbst mal damit an.“ Das war der eindeutige Ton der alten Soldaten. Ich sagte nur: darauf könne ich ihm eben keine Antwort geben; ich müßte darüber in der Stille nachdenken. Aber sein gutes Wort hatte mich getroffen.

Als ich in der Woche darauf in Bochum, der arg zerstörten Industriestadt, eine Evangelisation hielt, kam ein Brief meiner Frau aus dem Allgäu. Sie hatte des Morgens das Wort Jesu gelesen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Matth. 6.33). Das sei eine so klare Antwort auf unsere Fragen, daß wir gar nicht ausweichen könnten. Alle menschlichen Sicherungen seien ohnehin fraglich. Das hätten ja die vergangenen Jahre gezeigt. Ich sollte also fröhlich zusagen! Wie dankbar war ich meiner Frau! Alle Zweifel zerrissen. Stammeler hatte recht. Ich sagte zu und freute mich, daß ich meinem väterlichen Freund Jakob Kroeker diese Mitteilung noch an sein letztes Leidenslager bringen konnte. Es ging in der ersten Zeit bei uns gewiß manchmal knapp zu, aber Sorgen haben wir nie gehabt. Etwa zwölf Jahre später hat der EOK in Berlin nach einer warmen Empfehlung durch Bischof Dibelius mir doch noch nachträglich die Altersversorgung für die von mir in Preußen getanen Dienste von 1930 bis 1948 zugesagt, falls ich das Alter von siebzig Jahren erreichte. Von Lübeck war schon Jahre vorher eine ähnliche Zusage gekommen. Wir waren gewiß sehr dankbar, zumal wir mit dieser Lösung nicht mehr gerechnet hatten. Auch wenn es anders gekommen wäre, hätten wir nicht sorgen dürfen. Der alte Vers war uns lieb geworden: „Wie er mich durchbringt, weiß ich nicht. Doch eines weiß ich wohl, daß er, wie mir sein Wort verspricht, mich durchbringt wundervoll.“ Das genügt dem Glauben.

Im Frühjahr 1949 teilte die leitende Schwester des Krankenhauses meiner Frau mit, daß unsere Zimmer für Kranke nötig seien. Ich war gerade in Mühlhausen bei Stuttgart, als meine Frau mir davon schrieb und mich bat, auch die bescheidenste Wohnmöglichkeit zu suchen. Das war im März 1949 noch immer keine Kleinigkeit. Nach längerem Suchen fanden wir einen Maurermeister, der die Ruine eines ererbten Hauses aufrichten wollte. Zum Herbst des Jahres sollte darin eine Wohnung für uns fertig sein.

Einige Möbel hatten wir kaufen können, denn unsere in die Uckermark gebrachten Sachen waren ja alle verloren gegangen. Nun stellten wir unsere neuen Möbel ab und führten einige Monate das Leben „fahrender Leute“. Unsere beiden Jüngsten waren ja in guter Hut. Hans-Christian war nach Oldenburg gegangen, wo sein

väterlicher Freund, Bundestagspräsident Hermann Ehlers, ein Schülerheim geschaffen hatte. Dort wollte er sein Abitur machen. Zuerst begleitete mich meine Frau auf meinen Evangelisationsreisen, dann folgten wir im Frühsommer der Einladung einer Tochter des inzwischen heimgerufenen Jakob Kroeker, die in Hirschegg ein Fremdenheim hatte. Hier verlebten wir mit unserem wieder genesenen Arnd wundervolle Urlaubswochen in frischer Luft und herrlicher Alpenblumenpracht. Anschließend zogen wir vorübergehend auf den Viesenhäuser Hof in der Nähe von Mühlhausen am Neckar, wohin die Familie Bartel (Frau B. war die jüngste Tochter Kroekers) uns einlud. Im Herbst 1949 hatten wir endlich unser eigenes kleines Heim, das aus drei kleinen Stuben mit Küche bestand. Wir fühlten uns wie ein junges Ehepaar, das sein Heim zum ersten Mal einrichtet.

Dennoch war es nicht leicht, nach jahrelangem Umherzigeunern nun Wurzel zu schlagen. Aber wie froh waren wir, endlich wieder in den eigenen vier Wänden leben zu dürfen! Die Stübchen waren gewiß sehr klein. Wollte ich mich zwischen Schrank und Bett zur Ruhe begeben, so mußte ich mich schlank machen und tief Luft holen. Und wenn uns jemand im sogenannten Wohnzimmer besuchte, während wir zu Tisch saßen, mußten sich alle erheben, weil sonst die Tür nicht aufging. Hinterher erkannten wir die Güte Gottes auch darin, daß er uns so klein wieder anfangen ließ. Wir hätten ja sonst die Mittel zur Einrichtung gar nicht aufbringen können. Aber nun ging es im Lauf der Jahre von Stufe zu Stufe. Hatten wir in Holzminden zuerst ein, dann zwei Zimmer gehabt, so gab es nun drei. Später in Korntal hatten wir vier Zimmer, um schließlich sogar bis fünf aufzusteigen. Noch heute staunen wir oft, wie wieder das Wort in Erfüllung ging: „Es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr dem Hause Israel verheißen hatte; es kam alles.“ Nun hat jedes Möbelstück in unserer Wohnung seine Geschichte. Freilich: als damals in Mühlhausen uns Freunde in der ersten Wohnung besuchten, vergossen sie buchstäblich Tränen, weil wir so ärmlich lebten. Wir aber fühlten uns wie die Krösusse.

Ich hatte dem Missionsbund meinen Eintritt als Missionsinspektor unter der Bedingung zugesagt, daß ich zur Hälfte freier Evangelist bleibe, um dem Ruf Gottes gehorsam zu sein. Gleichzeitig belastete ich den Etat des neu und klein entstehenden Missionswerkes dadurch nicht zu sehr. Trotzdem ging es oft knapp genug her. An manchem Monatsersten konnte im Jahre 1949 die Kasse nicht alle Gehälter voll auszahlen, so daß sich unsere Hausfrauen mit einer kleinen Anzahlung des Gehaltes begnügen mußten. Um so mehr wuchsen wir als Missionsfamilie zusammen. Wir wohnten mit der

Familie meines Mitarbeiters Jakob Dyck unter einem Dach. Er war fast seit Beginn der Arbeit in Wernigerode dabei gewesen. Seine Frau war noch vor ihrer Ehe die Sekretärin von Pastor Jack. Fräulein Erna Sichtig, die einst im Weltbund der CVJM in Genf gearbeitet hatte, entfaltete ihr Organisationstalent in unserem Missionsbüro. Missionar Kosakewitz und Lehrer Fast begannen mit Besuchen bei den damals sehr zahlreichen Vertretern der Völker des Ostens. Die schnelle Ausdehnung und Erweiterung der Arbeit ist ganz wesentlich den treuen alten Mitarbeitern zu danken. Meine Evangelisationen gaben mir Gelegenheit, auch von den dringlichen großen Aufgaben einer Ostmission zu erzählen. Pfarrer Dr. Joachim Müller wurde der Vorsitzende des Missionsbundes. Es zeigte sich, daß wir durch unsere Verbundenheit mit der alten DCSV für diese überkonfessionelle und übernationale Arbeit innerlich vorbereitet waren. Ohne viel Planung ergaben sich besondere Kennzeichen unseres Dienstes: eine ökumenische Weite, die sich von allem Konfessionalismus frei hält; seelsorgerliche Tiefe, die den Menschen zu persönlicher Wiedergeburt durch Buße und Glauben führen möchte; ein großes Zutrauen zur Kraft des Bibelwortes, das genugsam ist, einen Menschen zum Heil zu wecken; eine familienhafte Bruderschaft aller Mitarbeiter, mit denen wir immer gerne um den runden Tisch sitzen; eine sparsame Finanzwirtschaft, die möglichst viel Gaben unmittelbar dem Missionsdienst zugute kommen läßt; die Bereitschaft, mit ähnlichen Werken in Arbeitsgemeinschaft zu stehen und sich von allen egoistischen Zielsetzungen frei zu halten; ein möglichst enger Kontakt mit der opfernden Gemeinde, der wir durch unser Blatt, durch Bibelfreizeiten und unsere alljährliche Missionskonferenz, aber auch durch viel persönlichen Briefwechsel die Missionsliebe zu wecken suchen! Diese Grundsätze haben sich nun über fünfzehn Jahre in unserer Missionsarbeit bewährt.

Von Mühlhausen aus war ich viel auf Reisen. Leider zeigte sich, daß meine Frau die Notzeit nicht ohne gesundheitlichen Schaden hinter sich gebracht hatte. Unser in Tübingen studierender Ältester kam oft am Samstag herüber, um der Mutter beim Wochensputz zu helfen. Später kam unsere Base, die in Salem Schwester geworden war, für einige Jahre in unseren Haushalt.

Schon lange hoffte ich, daß Kornthal im Kreise Leonberg unser Wohnort und auch der Ort unseres Missionsbundes werden könnte. Aber bei der bestehenden Wohnungsnot waren alle Bemühungen vergeblich. Endlich gelang es, im Jahre 1951 mit Hilfe des damaligen Bürgermeisters eine Wohnung von vier Zimmern in Kornthal zu gewinnen. Da wir im ersten Winter einen Haushalt von

sechs Personen hatten, war das trotzdem nicht viel Raum, und ich mußte auf ein Arbeitszimmer verzichten. Gleich beim Einzug merkten wir etwas von der besonderen Wärme dieses Ortes. Nicht nur der Hauswirt hatte die Haustür mit einer Girlande geschmückt und uns persönlich empfangen, sondern Glieder der evangelischen Jugend kamen auch, um uns beim Einräumen zu helfen. Mehl und Früchte waren uns ins Haus gebracht, eine über achtzigjährige Pfarrerswitwe aus Rußland, Nachkommin Wilhelm Hoffmanns, des Gründers Korntals, brachte nach alter russischer Sitte „Salz und Brot“. Eine Nachbarin schickte einen Leuchter mit Licht, damit wir nicht im Dunkeln säßen. Andere boten sich zu Besorgungen an. Durch eine im Jahre vorher gehaltene Evangelisation war ich in Korntal nicht mehr ganz unbekannt.

Korntal hat eine einzigartige Geschichte. Nach den napoleonischen Kriegen im Anfang des vergangenen Jahrhunderts entstand durch vielfache Mißernten bestärkt eine Auswandererbewegung unter den Bauern Württembergs. Diese wurde durch eine geistliche Erweckung unterstützt. Vor allem durch den Dienst Michael Hahns, jenes theosophisch begabten pietistischen Bauern, war es an vielen Orten zu einer tiefen Erweckungsbewegung gekommen. Die damalige Staatskirche, die in ihrer Führung noch weithin dem Rationalismus huldigte, sah diese Bewegung ungern. Eschatologische Erwartungen wurden durch die viel gelesenen Schriften Jung-Stillings bestärkt. Die Erweckten drängten zur Flucht vor dem drohenden Antichristentum, obwohl Hahn vor ihr warnte. Es mag uns heute seltsam berühren, daß gerade der Osten, vor allem Rußland, als Zufluchtsstätte vor den kommenden Christenverfolgungen angesehen wurde. Diese Auswandererbewegung nahm so sehr zu, daß die Regierung beunruhigt war und der König durch ein Rundschreiben die Gemeindevorsteher und Bürgermeister aufforderte, die Gründe dieser Bewegung zu erforschen. Da war es der Notar und Bürgermeister der alten Stadt Leonberg, der den Mut hatte, dem König zu schreiben: Seine Landeskinder würden wohl im Lande bleiben, wenn er ihnen die gleiche kirchliche Freiheit gäbe, wie sie die Herrnhuter Brüdergemeine in Königsfeld im Schwarzwald habe. (Dieser Ort gehörte damals wenige Jahre zu Württemberg.) Nach längerem Papierkrieg erlaubte der König die Gründung einer „königlich privilegierten Gemeinde“. Einige hundert Bauern kauften das Gut Korntal auf halbem Wege zwischen Stuttgart und Leonberg vom Grafen Görlitz und von dem Freiherrn von Münchingen. Aus dem Schloßchen wurde das Gemeindegasthaus. Gleich daneben richteten die Siedler einen Betsaal auf, der in seiner Form an die Herrnhuter Säle erinnert. Obgleich der Ort nur knapp vier-

dert Einwohner hatte, waren im Betsaal fast neunhundert Sitzplätze. Dennoch war der Predigtraum sonntags zu klein, da aus der Nachbarschaft, den Dörfern des sogenannten Strohgäus und aus Leonberg, Hunderte von Kirchgängern herbeiströmten, um zum Teil vom Saalplatz her den Predigten zu lauschen. Es war eine geistlich gesegnete Zeit.

In den ersten Jahrzehnten hatte die Polizei an diesem Ort nichts zu tun. Hoffmann wurde der erste Vorsteher sowohl der geistlichen wie der weltlichen Gemeinde. Erst mit dem Gesetz der Freizügigkeit und noch mehr seit der Aufhebung aller Privilegien nach der Revolution 1918 verlor Korntal seine Separation. Nach dem Zusammenbruch von 1945 strömten Tausende von Flüchtlingen aus dem Osten, aber auch Einwohner Stuttgarts, die dort durch die Bomben ihre Wohnung verloren hatten, nach Korntal. Heute ist es eine Stadt von rund zehntausend Einwohnern. Sie hat eine neue Kirche der württembergischen Landeskirche und auch eine katholische Kirche. Die Brüdergemeinde umfaßte nur ein Zehntel der Bevölkerung. Gewiß war diese Entwicklung von Gott so gewollt. Die alten Korntaler wurden durch ihre heiße Missionsliebe vor aller Kirchturmspolitik bewahrt. Auf dem alten Friedhof ruhen viele aus der Missionsgeschichte bekannte Missionare, zum Beispiel Samuel Hebich und der Entdecker des Kilimandscharo, Rebmann, und sein Freund Dr. Krapf, der Indienmissionar Traub und der Afrikamissionar Isenberg. Auch der bekannte Abessinienmissionar Martin Flad erlebte hier seinen Lebensabend, und endlich mein baltischer Landsmann, der Missionar Johannes Hesse, bekannt auch durch seinen Sohn, den Dichter Hermann Hesse. Dennoch hatte Michael Hahn, der im Gründungsjahr Korntals 1819 starb, gesagt: „Spätestens nach zwei Generationen muß Korntal neu gegründet werden.“ Der Glaube und die Liebe zum Heiland vererben sich nicht. Ähnlich der größeren ihr verwandten Brüdergemeinde Herrnhuts hat auch die Württembergische Brüdergemeinde durch ihr Erziehungswerk nicht nur andern geholfen, sondern auch sich selbst am Leben erhalten. Wer zum Dienst bereit ist, empfängt Lebenskräfte. Schon bald nach der Gründung wurde mit einem Waisenhaus begonnen. Heute sind es zwei Kinderheime (ein drittes steht in Wilhelmsdorf in Oberschwaben), dazu zwei Schülerheime und ein Schülerinnenheim. Ein Mädchenprogymnasium wird selbständig betrieben, und vereint mit der Stadt besitzt die Gemeinde ein großes Gymnasium in einem modernen Schulbau. Dazu ein großes Altersheim.

Hier wurde mir deutlich, wie opferfreudig eine Freiwilligkeitsgemeinde ist. Kirchensteuern werden nicht erhoben. Die freiwilligen

Gaben aber sind wesentlich höher, als es die Steuern wären. Die Sonntagskollekten wie die Missionsopfer liegen weit über dem Durchschnitt. Wer in solch einer Gemeinde lebt, übersieht ihre Schäden und Mängel gewiß nicht. An Perfektionismus ist bei uns in Korntal nicht zu denken. Aber wir sind eine Gemeinde „unter dem Wort“. Nicht nur die Gottesdienste sind gut besucht – es gibt auch eine große Zahl Hauskreise und Gruppen. Drei Gemeinschaften sammeln sich regelmäßig mehrfach in der Woche. Einmal im Monat haben sie eine gemeinsame Stunde. Am Sonnabendabend ist die Wochenschlußandacht verbunden mit einer Gebetsvereinigung, zu der aus allen Kreisen der Gemeinde vierzig bis hundert Teilnehmer zusammenkommen. Wer Gemeinschaft unter dem Wort sucht, fühlt sich in Korntal zu Hause.

Nach viel Planung und Überlegung kam es nach etlichen Jahren auch zur Übersiedlung des Missionsbundes nach Korntal. Wir suchten nicht die Opferbereitschaft der Gemeinde (bei der Einweihungsfeier sammelten wir für die Basler Mission!), sondern die „Nestwärme“ Korntals. Es ist auch aus der Zeit der Gründung Korntals ein Interesse für die Glaubensbewegung in Rußland vorhanden. Als wir unsere auswärtigen Missionsfreunde um ein relativ kleines Baudarlehn baten, erhielten wir so viel Angebote, daß wir einen Neubau hätten wagen können. Inzwischen aber hatte ein treuer Freund unseres Werkes und Mitglied des Gemeindebrüderrates sich bereit erklärt, beim Umbau seines Hauses Räume für unser Missionsbüro und für Mitarbeiterwohnungen zu schaffen, wenn wir ihm verbilligtes Baugeld vermitteln könnten. Für zwanzig Jahre haben wir vertraglich eine verhältnismäßig billige Miete, und in dieser Zeit zahlt der Hausbesitzer das geliehene Baugeld zurück.

Wir sind für unsern Missionsbund sehr froh an der neuen Heimat. Alljährlich veranstalten wir in der Osterwoche unsere Missionskonferenz – verbunden mit der Mitgliederversammlung und der Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Ostmissionen. Auf dieser Tagung treffen sich nicht nur Gäste aus ganz Deutschland, sondern auch Missionsfreunde aus Österreich, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Holland und Skandinavien. Die Verbindung mit unseren Freunden halten wir durch unser alle zwei Monate erscheinendes Missionsblatt „Dein Reich komme“. Wir müssen eine Auflage von fast siebentausend Stück drucken lassen. Davon gehen einige hundert Exemplare nach Übersee, besonders nach Kanada, USA, Südamerika, aber auch nach Australien, Indien und Japan. Daneben haben wir im Sommer Bibelfreizeiten für unsere Missionsfreunde. Dadurch haben wir schon weit über fünfhundert von ihnen in der Gemeinschaft unter dem Wort persönlich kennengelernt.

Diese Bibelfreizeiten bilden nun über ein Jahrzehnt Sommer für Sommer einen gewissen Höhepunkt der Arbeit. Zehn Jahre hindurch waren wir regelmäßig im großen CVJM-Heim bei Dassel im Solling. Es liegt inmitten herrlicher Wälder und ist sehr geeignet für stille Zeiten zur Sammlung und Vertiefung, obwohl gleichzeitig viel junges Volk zu Freizeiten in den Häusern ist. Im Laufe der Zeit bildete sich bei uns eine ganz bestimmte Form der Bibelarbeit aus, die sich sehr bewährte. Die vierzig bis achtzig Teilnehmer trafen sich nach dem Frühstück an Tischen zur Bibelarbeit. Ich las den Text vor und gab nur ganz kurze Worterklärungen, soweit sie nötig schienen. Dann aber wurden zum Text drei bis vier Fragen diktiert, über die nun die Versammelten in völliger Stille etwa vierzig bis fünfundvierzig Minuten beieinander blieben, um nachzudenken. Nach dieser stillen Zeit gab es zehn Minuten Pause im Garten und anschließend oft über eine Stunde ein lebhaftes Gespräch über den Bibeltext an Hand der gestellten Fragen.

Wir erreichten durch diese Form der Bibelarbeit, daß jeder zur Mitarbeit genötigt war. Es wurde die Gefahr vermieden, wieder nur Predigten oder Vorträge zu hören. Zugleich zeigte sich, daß so der Anfänger auf seine Kosten kam und auch der Fortgeschrittene nicht gelangweilt wurde. Wir haben einige apostolische Briefe behandelt oder die Gleichnisse Jesu, Begegnungen mit Jesus und Abschnitte aus der Apostelgeschichte. Es war für uns alle beglückend, wie viel aus den Texten – auch von Anfängern im Bibellesen – herausgeholt wurde. Das Wort sprach zu Fragenden und Fernstehenden, wie auch zu solchen, die meinten, schon alles zu wissen. Wir haben im Missionsbund einen bunten Freundeskreis, Landeskirchler und Freikirchler, Pfarrer und Gemeinschaftsleute, Lehrer und Lehrerinnen, viel Diakonissen, auch eine ganze Anzahl aus dem Kreis meiner Brüder aus der Gefangenschaft. Alte und auch Junge – und auch immer wieder ganz Neue, „unbeschriebene Blätter“, die sich durch die Form unserer Bibelarbeit angezogen fühlen. Gerade dieses bunte Beieinander ist sehr fruchtbar.

Die Nachmittage auf unsern Freizeiten halten wir frei zum Wandern und Ruhen, Musizieren und viel Gesprächen. Abends gibt es Berichte aus der Missionsarbeit. Und zwar nicht nur aus unserem Missionsbund, sondern auch aus den Gemeinden und Arbeitsfeldern, von denen die Teilnehmer kommen. So hörten wir von der Bahnhofsmision oder von der Seelsorge beim Grenzschutz, aus dem Müttergenesungswerk oder vom CVJM. Daß sich bei diesen Freizeiten mancherlei Querverbindungen und Freundschaften bildeten, war uns ganz recht. Die *communio sanctorum*, die Gemeinschaft der Heiligen, wird ohnehin viel zu wenig gepflegt.

Außer der Freizeit im Solling hatten wir stets auch eine solche im Süden. Sei es im Schwarzwald oder in einer anderen schönen Gegend des Württemberger Landes. Einige Male wagten wir uns auch ins Ausland, so nach Hirschegg im Kleinen Walsertal oder nach Seewis in Graubünden. Für die Sammlung um das Wort sind allzu schöne Landschaften, die zu Tagestouren locken, nicht immer günstig.

Gibt es auf unsern Bibelfreizeiten viel Gelegenheit zum Austausch, so bringen die alljährlichen Missionskonferenzen am Ende der Osterwoche eine gesammelte Übersicht über die Arbeit des Missionsbundes. Auch hier wird an zwei Vormittagen in biblischen Vorträgen die Grundlage aller Missionsarbeit befestigt. Im übrigen aber hören wir vom weiten Feld der Mission, wobei wir auch Fachleute von andern Werken zu Wort kommen lassen. Die kurzen Konferenztage sind Tage der Begegnung mit unseren Freunden von nah und fern. Eine besondere Freude ist uns immer der Nachmittag, auf dem in slawischen Sprachen das Evangelium verkündet wird. Hier treffen sich dann Russen, Ukrainer, Polen, Jugoslawen. Wir zählten bis zu sechzig Teilnehmern.

Nach meiner inneren Berufung im Lager habe ich im übrigen viel Zeit zu Evangelisationen und Bibelwochen benutzt. In über zweihundert Städten und Dörfern, auch im deutschsprechenden Ausland, habe ich zu Jesus gerufen. Die Einladungen erfolgten meist von landeskirchlichen Gemeinden, auch von unsern Gemeinschaften und Diakonissenhäusern. Je und dann aber auch von den Freikirchen, denen ich ebenso gerne diene. So diente ich über ein Jahrzehnt alljährlich auf der Festwoche der Freien evangelischen Gemeinde in Hamburg bei meinem langjährigen Freunde, Direktor Friedrich Heitmüller. Die Arbeit eines Evangelisten ist Saatarbeit. Von der Ernte erfährt er nur gelegentlich. Aber doch blieb es nicht ohne Ermutigungen. Der Evangelist darf nicht an seine Person binden. Es kommt daher viel darauf an, ob am Ort ein lebendiger Bruderkreis vorhanden ist, in dem die Erweckten die rechte Förderung und Gemeinschaft finden. Die Kernfrage der Kirchennot ist die Frage nach lebendigen Gemeinden. Das ist nicht dasselbe, wie die Frage nach lebendigen Pfarrern. Zur Not kann ein lebendiger Bruderkreis auch ohne den Dienst eines Pfarrers auskommen. Das haben die alten pietistischen Gemeinschaften Württembergs seit zweihundert Jahren bewiesen. Allerdings ist dazu ein Leben der Gemeinschaft mit Jesus nötig, wie er es im Gleichnis von den Reben am Weinstock schildert. Oft fehlt es an Bekenntnistreue und Zeugniskraft. Zum Glauben gehört Mut und Kampfesfreude. Wer dazu nicht willig ist, lasse die Hände weg.

Über den Dienst eines Evangelisten ist viel geschrieben worden. Daß dieser Dienst nötig ist, haben im Laufe der Jahre auch die Landeskirchen erkannt und fördern die Arbeit. Es ist sehr kurz-sichtig, zu sagen: die Zeit der Evangelisation ist vorbei! Das wür-de ja heißen: die Zeit der Predigt des Evangeliums ist vorbei! Es handelt sich bei der Evangelisation um nichts anderes als um die intensive Verkündigung der Botschaft von Jesus Christus. Diese bleibt der Gemeinde aufgetragen, bis daß er kommt. Wandelbar sind nur die Methoden. Gewiß ist heute eine Evangelisation nichts Auffälliges mehr wie etwa zu Anfang des Jahrhunderts. Damals sandte Gott eine Anzahl vollmächtiger Boten als Pioniere in unser Volk: Elias Schrenk, Jakob Vetter, Samuel Keller und viele andere. Es ist gewiß richtig, daß heutzutage die Zuhörer in Evange-lisationswochen zum größten Teil solche sind, die ohnehin mehr oder weniger am kirchlichen Leben teilnehmen. Aber die Front, gegen die die Evangelisation kämpft, ist stets der Unglaube. Ob dieser sich in massiver Gottesleugnung oder im Gewand des bie-deren Gottesdienstbesuchers verbirgt, ist unwesentlich. Wenn in unsern Gemeinden unter den Kirchengliedern nicht soviel Gesetz-lichkeit oder bloße bürgerliche Moral unter dem Namen „Christen-tum“ liefe, sähe es in unserem Volke anders aus. Man mag eine heu-tige Evangelisation eine innerkirchliche nennen – diese scheint mir fast noch wichtiger zu sein als ein Ringen um die Feinde des Glaubens. Jedenfalls würde ein Belebung unseres Kirchenvolkes das Evangelium auch für die Draußenstehenden glaubhafter machen.

Wenn ich auch nur sehr selten Zeuge von kleinen Erweckungen in den Gemeinden war, so kam ich doch meist froh aus dem Dienst zurück. Das Wort Jesu beweist doch immer wieder seine Kraft. Oft bekommt der Evangelist erst viel später davon etwas zu erkennen. Etwa im Jahre 1952 oder 1953 erhielt ich aus einer Berliner Ge-meinde einen Brief. Dort hatte ich zehn Jahre früher evangelisiert. Der Besuch war nicht gut. Ich fand auch wenig Unterstützung in der Gemeinde selbst. Es war Krieg, und abends fielen Bomben. Da-mals meinte ich einige Male, es sei verlorene Zeit mit dieser Arbeit. Nun schrieben mir unbekannte Menschen, daß sie sich seit jener Woche zu einem Bibelkreis zusammengefunden hätten, der durch alle bösen Zeiten des Krieges und des Hungers beisammen geblie-ben war. Ich sollte das doch auch einmal hören. Der Brief war von etwa zwanzig Personen unterschrieben! Nicht immer mögen es so viele sein. Auch bei geringem Besuch der Versammlungen be-wegte mich oft die Frage: Um wessentwillen hat mich Gott her-geführt? Oft fand die Frage schon bald eine Antwort.

Der Evangelistendienst ist voller Versuchungen, aber er ist ein

reicher Dienst. Schon die täglich neue Besinnung auf die schenkende Gnade Christi macht reich. Und nur diese ist das Evangelium, das wir verkünden. Und wieviel reiche Bruderschaft und Gastfreundschaft habe ich unterwegs erfahren! Wenn ich dennoch einige negative Erlebnisse erzähle, so tue ich es, um Mißverständnisse wegzuräumen, die den Dienst oft erschweren. Was soll man dazu sagen, wenn etwa der Ortspfarrer in der Woche verreist, da er während der Evangelisation „ja doch nichts zu tun habe“? Im andern Fall übernahm der Pfarrer fast jeden Abend andere Dienste. Ich mußte ihn daran erinnern, daß er um seiner Gemeinde willen verpflichtet sei, den Gastprediger anzuhören, um entweder das Begonnene fortsetzen zu können oder, wenn er es für nötig halte, zu korrigieren. In einer andern Großstadt hatte der im Urlaub befindliche Pfarrer die Einladung zur Evangelisation seinem Vikar überlassen. Dieser hatte sie vergessen! Der Evangelist, der andere Einladungen abgesagt hatte, mußte nun das peinliche Gefühl haben, viel Zeit zu verlieren. Denn erst am Ende der Woche merkte die Gemeinde, was da geschah. Es kam auch vor, daß ich Punkt drei Uhr nachmittags zur Bibelstunde mit einer Anzahl Besucher vor der verschlossenen Tür des Gemeindehauses stehe und warten muß, bis die Gemeindegeliebte aufschließt. In einer andern Industriestadt hatte eine eifrige Mitarbeiterin der Inneren Mission mich wiederholt um eine Evangelisation gebeten. Als ich verabredungsgemäß eintraf, war nichts geschehen, als daß in einer Vorstadt um die Überlassung einer Kirche gebeten war. Der Ortspfarrer verwahrte sich mir gegenüber: Er hätte mit der Veranstaltung nichts zu tun und nur seine Kirche zur Verfügung gestellt, da die Hauptkirchen Ruinen waren. Der Besuch war bescheiden. Und doch ist mir diese Woche unvergeßlich. Als ich etwas einsam in meiner Sakristei stand und mich sammelte, trat der Kirchendiener (Messner) ein, begrüßte mich und sagte: „Nun wollen wir beten!“ Dann kniete er am Tisch nieder und redete herzbeweglich mit seinem Herrn. Er hat mir später erzählt, er sei ein überzeugter Kommunist gewesen, und wenn herausgekommen wäre, was er alles im Ruhrkampf des Jahres 1920 getan hatte, so wäre er schwer verurteilt worden. „Aber statt der Polizei hat der Herr Jesus mich gefangen.“ Der Mann war heute noch Kumpel im Bergbau unter Tage, hatte sich aber ausgerechnet für diese trübe Novemberwoche seinen Jahresurlaub genommen, um die Evangelisationswoche mitzerleben. Man kann ermessen, welchen Dienst dieser Mann mir tat!

Aber gewiß waren das Ausnahmen, denn in den meisten Fällen fand ich reiche brüderliche Gemeinschaft mit meinen Amtsbrüdern.

Oft hatte ich eine jahrelange Korrespondenz mit solchen, die während einer Evangelisation den Ruf gehört hatten. Mir lag immer daran, diese zu lebendigen Mitarbeitern ihrer eigenen Gemeinde zu machen. Aber nicht immer gelang es. Die Zahl jener ist nicht sehr groß, von denen ich mit Gewißheit annehmen kann, daß sie durch meinen Dienst zur vollen Heilsgewißheit durchbrachen und zu mündigen Christen wurden. Aber an diesen ist gewiß die Freude besonders groß. Ich denke etwa an jenen Arzt, der mir fast alljährlich einen Gruß an seinem „zweiten Geburtstag“ schickt. Aber selbst bei solchen wage ich nicht von geistlicher Vaterschaft zu sprechen – im Sinne von 1. Kor. 4.15. Denn in unseren kirchlichen Verhältnissen wirken viele Quellorte mit, bis solch ein Bach richtig ins Fließen kommt.

Bei zunehmendem Alter mußte ich den Evangelisationsdienst einschränken. Je länger je mehr ging ich dann zu Bibelwochen und Konferenzen. Hier konnte der Reichtum des Wortes Gottes ausgebreitet werden und die besonderen Fragen der Altersstufen oder Berufe behandelt werden. Ich war nicht nur auf Freizeiten der Jugend und Studenten, sondern auch der Offiziere, der Kellner und ähnlicher Gruppen. Auf Glaubenskonferenzen aber können wir, wie sonst kaum irgendwo, die durch den Pietismus gepflegte intensive Bibelauslegung treiben. Da wird ein kurzer Bibelabschnitt, oft nur ein Spruch thematisch für alle Beziehungen des Christenlebens fruchtbar gemacht. Ich denke an die schönen Konferenzen am Holstenwall in Hamburg, im Diakonissenhaus Hensoltshöhe oder auf der St. Chrischona bei Basel und an die Konferenzen unserer Gemeinschaften in Württemberg und anderen Ländern. Im übrigen habe ich auch bei meinen Evangelisationswochen meist einen einzigen Bibelabschnitt fortlaufend thematisch behandelt. So entstanden meine Auslegungsbüchlein über das Gleichnis vom verlorenen Sohn, Nikodemus, die Samariterin, Zachäus usw.

Nach dem Tode meines Freundes, Pfarrer Eberle in Tailfingen auf der Alb, wurde ich Vorsitzender des Württembergischen Bröderbundes, des kleinsten landeskirchlichen Gemeinschaftsverbandes Württembergs. Es ist meine besondere Freude, daß dieser Verband mit seinen rund 45 Gemeinschaften seinen vielfältigen Dienst fast nur mit eigenen Kräften tut. So wird die alte Stundenhalter-Tradition Württembergs auch hier gepflegt, obwohl wir weithin eine Frucht des Neupietismus sind, der modernen Gemeinschaftsbewegung, die aus der Erweckung um die Jahrhundertwende hervorging. Was in diesen pietistischen Kreisen geschieht, davon nimmt die Öffentlichkeit kaum Notiz, weil auch die kirchliche Presse wenig davon erzählt. Ich muß immer lächeln, wenn mit überlege-

ner Miene gesagt wird, der Pietismus wäre eine Sache von gestern und erreiche die junge Generation nicht mehr. Man müßte eine Männermonatsstunde in Böblingen beim Bruder Kraus von der Hahnischen Gemeinschaft erlebt haben, wo viele hundert junger Bauernburschen mit dem Notizblock in der Hand den nicht einfachen Ansprachen zuhörten. Bruder Kraus ist vor wenig Jahren gestorben. Und wenn unser kleiner Brüderbund zu Pfingsten ein mehrtägiges Jugendtreffen veranstaltet, so rechnen wir mit rund tausend Teilnehmern, auch wenn gleichzeitig bei den Diakonissen in Aidlingen und auf dem Missionsberg in Liebenzell Tagungen stattfinden, wo gleichfalls vierstellige Zahlen von Teilnehmern aufzuweisen sind. Aber mit solch einer Statistik ist noch wenig gesagt. Welch eine Freude ist es aber, wenn wir einen Monat hindurch Sonnabend für Sonnabend fünfzig bis achtzig Männer für je zwei Stunden in einem kleinen Gemeinschaftssaal vereinen – Bauern und Weingärtner, Kaufleute und Handwerker, Beamte und Lehrer, viel junges Volk – damit sie sich schulen lassen für den Dienst mit dem Bibelwort in ihren Versammlungen. Mit einem Mindestmaß von Organisation, ohne einen Zuschuß aus den reichen Kirchensteuermitteln haben wir hier eine evangelische Laienbewegung, die keineswegs im Versickern ist. Grund zur Beugung und Buße haben wir dennoch jeden Tag, weil wir wissen, wie groß die Aufgabe ist und wie oft die eigene Untreue das Werk Jesu hindert.

Seit meiner alten Diakonissenzeit verbindet mich eine echte Freundschaft mit den weißen Hauben. Es mögen etwa zwanzig Diakonissenhäuser sein, in denen ich schon durch Bibelkurse oder andere Dienste mitgeholfen habe, von streng konfessionellen Diakonissenhäusern, wie etwa die evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt in Flensburg, über unsere Gemeinschaftsdiakonissenhäuser bis in freikirchliche Werke. Seit einigen Jahren bin ich jeden Winter zweimal je eine Woche im Mutterhaus Aidlingen, das einst von der gesegneten Schwester Christa von Viebahn gegründet wurde. Hier an der Bibelschule unterrichte ich dann in biblischen und kirchengeschichtlichen Fächern. Wurde einst mein naiver Wunsch, Professor zu werden, nicht erfüllt, so freue ich mich dieser bescheidenen Dozententätigkeit.

Meine Korntaler Brüder haben mich, den aus dem fernen Norden stammenden Balten, ganz in ihre Mitte genommen und geben mir nicht nur in ihren Gemeinschafts- und Brüderstunden Gelegenheit, je und dann ein Wort zu sagen. Damit ich nicht zu viel unterwegs bin, haben sie mich auch in eine Art Hilfspredigerverhältnis gebunden. Je und dann vertrete ich den Pfarrbruder, halte Bibelstunden vor Alten und Jungen oder Andachten in den Schü-

lerheimen. So habe ich den Reichtum des Gemeindedienstes in meinem Alter auch wieder finden dürfen.

Eine Überraschung ist es mir, daß ich in den letzten Jahrzehnten mehr als früher mit der Feder dienen kann. Nicht nur durch gelegentliche Mitarbeit in allerlei Blättern und Kalendern, sondern auch als selbständiger Schriftsteller. Schon in Holzminden trat der Schriftenmissionsverlag Gladbeck in Westfalen an mich heran und ermunterte mich zum Schreiben evangelistischer Schriften – vom kleinen Traktatheft für zwanzig Pfennige bis zum Buch von einigen hundert Seiten. Wollte ich all die Auflagen zusammenzählen, so ist durch diesen Verlag in weit über hunderttausend Exemplaren das Zeugnis Jesu weitergegeben worden, wie ich es zu sagen vermag. Später erschienen bei andern Verlegern allerlei biographische Arbeiten aus der Erweckungszeit, für die mein kirchengeschichtliches Interesse besonders wach war. Dann erst kam ich an ernsthaftere Arbeiten der Bibelauslegung. Im Verlag R. Brockhaus erscheint die Wuppertaler Studienbibel, für die auch ich einen Band zusteuerte: Die Erklärung des Galaterbriefes, der mich seit jener Lizentiatenarbeit im Jahre 1920 nie mehr losgelassen hat. Als Kroekers vergriffene Auslegung des Alten Testaments „Das lebendige Wort“ in unserem Missionsbund immer wieder gesucht wurde, drängte ich den Brunnenverlag zu einer Neuauflage. Seine Zustimmung erhielt ich nur unter der Bedingung, daß ich die vorhandenen alten Bände ein wenig verkürzte, aber auch die noch fehlenden Bände selbst schrieb. Denn Kroeker hatte das Werk nicht vollenden können. Diese Aufgabe bedeutet für mich weithin ein neues Gebiet. Allerdings bringe ich die Freude an der hebräischen Sprache und am Wort des Alten Testaments mit. Wie weit ich diese Aufgabe werde durchführen können, weiß nur Gott.

Seit einigen Jahren erscheinen im Gladbecker Verlag meine Wochenpredigten „Trost und Kraft aus Gottes Wort“. Damit setze ich fort, was mich in meiner frühesten Glaubenszeit in der Berliner Stadtmission beschäftigte. Damals verteilte ich auf dem Bahnhof und in den Hinterhöfen die Samuel-Keller-Predigten. Heute muß ich sie selber schreiben und denke dabei fürbittend an die rund zehntausend Leser in jeder Woche.

Der Dienst am Worte Jesu und die Verkündigung seiner Botschaft macht nicht nur reich, sondern auch immer wieder arm. Die Aufgabe ist so groß, daß das Bekenntnis nicht schwer fällt: „Wir sind unnütze Knechte!“ Wir alle, die wir durch die Hölle von 1945 gingen und dennoch am Leben blieben, haben unermüdlich zu fragen: Was erwartet Gott nun von uns? Wozu blieben wir am Leben? Diese Frage wird denen nicht kommen, die sich dem „Wirt-

schaftswunder“ oder dem Gelde verschrieben haben. Denn Jesus sagt: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“ Aber wer in den Dienst Gottes berufen wurde, hat Rechenschaft zu geben von seiner Zeit und von seiner Kraft, die Gott ihm als Arbeitsmittel zur Verfügung gestellt hat.

Zweier Begegnungen, die die Nachkriegszeit uns in unsern Urlaubswochen brachten, muß ich aus Gründen tiefer Dankbarkeit noch gedenken. Viele Jahre hindurch verlebten wir unsern Urlaub in Königsfeld im Schwarzwald unter den Brüdern der Herrnhuter Brüdergemeine. Ich erzählte bereits von den ersten Berührungen mit den Brüdern in Berlin 1916 und später in Neudietendorf. Nun erlebten wir vier bis fünf Wochen lang das Gemeinleben mit den reichen Gottesdiensten und Begegnungen. Auch andere Glieder unserer Familie lernten Königsfeld lieben. Unsere Schwester aus Lahr trafen wir hier und auch unsere Tochter, die in Bethel Dienst tat. Und im Jahre 1956 habe ich hier in den Augusttagen unsern ältesten Sohn Hans-Christian mit seiner Erika, geborene Sammler aus Leipzig, im Brüdersaal getraut. Solch eine Hochzeit in Königsfeld in der Hochsaison hatte ihre Schwierigkeit. Die treuen Brüder haben eine besondere Brüderratssitzung einberufen müssen, um nach Wegen zu suchen, um die nötigen Räume zu einer schlichten Feier im Familienkreise freizustellen. Es war ein strahlender sonniger Sommertag, als ich zum ersten Mal eines meiner Kinder trauen durfte. Der helle weiße Betsaal Königsfelds ist uns dadurch um so lieber geworden.

Reich waren diese Ferienwochen auch durch die wiederholten Begegnungen mit Vertretern der jungen Kirchen. Wie gerne habe ich mit einem schwarzen Surinamer zusammen gepredigt! Er war aus Java, wo er als Lehrer lebte, nach Deutschland gekommen, um den Stuttgarter Kirchentag mitzumachen. Ein andermal erzählte ein ganzes Team von Afrikanern von ihrer eigenen Missionsarbeit. Eine junge schwarze Studentin beantwortete die Frage nach ihrem Verhältnis zu Jesus mit dem Satz: „Er ist mein bester Freund, und wäre er es nicht, so wäre ich jetzt nicht hier – und ihr wohl auch nicht!“ – fügte sie lachend hinzu, und ihre schneeweißen Zähne leuchteten aus ihrem schwarzen Gesicht. Und nie werde ich die Ansprache von Elia Pundsog aus Tibet vergessen, jenem Christen aus altem Fürstengeschlecht, der die Bibel las, um als gelehrter Buddhist das Christentum zu widerlegen – und von der Gewalt des Wortes Gottes überwunden wurde. „Jesus muß uns näher sein als unsere eigene Seele“, rief er uns zu, und: „Ohne Jesus wäre der Himmel eine Hölle, mit Jesus aber ist die Hölle ein Himmel“, fügte er mit strahlender Freude hinzu.

Wir lebten uns so in Königsfeld ein, daß die Wochen dort bald keine rechte Erholung brachten. Ich hielt täglich in der Frühe im Erholungsheim Doniswald eine Bibelandacht und hatte viel seelsorgerliche Aussprachen. Nachmittags und abends waren wir viel eingeladen. Um mehr zur Ruhe zu kommen, suchten wir einen Ferienort in größerer Ferne. Nach Königsfeld aber blieb eine dankbare Sehnsucht im Herzen.

Und dann folgte die zweite Ferienbegegnung, die nicht weniger reich war: das Gotthilft-Werk in Graubünden in der Schweiz! Hier im östlichsten Kanton, der sich als letzter erst vor über hundertfünfzig Jahren der Eidgenossenschaft anschloß, war während des ersten Weltkrieges durch einen ehemaligen Heilsarmeeoffizier und seine Frau ein Kinderrettungswerk entstanden, das im Laufe der Jahre für das ganze Land und für viele Kantone der deutschen Schweiz zu einem unüberhörbaren Zeugnis dafür wurde, wie Gott Gebete erhört. Aus einem kleinen, armseligen Hüttlein, in das die beiden mit einem Dutzend Kinder bettelarm einzogen, war eines der größten Liebeswerke der deutschen Schweiz geworden, dem heute über ein Dutzend Kinderheime, einige Altersheime und Erholungsheime gehören. Zur Eigenart dieses Werkes gehört es, daß der nicht kleine Kern der Mitarbeiter in der Weise unserer Diakonissen auf ein Gehalt verzichtet, sich mit einem Taschengeld begnügt. Für die Ausbildung der Kinder und eine Altersversorgung tritt das Werk ein. Nicht nur Unverheiratete, etwa Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen, sondern ganze Familien verließen ihre gesicherte Positionen, um ganz dem Gotthilft-Werk, d. h. dem Gott, der hier so sichtbar hilft, zu dienen. Vater Rupflin ist ein Meister des Erzählens. Unzählige Mal hörten wir seinen Berichten über die Entstehung und Entwicklung des Werkes zu, wenn er vor den Gästen in Seewis im Prättigau seine Lichtbilder zeigte. Immer neu waren wir gespannt, diesem einfältig und fröhlich vertrauenden Menschen zuzuhören, wenn er von den Führungen seines Gottes berichtete.

Die Begegnung mit Rupflin und einigen seiner nächsten Mitarbeiter brachte uns eine starke geistliche Auffrischung. Die wundervolle Landschaft — im Hintergrund die meist beschneite Scesaplana und unter uns das liebliche Prättigau —, die durch ihre Mannigfaltigkeit und Linienüberschneidungen so beruhigend wirkt, haben wir wie eine sommerliche Heimat lieb gewonnen. Seit Jahren werde ich als Mitarbeiter begrüßt, obwohl die Mitarbeit in gelegentlichen Bibelstunden und Vorträgen nur Freude bringt. Der Austausch mit dem langjährigen Hausvater, Fritz Wittwer, und mit dem seelsorgerlichen Mitarbeiter, Pastor Dr. Cadonau, machte jede

Ferienwoche reich. Pastor Cadonau ist ein romanischer Sohn des Landes, der seinen theologischen Doktorhut für die Übersetzung des Neuen Testaments in das Romanische des oberen Rheintals erhielt. Auch unsern Kindern, Gertrud, die meist tüchtig müde aus ihrer Kinderarbeit in Bethel kommt, und Arnd, der mit der Mutter die Alpenflora sammelte, ist Seewis ein Stück Sommerheimat geworden. Da fast alle Mitarbeiter im Hause in freiwilligem diakonischem Einsatz stehen, so ist auch das Verhältnis zueinander wie das einer großen Familie. Die Minuten, die ich etwa nach dem Essen mit dem jungen „Onkel Fred“ beim Tellerspülen verlebe, sind immer auch ein Stück echter Gemeinschaft. Das gilt auch von den „Tanten“, die bei Tisch oder sonst im Hause dienen. Was mit Terror und Gewalt in gewissen östlichen Kolchosen erzwungen wird, gelingt auf dem Boden des Evangeliums ohne viel Wesen und Worte.

Kommen wir dann nach Hause, so suchen wir im Kleinen fortzusetzen, was wir dort im Großen sahen. Die Sorge um den Menschen muß das Wichtigste im Dienst bleiben. Oft ist es nicht einfach, am Tage zu wiederholten Malen dringende Arbeit am Schreibtisch zu unterbrechen, weil das Telefon läutet oder die Hausglocke schellt. Meine Frau gab mir die gute Parole: Der Mensch geht vor! Manchmal ist es ein Stück Telefonseelsorge, dann wieder ein Ratsuchender. Sie kommen aus der Nähe und aus der Ferne. Aus der Ferne kommen öfters gerade solche, die in innerer Not sind und als Fremde kommen, um wieder als Fremde gehen zu können. War das nicht einst in der Nachtmission ähnlich? Schwermütige erhoffen Heilung, Ehenöte werden offenbart. Oft wird einfach Schutt abgeladen oder auch um die Absolution, die Lossprechung von quälender Schuld, gebeten. Dann bleibt die Last je und dann auf dem Seelsorger liegen, und er muß selbst in der Stille das Kreuz seines Herrn suchen, um wieder froh werden zu können.

Viel Jugend geht durch unser Haus. Meine Frau findet schnell das Vertrauen solcher, die mütterliches Verständnis suchen. Wir haben sie manchmal geneckt mit der großen Zahl ihrer „Wahnlichten“, zu denen neuerdings auch „Wahlneffen“ kommen. Kommen Theologiestudenten mit ihren oft quälenden Problemen, so muß ich in die vordere Front.

Können wir Alten denn in den Fragen der heutigen Theologie raten und den Jungen in ihren Nöten helfen? Oft scheint es, als spräche man zweierlei Sprache. Bei den jungen Studenten ist oft eine förmliche Angst vor einem „frommen Ton“, vor einem kirchlich-orthodoxen System, das man „über den Kopf gestülpt be-

kommt“. Und dann wieder ein quälendes Sichabmühen um das rechte Selbstverständnis und ein kaum zu entwirrendes Durcheinander von theologischen Schlagworten, nicht recht verdauter Existentialphilosophie und übernommener Terminologie.

So mag es heute dem Außenstehenden scheinen. Aber auch die theologischen Systeme sind Kinder ihrer Zeit. Wie schnell ist der so fröhlich und harmlos plätschernde Liberalismus aus dem Anfang unseres Jahrhunderts in den blutigen Kämpfen des ersten Weltkrieges verschwunden! Und ohne die terroristischen Methoden des Nazismus wäre die tapfere Bekenntnis-Theologie der dreißiger Jahre nicht entstanden. Aus dem Nihilismus einer entwurzelten Generation nach 1945 konnte wohl nur eine Theologie entstehen, die zur eigenen Qual alles in Frage stellt. Viel, viel Geduld und viel einführende Barmherzigkeit wird nötig sein, um dieser tastenden Theologie zu helfen, die in ihrer Kritik oft kräftig vortastet, um dann wieder enttäuscht zu verzichten.

Die Theologie ist gewiß keine Vermittlerin des Glaubens. Sie setzt viel mehr den Glauben voraus. Das hat mich mein eigener Irrtum von einst, der ich dachte, durchs theologische Studium Jesus zu finden, gelehrt. Aber eine falsche Theologie kann zu einem ernststen Glaubenshindernis werden. Wenn der Name Jesu nicht mehr angerufen wird, wenn die Liebe zu ihm nicht mehr möglich sein soll, wenn die Gemeinde nicht mehr auf den Wiederkommenden warten darf – dann hat eine solche Theologie ihren christlichen Namen im Sinne unserer evangelischen Kirche und ihrer Bekenntnisse verloren. Wer sich nur Gedanken über Jesus macht, kennt ihn selbst noch nicht. Er kennt ihn höchstens durch das Prisma einer konstruierten „Gemeindetheologie“, von der heute so viel geredet wird. Sollten wir vielleicht mehr um den Heiligen Geist bitten? Er allein kann uns Vergangenes zur Gegenwart machen. Durch ihn kann das Evangelium von Jesus Christus uns so treffen, daß wir sein Eigentum werden, so daß er uns in unserem Leben begegnet.

Bei der Niederschrift dieser Erinnerungen ist mir oft die Frage gekommen: Was gibt dir das Recht dazu? Meine Kindheitserinnerungen habe ich einst – weit ausführlicher als in diesem Buch – für meine Mutter aufgeschrieben. Bei meiner weiteren Niederschrift dachte ich oft an meine Kinder und Enkel. Allerdings brauchten sie dann nicht einem weiteren Kreise zugänglich gemacht zu werden. Es kam aber ein entscheidender Grund hinzu. Seit ich bewußt in den Dienst Jesu Christi trat, wußte ich auch, daß ich nicht mehr mir selber zu leben hätte, sondern zum Zeugen seiner Wahrheit

und Gnade berufen war. Es gibt eine verborgene Lebensgeschichte, die nicht zu Papier gebracht werden kann. Aus der weiß ich wohl, daß ich den Dienst nicht so tat, wie ich sollte. Um viele Menschen habe ich vergeblich gerungen. Mein Zeugnis vermochte nicht, sie von der Wirklichkeit Jesu zu überzeugen. Bei zunehmendem Alter werden wir von viel Versäumnissen angeklagt. Dieser Bericht meines Lebens möchte manches nachholen. Es ist meine Bitte zu Gott, daß auch Leser, die sich bisher dem Anspruch Gottes und seines Christus entzogen, durch das Lesen des einfachen Buches sich zu einer echten Entscheidung für Jesus rufen lassen.

Unter den Psalmen unserer Bibel ist mir seit langem der vierzigste besonders lieb und wert. Darum möchte ich diesen Lebensbericht mit seinen Anfangsversen schließen:

Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien und zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann. Und er hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsern Gott. Das werden viele sehen und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen.

## Namensverzeichnis

- Achenbach, Paul: I, 185  
Achnuch, Johannes: I, 103  
Alexander III.: I, 18  
Arndt, Hauptpastor: II, 29  
Arnold, Eberhard: I, 97, 151, 153, 174  
Arnold, Gottfried: II, 94  
Barmeier, Hanna: II, 40  
Bartel, Familie: II, 170  
Berg, Hans: I, 175  
Bergengruen, Hermann: I, 21, 39  
Bernewitz, Propst: I, 38, 39, 72  
Beyer, Missionsinspektor: I, 143  
von Bismarck, Herbert: II, 93  
von Bismarck, Johanna: II, 93  
von Bismarck, Otto: II, 93, 94  
Bode, Pastor: II, 38  
von Bodelschwingh, Friedrich: I, 102, 109  
von Bodelschwingh, Fritz: I, 110, 117;  
II, 50—52  
Bohn, Generalsekretär: II, 36  
Bonhoeffer, Dietrich: II, 74, 123  
Bousset, Theologe: II, 9  
Bracker, Missionsdirektor: II, 25  
Brandt, Wilhelm: I, 157  
Brendel, Margarete: II, 88  
Buchholtz, Arend: I, 93  
Büchsel, Friedrich: I, 143  
Bunke, Helferin: II, 40  
Burchardt, Propst: I, 39  
Burger, kath. Pfarrer: II, 142  
Burkhardt, Herrnhuter: I, 152  
Cadonau, Pastor: II, 183, 184  
Chambon, Joseph: I, 106, 111  
Christiansen, Asmus: II, 78, 82, 91, 94,  
96, 99, 165  
Clasen, Prediger: II, 45  
Clauder, Gerhard: II, 87  
Cremer, Hermann: I, 114  
Dallmeyer, August: II, 24  
Dames, Professor: II, 73, 123  
von Dancshazy, Alexander: I, 97  
Dannenbaum, Hans: II, 53, 77, 123  
Dannenberg, Inspektor: I, 46  
von der Decken, Anna: II, 123, 161  
von der Decken, Anna-Luise: I, 110, 120,  
139—141  
Dibelius, Otto: II, 169  
Dieterich, Frank: II, 150, 153  
Dietrich, Rektor: I, 128  
Doehring, Hofprediger: I, 51, 52  
Dyck, Jakob: I, 185; II, 171  
Eberle, Pfarrer: II, 179  
Eckert, Hausvater: I, 108, 109  
Ehlers, Hermann: II, 86, 170  
von Eltz, Schulleiter: I, 19, 20, 23, 24  
von Engel, Kammerherr: I, 175; II, 7  
Evers, Senior: I, 186, 187; II, 39  
von Falkenhayn, Excellenz: I, 58  
Fast, Gerhard: I, 185; II, 171  
Fehling, Hermann: II, 126  
Feigell, Kriminalrat: I, 58  
Flad, Martin: II, 173  
Flemming, Hugo: I, 72—74, 76—79, 81,  
83, 89, 91, 92, 94, 95, 99, 105, 110, 120,  
172; II 139  
Fliedner, Theodor: II, 79  
Florin, Pfarrer: I, 157  
Freymann, Lehrer: I, 20  
Freytag, Walter: I, 175  
Fries, Pastor: I, 142  
Fritzsche, Frau Geheimrat: II, 86  
Gapon, Priester: I, 22  
Geibel, Pastor: II, 8  
Girgensohn, Karl: I, 62  
Gießmann, Theologe: II, 9  
Groth, Druckereibesitzer: II, 42  
Groth, Präses des CVJM: II, 37  
Grützmaker, Georg: I, 157—159,  
169—171  
Haarmann: II, 81  
Haendler, Generalsuperintendent: I, 147,  
148  
Haensel, Alfred: I, 99, 186, 187; II, 6—8,  
11, 16, 17, 20, 23—25, 41, 43  
Hahn, Traugott: I, 61, 66, 137, 173  
Harder, Bernhard: I, 185  
von Harnack, Adolf: I, 52, 65, 92, 95, 138  
Hartwig, Schwestern: II, 17, 41  
Hauer, Jakob Wilhelm: I, 139  
Haupt, Direktor: II, 117  
Haubleiter, Professor: I, 179  
Hebich, Samuel: II, 173  
Heim, Karl: I, 98, 151, 174; II, 48  
Heitmüller, Friedrich: II, 20, 43, 44, 176  
Helminger, Pfarrer: II, 128  
Hennings, Jugendleiterin: II, 23  
Hermann, Johannes: I, 143  
Hesse, Hermann: I, 66  
Hesse, Johannes: II, 173  
Hilbert, Gerhard: I, 140, 142; II, 15  
Hoene, Martin: II, 168  
Hölzel, Evangelist: II, 33, 43

- Hoffmann, Wilhelm: II, 172, 173  
 Holder, Pächter: II, 132  
 Holzapfel, Georg: I, 57—59  
 Hopf, Konstantin: II, 106  
 Huhn, Pfarrer: I, 66  
 Humburg, Paul: I, 152, 174, 175  
 Hutier, General: I, 118  
 Iderhoff, Karl-Udo: I, 152  
 Ihloff, Verlagsleiter: II, 81  
 Ihmels, Professor: I, 177  
 Isenberg, Missionar: II, 173  
 Jack, Walter: I, 177—179, 185; II, 171  
 Jacobi, Pfarrer: II, 77  
 Jäger, Samuel: I, 102, 104, 107, 180  
 Jasper, Gerhard: I, 148  
 Jasper, Lehrer: I, 163, 171  
 Jatho, Pfarrer: I, 40  
 Jensen, Julius: II, 39, 46, 47  
 Johannssen, Ernst: I, 180  
 Jussupow, Fürst: I, 56  
 Kähler, Konsistorialrat: I, 157, 158  
 Käller, Rektor: I, 139  
 Keding, Karl: II, 156, 164  
 Keil, Professor: II, 17  
 Keller, Karl: I, 37, 40, 41, 135, 136, 160;  
 II, 102  
 Keller, Samuel: I, 66, 72, 88, 94, 100,  
 101, 105; II, 177  
 Kerner, Justinus: II, 24  
 Ketel, Lehrer: II, 11, 24  
 Kiefner, Pfarrer: II, 151  
 Kieser, Pfarrer: II, 48  
 Kleiminger, Pastor: I, 143  
 Knieschke, Pfarrer: II, 95  
 Kosakewitz, Mitarbeiter: II, 171  
 Kottwitz, Baron: II, 23  
 Krapf, Missionar: II, 173  
 Kraus, Hahnischer Bruder: II, 180  
 Krause, Gerhard: II, 73  
 Kroeker, Jakob: I, 177—179, 185; II, 76,  
 139, 165, 169, 170, 181  
 Kühne, Johannes: I, 151, 174, 175; II, 74  
 Künkel, Fritz: II, 74  
 Künne, Professor: II, 74  
 Kuhlo, Wilhelm: I, 106, 107, 111, 114  
 119, 156, 168  
 Kulenkamp, Frau Senator: II, 6  
 Lahusen, Pfarrer: I, 72, 73, 77  
 Lepsius, Direktor: I, 177  
 Le Seur, Paul: I, 65, 66  
 Lilje, Hanns: I, 175  
 Ljubomudrow, Dir.: I, 32  
 Ludwigen: II, 81  
 Graf Lüttichau: I, 88, 175  
 Mahlau, Alfred: II, 42  
 Mantel, Konsul: I, 66  
 Masing, Lehrer: I, 32  
 Mayer, Friedrich: II, 138, 140  
 Meinertz, Professor: I, 172  
 Meißner, Erwin: II, 56  
 Michaelis, Georg: I, 98, 174  
 Michaelis, Walter: I, 101, 105, 106, 110,  
 112, 113, 119, 136, 137, 151, 152, 156,  
 180—183, 185; II, 7, 86, 99, 139  
 Mott, John: I, 61, 175  
 Müller, Joachim: I, 152; II, 166, 171  
 Mützlitz, Polizeikommissar: I, 59  
 Nagel, Prediger: II, 43  
 Naumann, Friedrich: II, 95  
 Nestle, Eberhard: II, 151  
 Neumann, Julie: II, 81, 95, 96  
 Neumann, Rechtsanwalt: II, 42  
 Niebergall, Professor: II, 44  
 Niemöller, Martin: II, 86, 146  
 Oertel, Pfarrer: II, 153  
 von Oertzen, M.: I, 141  
 Östreicher, Professor: I, 102, 104, 156,  
 180, 183  
 Ohly, Hofprediger: I, 91  
 Paulsen, Felix: II, 25, 26  
 Peters, Superintendent: I, 106  
 Petersen, Cäcilie: II, 6, 45, 80  
 Petzold, Lehrer: I, 33  
 Philipps, Wilhelm: II, 51  
 Plath, Axel: II, 156  
 Pletsch, Oskar: I, 99  
 Pobjedonoszew, Oberprokureur: I, 18  
 Poelchau, Hermann: I, 39, 40  
 Poelchau, Oberlehrer: I, 40  
 Pörksen, Martin: I, 175  
 Pohl, Missionar: II, 25  
 Praetorius, Pfarrer: II, 77  
 von Preußen, August Wilhelm: I, 27  
 von Preußen, Eitel Friedrich: I, 27  
 von Preußen, Luise: I, 27  
 von Preußen, Oskar: II, 166  
 von Preußen, Viktoria Luise: I, 27  
 von Preußen, Wilhelm Karl: II, 167  
 Prochanow, Iwan Stepanowitsch: I, 184  
 Pröbsting, Konsistorialrat: I, 157  
 Graf Pückler, Eduard: I, 151, 174, 175  
 Pundsog, Elia: II, 182  
 von Rabenau, Konrad: II, 131  
 Raeder, Kurt: II, 53, 63  
 Rasputin: I, 56  
 Rebmann, Missionar: I, 173  
 Rendtorff, Heinrich: II, 23  
 Reppin: II, 11, 17

- Rosenberg, Alfred: II, 87, 88  
 Roth, Alfred: II, 100  
 Roving, Professor: I, 51  
 Rubinkind, Chaim: I, 56  
 Rupflin: II, 183  
 Sachsse, E.: I, 159, 161, 168, 171, 173  
 Sammler, Erika: II, 182  
 Sasse, Professor: II, 74  
 Schäfer, Rudolf: II, 17  
 Schiele, Bernhard: I, 183  
 Schiller, Friedrich: I, 150  
 Schlatter, Adolf: I, 30, 96, 117, 118, 125—  
 128, 153—156, 169, 185, 186; II, 16, 19,  
 23, 48, 78, 139  
 Schlatter, Theo: I, 128, 150, 154  
 Schlegelmilch, Missionsinspektor: I, 85—  
 87  
 Schlieffen, Gräfin: II, 41  
 Schlingensiepen, Hermann: I, 153, 154;  
 II, 50  
 Schlitter, Pfarrer: I, 139  
 Schmidt, R.: I, 126, 129  
 Schmitz, Otto: I, 169  
 Schneider, Jakob: II, 140  
 Schneider, Johannes: I, 143  
 Schnepel, Erich: II, 43, 51, 53, 64  
 Schniewind, Julius: I, 176  
 Schönknecht, Unteroffizier: II, 116, 120  
 Schrenk, Elias: I, 66; II, 177  
 Schrenk, Gottlob: I, 98, 104, 107, 180  
 Schumann, Pfarrer: II, 86  
 Schwägerle: I, 130  
 Schwartzkopff, David: I, 74, 91, 97, 99,  
 101, 102, 118, 151  
 Schweitzer, Frau: I, 122; II, 48  
 Seeberg, Reinhold: I, 27, 93, 96, 118  
 Seitz, Oberkirchenrat: II, 140, 145  
 Shenshiro, Komo-San: I, 103  
 Sichtig, Erna: II, 171  
 Siebel, Alfred: II, 100  
 Sinding, Stefan: I, 62  
 Solnitz, Redakteur: II, 34, 35  
 Spemann, Franz: I, 151, 174, 175  
 Spengler, Oswald: I, 11  
 Spurgeon: II, 11  
 Stäblin, Wilhelm: I, 135  
 Stammer, Eberhard: II, 150—152, 168,  
 169  
 Stange, Erich: II, 23  
 Steffen: II, 6  
 Sterzel, Hanna: II, 56, 86  
 Strack, Professor: I, 98  
 Stracke, Ernst: II, 24  
 Straßer, Pastor: II, 46  
 Stresemann, Professor: I, 62  
 Sturm, Jakob: I, 85  
 Svinhufvud, Staatsmann: I, 132, 133  
 Taube, Theo: I, 39, 65  
 Theurer, Lukas: II, 138  
 Thieme, Pastor: II, 63  
 Thumim, Judenmissionar: I, 37, 38  
 von Tiele-Winckler, Eva: II, 39  
 von Tiesenhausen, Arzt: I, 62  
 Tiesler, Hermann: I, 175  
 Traub, Pfarrer: I, 40  
 Tschang, chinesischer Christ: II, 26  
 Utschimara, Kanzo: I, 103  
 von Vechmaru, Veronika: I, 98  
 von Veh, Justizrat: I, 93  
 Vetter, Jakob: II, 177  
 von Viebahn, Christa: II, 99, 180  
 Volkening, Pastor: I, 106  
 Vollmer: II, 23  
 Walter, Roderich: I, 47  
 Waltherr, Max: II, 43  
 Warneck, Johannes: I, 104  
 Waschko, Ostpreuße: II, 17  
 Weber, Hermann: I, 174; II, 47, 48  
 Weber, Karl: II, 121  
 Weise, Johannes: I, 174, 175  
 Werner, Gustav: I, 128  
 Graf Westarp, Politiker: I, 155  
 von Willamowitz-Möllendorf: I, 97  
 Wilms, Hans: II, 20  
 Winterberg, Pastor: I, 173  
 Wittwer, Fritz: II, 183  
 Wolf, Friedrich: I, 152  
 Wurster, Professor: I, 128—130  
 Zacher, Max: II, 65  
 Zänker, Bischof: II, 74—76  
 Zimmermann, Evangelist: I, 139  
 Zöllner, Generalsuperintendent: I, 156,  
 157, 159

## INHALTSVERZEICHNIS

III. DIENSTJAHRE . . . . .	5
1. <i>Die Lübecker Zeit (1922–1930)</i> . . . . .	5
Die Matthäigemeinde – Hauptpastor Haensel – Die Lübecker Pastorenschaft – Der Gemeindebezirk – Hausbesuche und Amtshandlungen – Predigt und Bibelstunde – „Saatkorn“ – Konfirmanden – Kindergottesdienst – Vereine – Opferfreudigkeit – Das Blaue Kreuz – „Klinkenputzer“ und Hochstapler – Begegnung mit dem Sozialismus – Kampf gegen die Prostitution – Das Zufluchtsheim – Wir bauen ein Jugendheim – Theologische Gegensätze – Unser Familienleben – Eine Schwarzwaldwanderung – Krankheitsnöte – „Lebensunwertes Leben“ – Ich werde nach Berlin berufen.	
2. <i>In der Berliner Stadtmission (1930–1934)</i> . . . . .	52
Die neue Umgebung – Meine Kinder in der Großstadt – Die „Freie Jugend“ – Erwerbslosigkeit – Diskussionsabende – Ein Gottlosenführer findet zu Jesus – Eine Weihnachtsfeier der Nachtmission – Im Zuchthaus – Ich reise durch Italien – Eine Generalkirchenvisitation in Schlesien – Ich suche ein Pfaramt – Nach Lichtenrade.	
3. <i>Am Diakonissenhaus (1934–1943)</i> . . . . .	79
Die Mutterhausdiakonie – Cäcilie Petersen – Pastor Christiansen – Kinder, Wald, Tiere – Ich heirate wieder – Traugott und der Jungenkreis – Ich bekomme Hausarrest – Ringen mit der Gestapo – Stationsbesuche und Schwesternkonferenzen – Die Kapellengemeinde – Judentaufen – Seelsorge – Der Bund der Gemeinschaftsdiakonissenhäuser – Im Gnadauer Vorstand – Das Leben im Mutterhaus – In der Familie – Unser krankes Kind – Unsere Söhne werden Soldaten – „Heim ins Reich!“ – Ich entführe meine Mutter – Bomben auf Berlin – Unser Haus wird getroffen – Ich werde Soldat.	
4. <i>Im Soldatenrock (1943–1945)</i> . . . . .	113
Ich werde Rekrut – Die Ausbilder und die Kameraden – Eberhards Tod – Auf Wache – In Angermünde – Bei der Theatertruppe – „Bombenurlaub“ – Nach Berlin kommandiert – Die Dolmetscherschule – „Wer zählt die Völker...“ – Hilfsprediger in Lothringen – Unser Bibelkreis – Ich bekomme Besuch – Traugotts Tod – In Ohrdruf – Nach Schlesien! – Die Gemeinschaft und die Lagergottesdienste – Mein Bruder, der SS-Mann – In „Schwäbisch-Sibirien“ –	

Friedrich Mayer – Ostern in Feldstetten – Zur Front abgestellt – Frühling in Gosbach – Die „Feuertaufe“ – Im Walde – Gefangen! – Heilbronn – Im Lager Böhl – Hunger und Kälte – Gottesdienste und Vorträge – Nach St. Avold – Die Gewissen werden wach – Die Lagergemeinde unter dem Wort – Den Engländern übergeben – Endlich frei! – Ankunft in Holzminden.

5. *Der Neuanfang nach dem Kriege (1945–1963)* . . . . 160

In der Pflege der Schwestern – Ich treffe meine Kinder – Erste Evangelisation – Ankunft meiner Frau mit den Kleinen – Meine Mutter – Salem-West – „Licht im Osten“ – Der Tag „X“ – Krankheitssorgen – Soll ich auf meine Altersversorgung verzichten? – Hirschegg – Unser neues Heim in Mühlhausen – Evangelisationsreisen – Umzug nach Korntal – Ein einzigartiger Ort – Auch der Missionsbund zieht um – Freizeiten und Konferenzen – Evangelisationserfahrungen – Der „veraltete“ Pietismus – Im Württembergischen Brüderbund – Gemeindedienst – Am Schreibtisch – Königsfeld und Seewis – Theologische Nöte – Was will dieses Buch?

In der Reihe  
AUS DER WELT DER ERWECKUNG  
sind bisher erschienen:

Bd. 1 *Otto Riecker*

RUF AN ALLE

George Whitefield. Bahnbrecher der modernen Evangelisation in zwei Kontinenten. 224 Seiten, Kunstdruckbeilage, Leinen.

Es muß jeden Leser tief beeindrucken, mitzuerleben, wie Whitefield in einer säkularisierten Zeit zum Bahnbrecher der modernen Evangelisation wird und in der Kraft Gottes eine gewaltige Erweckungsbewegung ins Leben rufen darf. Hier wird Kirchengeschichte lebendig und zu einer entscheidenden Frage an uns.

Mitarbeiterhilfe, Kassel

Bd. 2 *Gerhard Meyer*

JOHANN CONRAD WEIZ

Ein Beitrag Herrnhuts zum schwäbischen Pietismus im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 168 Seiten, Kunstdruckbeilage, Leinen.

Das Leben des „Diaspora-Arbeiters“ Weiz ersehnt vor uns im Rahmen seiner Zeit, umwoben mit den Lebenswegen mancher Zeitgenossen. So ist das Buch nicht nur Lebensbild und Familiengeschichte, sondern gleichermaßen ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte, Kirchen- und Missionsgeschichte.

Der Brüderbote, Bad Boll

Bd. 3 *Harold Begbie*

FELDZUG DER LIEBE

General William Booth, Gründer der Heilsarmee. 240 Seiten, Kunstdruckbeilage, gebunden.

Gegen ein unsagbar großes Menschenelend ist dieser von einer glühenden Liebe zu Gott erfüllte Mann angetreten und hat sich trotz Spott und Verkennung durchgesetzt und Gewaltiges geschaffen, eine Bewegung eingeleitet, die die ganze Welt umspannt.

Das Neueste, Stuttgart

Bd. 4 *Hans Brandenburg*

GOTT BEGEGNETE MIR

Bd. 1: Von Riga bis Lübeck. 192 Seiten, gebunden.

Was hier mit Weisheit und sonnigem Humor gesagt wird, ist mehr als die Rückschau des reifen Mannes auf Gottes wunderbare Führungen. Es ist lebendiges Leben, hineingezeichnet in die Wirklichkeit der Geschichtswelt unseres Jahrhunderts und in ein Stück Reichsgottesgeschichte, das den Leser brennend interessieren muß.

Gemeinschaftsgruß, Nürnberg

R. BROCKHAUS VERLAG WUPPERTAL





einen modernen Sprachstil getragen, macht die Lesung anziehend, und zwar nicht nur für den Theologen. Das Buch bringt mancherlei Beiträge, z. B. zur Kulturgeschichte (Schilderung des bürgerlichen Lebens im alten Riga der zaristischen Zeit), zur Geschichte der Jugendbewegung, speziell der christlichen Studentenbewegung und der Berliner Stadtmission. Eine große Anzahl bedeutender Männer und Frauen der Zeit zwischen 1910 und heute werden bei den oft mit Humor gewürzten Schilderungen vor uns lebendig. Als Universitäten treten hervor Tübingen, Münster, Berlin und die Theologische Hochschule in Bethel. Drei Sätze aus Brandenburgs Buch mögen uns zum Nachdenken anregen und den Tenor des Buches erkennen lassen: „Kein Christentum ohne aktiven Missionsdienst“ — „Alle feierliche Andacht ist eben doch weniger wert als ein einfacher Hilfsdienst“ — „Man diskriminiert leicht einen theologischen Lehrer als ungläubig, weil er theologisch einen anderen Weg geht als der Kritiker“. Ein gegebenes Geschenk an Studenten!

Propst Dr. Strasser, Lüneburg  
im „Deutschen Pfarrerblatt“  
5/64 über den ersten Band.



AUS DER WELT DER  
ERWECKUNG